

Idealbilder von Wissenschaft in der Diskussion

Hoffmann, Stefanie (Ed.); Tiefel, Sandra (Ed.); Walterbach, Verena (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoffmann, S., Tiefel, S., & Walterbach, V. (Hrsg.). (2024). *Idealbilder von Wissenschaft in der Diskussion*. Magdeburg: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. <https://doi.org/10.25673/115363>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

IDEALBILDER VON WISSENSCHAFT IN DER DISKUSSION

Stefanie Hoffmann
Sandra Tiefel
Verena Walterbach
(Hrsg.)



Idealbilder von Wissenschaft in der Diskussion

Herausgegeben als Sammelband im Nachgang zur 12. ZSM-Fachtagung
„Idealbilder von Forschung und wissenschaftlicher Karriere in der Diskussion“
am 11. & 12. November 2022 in Magdeburg

Eine Veranstaltung an der:
Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg



Durchgeführt vom:
ZSM - Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung

Mit freundlicher Unterstützung von:
Büro für Gleichstellung und Familie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Idealbilder von Wissenschaft in der Diskussion

Herausgeberinnen:

Stefanie Hoffmann, Sandra Tiefel & Verena Walterbach

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet die Publikation der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

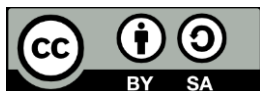
ISBN: 978-3-948749-44-6

DOI: <http://dx.doi.org/10.25673/115363>

Alle Rechte vorbehalten.

Für den Inhalt der Beiträge sind die Autor*innen verantwortlich.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Lizenz:



04/2024 Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung
an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Umschlaggestaltung: Verena Walterbach

Inhaltsverzeichnis

Sandra Tiefel, Stefanie Hoffmann & Verena Walterbach

Idealbilder als Trugbilder entlarven: Wissenschaftliche Karrierewege und Forschungspraxen
in kritischer Betrachtung. Eine Einleitung 1

Ideale in der wissenschaftlichen Karriere hinterfragen

Maria Kondratjuk

„Irgendwo zwischen Lieben und Leiden“... fragmentierte biographische Einsichten einer
Wissenschaftlerin in der Qualifikationsphase 10

Clara Gutjahr

Der zwanglose Zwang – Juniorprofessor*innen mit Tenure Track im Spannungsfeld
zwischen Autonomie und Heteronomie..... 22

Alessandro Barberi & Verena Walterbach

Zwischen Normalität und Normierungen: Wissenschaft als Repräsentation und Idealbild
angesichts von prekären Verhältnissen im akademischen Feld 35

Anja Franz & Dorothee Schwendowius

Enttäuschte Wissenschaftsbilder und ihre Verschränkung mit der Wissenschaftskarriere 50

Robert Aust, Frederic Krull & Sebastian Schneider

Berufsbild Wissenschaftsmanager*innen. Ein Beitrag zu Fragen nach Idealbildern von
Forschung und wissenschaftlicher Karriere 63

Ideale in Forschung(sprozessen) und Wissensgenerierung in der Kritik

Inga Schröer

Identifikation und Reflexion im Prozess der Themenfindung qualitativer Forschung 75

Karolina Siegert & Alice Junge

(Selbst-)Reflexion und Forschungsbeziehungen: Wege zur Thematisierung der eigenen
Position im Forschungsprozess 88

Julia Kett-Hauser

Open Science und FAIR Data als Ideale der Sozialforschung? Zur Datenpraxis der
Qualitativen Sekundäranalyse 96

Autor*innenverzeichnis..... 107

Idealbilder als Trugbilder entlarven: Wissenschaftliche Karrierewege und Forschungspraxen in kritischer Betrachtung. Eine Einleitung

Sandra Tiefel, Stefanie Hoffmann & Verena Walterbach

Im Wissenschaftsbarometer, einer repräsentativen Befragung der Bevölkerung zu ihren Erwartungen an das Wissenschaftssystem in Deutschland, wird seit 2014 regelmäßig ein hohes Vertrauen in Forschung und Wissenschaft festgestellt. Selbst Krisen wie die Covid-Pandemie, der Ukraine-Krieg oder die globale Erwärmung führen hier offenbar nicht zu Zweifeln an beispielsweise der zugeschriebenen Expertise von Wissenschaftler*innen oder an den vorherrschenden Forschungsvorgehen und -standards. Lediglich die Abhängigkeit von nichtöffentlichen Geldgebern wird etwa von der Hälfte der Befragten als kritisch gesehen. Aber auch dieser Wert ist über die Jahre konstant und führt nicht zu einer Erhöhung des Misstrauens gegenüber der Wissenschaft (Wissenschaft im Dialog, 2022).

Etwas anders gelagert ist die Position zum System der Wissenschaft aus der Perspektive wissenschaftspolitischer Organisationen. Hier gibt es im Hinblick auf die Standards wissenschaftlicher Praxen – insbesondere im Hinblick auf Beschäftigungs- und Karrierebedingungen – umfangreiche Kritik nicht nur durch Gewerkschaften, sondern auch durch den Wissenschaftsrat und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) sowie international z.B. durch die Bildungsstudien der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD). Die gesetzlichen Befristungsregelungen hätten zu einem Verlust an Dauerstellen im wissenschaftlichen Mittelbau geführt und der Beruf als Hochschullehrer*in ist inzwischen fast nur durch Erreichen einer Lebenszeitprofessur umsetzbar. Die damit verbundene Betonung des Wettbewerbsgedankens als Garant für Innovation und Bestenauslese erscheint unter den zunehmenden Anforderungen an (inter)nationale Vernetzung und trans- oder interdisziplinäre Kooperationen für exzellente Wissenschaft nicht mehr zeitgemäß. Zudem ist hinreichend bekannt, dass meritokratische Wettbewerbsbedingungen nicht zwangsläufig zu fairen Auswahlkriterien und -prozessen führen (Allmendinger, 2018) und der Beruf Wissenschaft mit komplexen Widrigkeiten verbunden ist, z.B. hinsichtlich des Erlernens (sich wandelnder) feldspezifischer Spielregeln, unsicherer Übergänge zwischen den überwiegend kurzzeitigen Stellenbefristungen, Output-Anforderungen (nicht nur) bei Anstreben einer Professur, Kämpfen um Sichtbarkeit der eigenen Arbeit oder der Vereinbarung von verschiedenen sozialen Rollen (z.B. als Mutter und Wissenschaftlerin), Umgang mit Macht und Machtmissbrauch sowie mit (sexualisierter) Diskriminierung und Gewalt (Wächter & Hermann, 2023; Leinfellner et al., 2023; Bauschke-Urban, 2010; Metz-Göckel et al., 2016; Czerney et al., 2020; Korff & Truschkat, 2022; Kahlert, 2013; Pantelmann & Blackmore, 2023). So zeigt sich z.B. auch trotz exzellenter Leistungen von Wissenschaftlerinnen in Führung und Forschung, dass diese oftmals nur zu Schlaglichtern in der öffentlichen und disziplinären Wahrnehmung werden, ohne dass sich die Sicht auf Potenzen und Potenziale von Wissenschaftlerinnen nachhaltig verändert (Paulitz & Wagner, 2020). Forschung und Erkenntnisse von Frauen werden in den disziplinären Diskursen weniger rezipiert und finden selten Eingang in Lehrbücher oder Curricula (Conley & Stadmark, 2012; West et al., 2013). Forschung zu Karrierebedingungen in Hochschulen zeigen solche Diskriminierungen auch für weitere Gruppen, beispielsweise in Form von (institutionellem) Rassismus (Popal-Akhzarati, 2023), als Ausgrenzung von Wissenschaftler*innen mit Behinderung (Richter, 2016) oder Wissenschaftler*innen aus einem nicht-akademischen Herkunftsmilieu (Blome, 2023; Keil, 2020; Reuter et al., 2020).

Auch Wissenschaft selbst übt Kritik an ihren Praxen und kontextuellen Rahmungen der Wissensgewinnung. Beispielsweise entwickelte die Weltkonferenz für Integrität in der Forschung 2019 mit dem sogenannten Hongkonger Manifest fünf Prinzipien zur Sicherung der Wissenschaftsfreiheit:

„Der Schwerpunkt der Hongkong-Prinzipien zur Bewertung von Forschenden (HKP) liegt darin, Beurteilungspraktiken zu fördern, die die Integrität der Forschung stärken. Dabei konzentrieren sie sich bewusst vor allem darauf, was Forschungseinrichtungen tun können, um die von den Promotions- und Berufungs-Kommissionen zur Karrierebewertung verwendeten Kriterien abzuwandeln. Die Hervorhebung verantwortungsbewusster und die Unterbindung nachteiliger Forschungspraktiken ist insofern von großer Bedeutung, als die genannten, positiven Verhaltensweisen zeit- und ressourcenintensiv sind und zu einer geringeren Anzahl von Fördermitteln und Veröffentlichungen führen können. Die HKP senden die klare Botschaft, dass Verhaltensweisen, die die Integrität der Forschung fördern, anerkannt und belohnt werden müssen“ (Moher et al., 2020 [10]).

Die Umsetzung dieser Prinzipien würde zu massiven Veränderungen in den Bewertungssystemen von Hochschulen führen und damit Drittmittelvolumen und Publikationszahlen – die oftmals mit hohen Abhängigkeiten verbunden sind und Mainstreamforschung bevorteilen – nicht länger als Maß wissenschaftlicher Qualität priorisieren.

Dem Ideal der Wissenschaftsfreiheit stehen aber noch weitere Abhängigkeiten gegenüber. Einer breiteren Öffentlichkeit im deutschsprachigen Raum wurde die Prekarität aufgrund von Arbeitsbedingungen im Wissenschaftssystem durch die vornehmlich auf Twitter geführte (und von Amrei Bahr, Kristin Eichhorn und Sebastian Kubon initiierte) Kampagne gegen das Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) verdeutlicht. Nachdem das Forschungsministerium im Jahr 2021 ein Erklärvideo veröffentlichte, dass vermeintliche Vorzüge von Befristungen pries (Bahr et al., 2022), berichteten Wissenschaftler*innen unter den Hashtags #ichbinhanna und #ichbinreyhan über ihre prekären Erfahrungen und Bedingungen im Wissenschaftssystem. Anschließend nahmen auch Fachzeitschriften die benannten Probleme aus der hochschulischen Praxis zum Anlass vertiefender, (inter-)disziplinärer und wissenschaftspolitischer Betrachtungen, wie z.B. die Zeitschrift *Debatte* mit dem Themenschwerpunkt „*Who Cares*“ – *Nachwuchs*fragen in den Erziehungswissenschaften* (Alexander et al., 2021). Es finden sich zudem auch vermehrt qualitative Studien mit kritischer Perspektive auf Wissenschaftskarrieren, wie z.B. *Wer ist Jens*? Wissenschaftler*innen jenseits von unbefristeten Professuren (Jens* von P)* der Universität Kassel¹.

An all diesen Entwicklungen zeigt sich nicht nur eine von den Herausgeberinnen dieses Bandes begrüßte, kritische Haltung von einigen Akteur*innen der Wissenschaft, sondern zugleich ein gegenwärtiges Brüchigwerden von Annahmen, Erwartungen und Routinen an und in Wissenschaft, welche die Notwendigkeit von Reflexion und Neukalibrierung verdeutlicht. Dieser Sammelband basiert auf einer Fachtagung² des Zentrums für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM) an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, die sich dieser Reflexion im November 2022 unter dem Titel *Idealbilder von Forschung und wissenschaftlicher Karriere in der Diskussion* widmete. Vom 11.–12. November 2022 fanden, angeregt durch 15 Beiträge (in Form von Vorträgen, Diskussionsrunden und einem ethnographischem Filmabend im Beisein der beiden Filmemacherinnen) von 23 Wissenschaftler*innen und zahlreichen Tagungsteilnehmer*innen, Diskussionen und Gespräche im Kommunikations- und Aushandlungsort der Tagung statt, die den jeweiligen Denkgegenstand in den Fokus rückten. Von dort aus wurden neue Perspektiven und Zusammenhänge aufgetan, die in den hier abgedruckten Beiträgen aufgegriffen und durch ein Double-Blind-Peer-Review in ihren Auseinandersetzungen und Fokussierungen noch einmal geschärft wurden³. Diese werden folgend unter zwei Themen systematisiert: *Ideale in*

¹ <https://www.ites-werkstatt.de/weristjens/>

² Die jährliche Fachtagung versteht sich als Austauschforum für interdisziplinäre Forschung, zu deren Beteiligung explizit Wissenschaftler*innen in Qualifizierungsphasen und jenseits unbefristeter Professuren adressiert werden.

³ Alle Beiträge durchliefen ein Peer-Review und zusätzlich Rückmeldeschleifen mit den Herausgeberinnen. Ausgenommen vom Review ist der Beitrag von Maria Kondratjuk, die wir für einen Eröffnungsvortrag anfragten. Aufgrund seiner besonderen, essayistischen Form wurde er von einem Review ausgenommen.

der wissenschaftlichen Karriere hinterfragen und Ideale in Forschung(sprozessen) und Wissensgenerierung in der Kritik.

Ideale in der wissenschaftlichen Karriere hinterfragen

Wissenschaftliche Karrieren sind in ein produktives, erkenntnis- und zugleich auch spannungsreiches Feld eingebettet, in dem sich diverse Möglichkeiten des Wissenschaftler*innenseins zeigen. Spannungsfelder zwischen Idealbildern und Realbildern können dabei auf verschiedenen Ebenen in Erscheinung treten und zum Beispiel Themen wie Arbeitsbedingungen (Leistungsdruck, Konkurrenz), normative Setzungen zu Forschungsstandards (Dynamiken des wissenschaftlichen Feldes, Forschungslogiken) oder das Selbstverständnis als Forscher*in (Selbstunterwerfung und -ausbeutung, Selbstverwirklichung) berühren. Je nach persönlichem Standort der Forscher*innen zeigen sich diese Themen in unterschiedlichen Facetten und machen Dilemmata deutlich, die auch den Ausgangspunkt für die kritische Auseinandersetzung der Beiträge in diesem Themenfeld darstellen.

Der Essay von Maria Kondratjuk *'Irgendwo zwischen Lieben und Leiden' ... fragmentierte biographische Einsichten einer Wissenschaftlerin in der Qualifikationsphase* berührt das Spannungsfeld zwischen (Wissenschafts-)Freiheit und Abhängigkeiten. Hier analysiert sie anhand anekdotisch anmutender biografischer Erfahrungen die eigene wissenschaftliche Karriere als Spiegelbild aktuell vorherrschender Bedingungen in den sogenannten Humanwissenschaften. Sie nimmt dabei insbesondere die Übergänge zwischen den definierten Qualifikationsphasen in den Blick und beschreibt mit einem Augenzwinkern die damit einhergehenden (und durchaus von Ernsthaftigkeit durchdrungenen) Anforderungen: Lehren, Forschen, Vortragen, eigene Artikel schreiben, Sammelbände und Zeitschriften herausgeben, Tagungen und Kongresse organisieren, Netzwerke aufbauen, sich wissenschaftspolitisch organisieren, dabei innovativ Neues generieren, Studiengänge entwickeln, Selbstverwaltung mittragen usw. usf. Alles vollzieht sich – so lange die Lebenszeitprofessur (noch) nicht erlangt wurde – unter der prüfenden Kontrolle verbeamteter Kolleg*innen und unter Zeitdruck befristeter Verträge und deren Begrenzung durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Maria Kondratjuk macht dabei die Wechselwirkungen zwischen systemimmanenter Ausnutzung und Selbstausschöpfung in der Wissenschaft sichtbar, welche eng mit fehlender Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen unterhalb der Professur verknüpft sind.

Auch der Beitrag von Clara Gutjahr *Der zwanglose Zwang – Juniorprofessor*innen mit Tenure Track im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Heteronomie* verweist auf die Internalisierung solcher Mechanismen kritischer (Selbst-)Überprüfung als dominant werdende Basis guter Wissenschaft. Freiheit von Forschung und Lehre, auch als Autonomie-Ideal der Wissenschaft beschreibbar, scheint für die Juniorprofessuren unter den ihnen gesetzten Evaluationskriterien zum Erreichen des Tenure Tracks keine reale Option. Messbarkeits- und Effizienzkriterien, so zeigt Clara Gutjahrs empirische Analyse, gewinnen als unreflektierte Beurteilungsfolie auch für die Einschätzung persönlicher Qualität und Exzellenz an Bedeutung. Skepsis und Kritik – unerlässlich als Motor von Erkenntnisgewinn – richtet sich damit zunehmend gegen die Forschenden selbst. Anpassung und Kriterienerfüllung statt Forschungsfreiheit greifen Raum. Und so warnt Clara Gutjahr, dass veränderte Steuerungsmechanismen der Personalgenerierung nicht nur auf Forschungsinhalte, sondern auch auf deren Qualität Einfluss haben.

Der anschließende Beitrag von Alessandro Barberi und Verena Walterbach *Zwischen Normalität und Normierungen: Wissenschaft als Repräsentation und Idealbild angesichts von prekären Verhältnissen im akademischen Feld* lässt vermuten, dass z.B. die Erfahrungen der Prekarisierung und Selbstausschöpfung in der Wissenschaft – von Maria Kondratjuk bereits eindringlich in ihrem Essay aufgegriffen – durch ihr Geschlecht noch verstärkt werden. Am Beispiel der Filmgeschichte arbeiten sie heraus, dass medial geprägte Stereotype von Wissenschaftlern (und an dieser Stelle wird absichtsvoll nicht inklusiv gegendert) die Idealisierungen dieses Berufsfelds stark prägen. Trotz internationaler Produktionen sind

die Bilder von Wissenschaftlern erstaunlich homogen: Sie werden als „männlich, weiß und auf zumeist geniale Weise außerhalb (outstanding) von Normalität“ dargestellt. Dieses *outstanding* im Sinne von *hervorragend* bekommt für Wissenschaftlerinnen mit dem Blick auf die Zahlen und Fakten zu wissenschaftlichen Karriereverläufen in Deutschland eine neue, konträre Bedeutung in Richtung *standing outside* und adressiert dabei zumeist Wissenschaftlerinnen nach der Promotion. Auch in diesem Beitrag wird der Begriff des *wissenschaftlichen Nachwuchses* kritisch hinterfragt und es wird verdeutlicht, dass hinter der symbolischen Ebene der Repräsentation von vermeintlich *normaler* Wissenschaft vor allem eine zweite Ebene bekannter Ausgrenzungsmarkierer wie *gender*, *race* und *class* für Analysen wissenschaftlicher Ideale unumgebar ist.

Die symbolische Inszenierung von Wissenschaft in der Öffentlichkeit im Vergleich zu ihrer empirisch konstatierbaren Wirklichkeit wird auch im Beitrag *Enttäuschte Wissenschaftsbilder und ihre Verschränkung mit der Wissenschaftskarriere* von Anja Franz und Dorothee Schwendowius thematisiert. Sie gehen anhand einer Biografieanalyse eines ehemaligen Promovierenden beispielhaft der Frage nach, wie dieser retrospektiv seinen Promotionsabbruch verhandelt. Die Reflexion seines Ausstiegs aus der Wissenschaft kann als eine Enttäuschung seiner Ideale interpretiert werden. In der Analyse wird sein Empfinden, nicht in die akademische Welt zu passen, deutlich. Er fühle sich dort mit seinen proletarischen Wurzeln und den damit verbundenen „hehren“ Erwartungen an Wissenschaft (z.B. Weltverbesserung, Ehrlichkeit, Diskurse auf Augenhöhe) fremd. Franz und Schwendowius zeigen damit auf, dass Promovierende ihre Überzeugungen und Vorstellungen über das Berufsfeld Wissenschaft mit ihrem Wissenschaftler*innen-Sein in Beziehung setzen. Geraten diese subjektiven Theorien zu Selbst und Wissenschaft durch die Enttäuschung von Idealen in Konflikt, begünstigt das ein (vorzeitiges) Verlassen des Feldes.

Ein beruflicher Ausstieg aus der wissenschaftlichen Qualifizierung kann zunehmend auch innerhalb des Wissenschaftssystems erfolgen, wie Robert Aust, Frederic Krull und Sebastian Schneider mit ihrem Beitrag *Berufsbild Wissenschaftsmanager*innen. Ein Beitrag zu Fragen nach Idealbildern von Forschung und wissenschaftlicher Karriere* aufzeigen. Sie analysieren Stellenanzeigen für Wissenschaftsmanager*innen diskursanalytisch und arbeiten Merkmale der Berufsgruppe anhand der Interpretativen Subjektivierungsanalyse heraus. Dabei wird deutlich, dass bislang keine genuinen Tätigkeitsfelder des Wissenschaftsmanagements erkennbar sind. Wissenschaftsmanager*innen werden zwar formal zwischen Wissenschaft und Verwaltung verortet, sollen aber eine größere (berufs-)biografische Nähe zur Wissenschaft aufweisen. Auch die Besoldung nach Tarifvertrag für den Öffentlichen Dienst der Länder (E13) lässt Parallelen zur Berufsgruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen erkennen. Obwohl sie von Forschung und Lehre ausgeschlossen sind, verstehen sie idealerweise die Bedarfe der Wissenschaftler*innen. Sie sollen diese ebenso wie die Hochschulleitung unspezifisch sowohl durch akademische Dienstleistung als auch durch strategische Gestaltung unterstützen und damit flexibel entstehende Lücken bei der Umgestaltung der Hochschulen in Richtung New Public Management schließen. Die Enttäuschung dieser Idealvorstellungen an den realen Anforderungen ist dabei absehbar.

Die Reflexionen aller Beiträge über Ideal- & Realbilder wissenschaftlicher Karriere(entwicklung) sind eng mit den Bedingungen des ergebnisoffenen Ausgangs wissenschaftlicher Qualifizierung(sphasen), d.h. mit der Unsicherheit beruflicher Zukunft in der Wissenschaft, verknüpft. Sich trotz dieser Unge- wissheiten für Wissenschaft zu entscheiden, geht entweder mit vielen persönlichen Entbehrungen einher (siehe Kondratjuk i. d. B.) oder führt zu hohen Anpassungsleistungen, um Effizienz- und Messbarkeitskriterien zu genügen (siehe Gutjahr i.d.B.). Die Qualität von Forschung und Lehre leidet unter beiden Tendenzen. Und so verlassen Wissenschaftler*innen dieses System, nicht weil sie *schlecht* in ihrer Forschung oder Lehre wären, sondern weil ihnen die eigenen Ideale in der Wissenschaft nicht umsetzbar erscheinen. Ein Ändern des Systems kommt – auch aufgrund der herrschenden Abhängigkeiten – oftmals nicht in den Blick, sondern der berufliche Wechsel wird, wie im Beitrag von Franz & Schwendo-

wius analysiert, als biografisches Scheitern bearbeitet. Diese Selbstkritik ist ebenfalls eng mit dem Konzept der Qualifizierungsphasen verknüpft. Mit dem Label der *Qualifizierung* – und noch deutlicher mit der Bezeichnung *wissenschaftlicher Nachwuchs* – wird die Arbeit aller Wissenschaftler*innen, die nicht Professor*innen auf Lebenszeit sind, abgewertet. Scheinbar dient deren Forschung, Lehre sowie Wissens- und Technologietransfer vor allem ihnen selbst als eigene Fortbildung bzw. entspricht in ihrer Qualität *noch* nicht den Erwartungen an *erwachsene* Wissenschaft (Bünger et al., 2017). Und was diese *erwachsene* Wissenschaft sein soll, das wird oftmals wieder über Ideale verhandelt. Barberi und Walterbach zeigen in diesem Band, welche Wirkmächtigkeit noch immer medialen Stereotypen zukommt, die Wissenschaft untrennbar mit „geistiger Brillanz einzelner Männer“ gleichsetzt. Der *Matilda-Effekt* bzw. der *Gender Citation Gap* (Franzen, 2018) belegt, dass die Sichtbarkeit von Forschung und deren Verbreitung ebenfalls an dieses androzentristische Ideal (Kahlert, 2011) geknüpft ist. Zusammenfassend führen die prekären Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit unterhalb der Lebenszeitprofessur nicht nur dazu, dass Einzelpersonen in ihrer wissenschaftlichen Leistung und Entwicklung behindert werden und die Attraktivität des Wissenschaftsstandorts Deutschland nachlässt. Sie tangieren auch die Wissenschaftsfreiheit und damit die Unabhängigkeit und Qualität von Forschung. Diese enge Verbindung zwischen Qualifizierungs- bzw. Arbeitsbedingungen und Qualität wissenschaftlicher Arbeit verdeutlicht die Notwendigkeit, die wissenschaftlichen Ideale über Erkenntnisgewinn und Innovation ebenso wie die der wissenschaftlichen Karrierewege kritisch zu reflektieren.

Ideale in Forschung(sprozessen) und Wissensgenerierung in der Kritik

Forschung gilt als Königsdisziplin wissenschaftlich Tätiger und ist mit etlichen Idealen belegt: Objektiv soll sie sein, also unabhängig von den Haltungen und dem Wissen der Forschenden, allgemeingültiges Wissen produzieren, dabei Standards und Gütekriterien folgen und sich klar in Grundlagen- und Anwendungsorientierungen differenzieren lassen. Forschung soll ethischen Grundsätzen entsprechen und dem Wohl der Welt dienen. Zusätzlich soll sie diskursiv sein und Veränderungen aufgreifen, dabei aber einen Wissenskanon bewahren. In dieser Aufzählung wird deutlich, dass die Ideale nicht ganz konsistent sind. Worum sollte es also beim Forschen gehen?

Gerade das Ideal von Objektivität als Grundlage der Wissenschaft offenbart eher Hoffnungen an die systematische Generierung von Wissen und Ideen als umsetzbare Praxen. Allzu oft waren es Zufälle, Geistesblitze oder sogar Irrtümer, die Erkenntnis ermöglichten (Carrier, 2022). Jungert und Schuol (2022) sprechen sogar vom Scheitern als eine Bedingung für Wissensgewinn:

„Für ein adäquates Verständnis des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses ist es daher unabdingbar, sich mit den Formen, Funktionen, Mechanismen und Auswirkungen des Scheiterns zu befassen, was bis dato allerdings kaum geschieht – weder innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft noch in der öffentlichen Debatte. Durch diese ‘Vernachlässigung des Scheiterns’ in den Wissenschaften bleiben auch dessen mitunter produktive Effekte zumeist unerwähnt. Über Versuch und Irrtum führen die ‘Irrwege’ des Erkenntnisprozesses häufig zu Erfolgen und Lösungen“ (S. 22).

Die Beiträge zu Idealen in der Forschung in diesem Band widmen sich dieser Perspektive des unsystematischen, z.T. nicht geplanten Forschungsvorgehens nicht als Scheitern. Der Begriff scheint von Jungert und Schuol (2022) wohl auch eher provokativ eingesetzt, um den Diskurs zu befeuern. Sie fragen sich stattdessen, welche konstruktiven Umgangsweisen es mit den nichtintendierten *Forschungsüberrassungen* geben und wie Thematisierungsweisen von Irrtümern Eingang in wissenschaftliche Diskussionen finden könnten. Hierbei sind alle drei Beiträge durch qualitative Forschungspraxen geprägt, die auf

Basis konstruktivistischer Theorie das Wissen der Menschen über sich und die Welt in historisch wandelbare Wissenssysteme oder Vorstellungswelten eingebettet sehen. Die Reflexion des eigenen Vorgehens wird damit sowohl bei der Planung von Forschung als auch bei deren Beurteilung elementarer Bestandteil der Generierung von Wissen.

Inga Schröer fächert vor dem grundlagentheoretischen Hintergrund von Standortgebundenheit und Forscher*innensubjektivität das Desiderat auf, Identifikationsprozesse von Promovierenden in der Phase der Themenfindung für ihre Qualifikationsarbeit zu analysieren. Aus dem Sample ihres eigenen (laufenden) Promotionsprojekts bildet sie ein Teilsample, um zusätzlich dezidiert der Frage nachzugehen, inwiefern Ideale in Bezug auf die Identifikation im Prozess der Themenfindung ausgehandelt werden. Mittels Grounded Theory-Design nach Charmaz (2014) rekonstruiert sie drei Ausprägungen entlang der Achse der Selbstidentifikation und einer Identifikation durch Dritte und stellt schließlich heraus, in welcher Form die "vorstrukturierten Bezugspunkte des Wissenschaftssystems und lebensweltlichen Bezugspunkte" ineinandergreifen und welche Erkenntnispotentiale dieser Verflechtung inne sind.

Auch Karolina Siegert und Alice Junge plädieren in ihrem Beitrag dafür, Forschung als "Menschenwerk" (Breuer et al., 2019, S. 68) anzunehmen, dem immer eine subjektive Forschungsperspektive inhärent ist. Diese sei vor dem Hintergrund eigener Standortgebundenheit(en) zu reflektieren. Sie orientieren sich kritisch und erweiternd an der Selbstreflexionssystematik Franz Breuers (2003) und der Differenzierung von Forschungsbeziehungen von Christine Morgenroth (2012) und unterbreiten ein neues Modell für die Reflexion von Forschungsbeziehungen. Neben der Situierung von Forscher*innen, die oftmals soziale, zeithistorische, kulturelle oder biografische Dimensionen der forschenden Person reflektieren, stellen sie verschiedene Ebenen von Beziehungen zwischen mehreren Akteur*innen im Forschungsprozess heraus: die Ebene der beforschten und die der forschenden Person (primäre Ebene), die Position der Forschenden zwischen dem Erhebungsfeld und der beginnenden Auswertung in Forschungsgruppen nach Aufbereitung des Materials in Schriftform (sekundäre Ebene), das werkstattförmige Arbeiten am empirischen Material (tertiäre Ebene) als auch die Darstellung, Präsentation und Publikation der Ergebnisse in die wissenschaftliche Community hinein (quartäre Ebene). Diese Beziehungsebenen in allen Phasen qualitativ ausgerichteter Forschungsprozesse werden im Beitrag anhand der abgeschlossenen Dissertationsprojekte der beiden Autorinnen illustriert.

Anschließend diskutiert Julia Kett-Hauser in ihrem theoretischen Beitrag, wie die Annahmen der Forscher*innen- und Standortgebundenheit bei der Datenpraxis der Qualitativen Sekundäranalyse berücksichtigt werden sollten. Die Autorin eröffnet somit einen Blick auf eine Forschungspraxis der Nachnutzung von Daten, die im quantitativ ausgerichteten Forschungsfeld durchaus etabliert ist, jedoch nicht unhinterfragt für qualitative Forschung übernommen werden kann. In der qualitativen Sozialforschung setzt sich eine Forderung nach FAIR Data (FAIR= Findability, Accessibility, Interoperability, Reusability) durch und scheint sich als ein Ideal in die Erhebung, Aufbereitung und Bereitstellung von Primärdaten einzuschreiben. Die Anforderungen der DFG an Forschungsdatenmanagement sind ein konkretes Beispiel, wie in deren Aufbereitung Forschungs- und Ethikstandards erfüllt werden können. Im Beitrag von Julia Kett-Hauser wird diskutiert, wie diese in aktuelle Diskurse um Sekundärdatennutzung in den Sozialwissenschaften einzubinden sind und welche Prämissen besonders reflektiert werden müssen.

Die kritische Sicht dieser drei Beiträge auf die Ideale des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns steht in langer Tradition der Kritik qualitativer Forschung an hypothesenprüfenden Verfahren, wie sie z.B. von Glaser und Strauss schon 1967 in ihrem Artikel *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research* geäußert wurde:

„Ihre Kritik richtet sich gegen den Versuch, die Diskrepanz zwischen Theorie und Realität durch eine Verbesserung der Prüfmethode schließen zu wollen. Sie bemängeln, dass das Überprüfen von Hypothesen überbetont, der Prozess des Entdeckens von Konzepten und Hypothesen, die

für einen Forschungsbereich relevant sein können, jedoch vernachlässigt wird“ (Lamnek, 2005, 101).

Daran schließen die Beiträge in diesem Band an, wenn sie nicht nur das Ideal der Objektivität als Basis von Wissenschaftlichkeit in Zweifel ziehen, sondern zudem Bedingungen für ein tentatives und reflektiertes Forschungsvorgehen formulieren. Und damit ändert sich der Fokus: Nicht die Entdeckung der objektiven Wirklichkeit sei Gegenstand von Wissenschaft, sondern die (Re)-Konstruktion der sozialen Wirklichkeit im Feld und in der Forschung selbst. Mit der Thematisierung der Standortgebundenheit der Forschenden, deren Beziehungen zu Beforschten und Forschungsfeld sowie dem Blick auf qualitative Sekundäranalysen wird diese Perspektive weitergeführt. Alle drei Beiträge verdeutlichen, dass sich das Wissen der Menschen über sich und die Welt nicht einfach so aus objektiven Tatsachen speist. Vielmehr liefern geschichtlich kontextualisierte Wissenssysteme und durch Forschungsindividuen geführte Diskurse prinzipiell wandelbare Deutungszusammenhänge. Oder wie es der Wissenschaftsjournalist Estis vertritt: Die Fehlbarkeit wissenschaftlicher Annahmen und das Eingeständnis der eigenen Wissensgrenzen sind integrale Bestandteile wissenschaftlichen Fortschritts. Und Nichtwissen stellt nicht nur den Ausgangspunkt, sondern strukturiert den Forschungsprozess (Estis, 2022).

Zusammenfassend schließt dieser Tagungsband an Eser (2000) an, der in seinem Beitrag *Wahrhaftigkeit statt Wahrheit in der Wissenschaft* die ehrliche Darstellung und Reflexion von Vorgehen und Designs, Forschungs Kooperationen und -beziehungen und deren Schwierigkeiten wie Limitationen ebenso einfordert, wie die Sanktion wissenschaftlichen Fehlverhaltens.

„Denn Wissenschaftsfreiheit [erschöpfe sich] nicht in einem negativen Freiheitsbegriff im Sinne einer Freiheit von Zwang. Sondern es geht auch um die positive Freiheit zur Teilnahme und Teilhabe an der wissenschaftlichen Praxis der Verbesserung der eigenen und der kollektiven Überzeugungen. Für das Gelingen und Prosperieren dieser Praxis trägt auch jede:r Wissenschaftler:in Verantwortung“ (Özmen, 2021, [12]).

Dieser Band soll – wie auch die vorausgehende Tagung – in ebendieser Tradition der Verantwortung den Diskurs über Veränderungen im Wissenschaftssystem weiterführen. Unser Anliegen als Herausgeberinnen, Idealbilder von Forschung und wissenschaftlicher Karriere vor dem Hintergrund theoretischer und empirischer Erkenntnis in Frage zu stellen, verstehen wir als ersten Schritt auf dem Weg, (verborgene) Potenziale des Abweichens nicht nur zu thematisieren, sondern über unser Wirken als Wissenschaftler*innen auch in die wissenschaftliche Praxis einfließen zu lassen.

Literaturverzeichnis

- Alexander, C., Damm, C., Ebner von Eschenbach, M., Freide, S., Kondratjuk, M., Stimm, M., Trumann, J. & Wagner, F. (Hrsg.) (2021). »Who cares - 'Nachwuchs'fragen in den Erziehungswissenschaften«. *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*, 4(1), Barbara Budrich.
- Allmendinger, J. (2018). Sind die Besten wirklich die Besten? Wettbewerb und Chancengerechtigkeit auf dem Prüfstand. In G. Blamberger, A. Freimuth, & P. Strohschneider (Hrsg.), *Vom Umgang mit Fakten: Antworten aus Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften* (S. 91-98). Verlag Wilhelm Fink. https://doi.org/10.30965/9783770563814_010
- Bahr, A., Eichhorn, K. & Kubon, S. (2022). *#IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland*. Suhrkamp.
- Bauschke-Urban, C., Kamphans, M. & Sagebiel, F. (Hrsg.) (2010). *Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung*. Barbara Budrich.

- Blome, F. (2023). *Universitätskarrieren und soziale Klasse. Soziale Aufstiegs- und Reproduktionsmechanismen in der Rechts- und Erziehungswissenschaft*. Beltz Juventa.
- Breuer, F., Muckel, P. & Dieris, B. (Hrsg.) (2019). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis* (4. Aufl.). Springer VS.
- Breuer, F. (2003). Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 4(2), 44 Absätze, Art. 25. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302258>
- Bünger, C., Jergus, K. & Schenk, S. (2017). Politiken des Mittelbaus. Einsatzpunkte einer Kritik im Medium der Wissenschaft. *Berliner Debatte Initial*, 28(1), 100-109.
- Carrier, M. (2022). Aus dem Irrtum lernen: Über den Umgang mit Fehlschlägen in der Wissenschaft. In M. Jungert & S. Schuol (Hrsg.), *Scheitern in den Wissenschaften. Perspektiven der Wissenschaftsforschung* (S. 27-51). Brill Verlag. https://doi.org/10.30965/9783969752487_003
- Charmaz, K. (2014). *Constructing grounded theory* (2nd edition). SAGE.
- Conley, D. & Stadmark, J. (2012). A call to commission more women writers. *Nature* 488, 590. <https://doi.org/10.1038/488590a>
- Czerney, S., Eckert, L. & Martin, S. (2020). *Mutterschaft und Wissenschaft. Die (Un-)Vereinbarkeit von Mutterbild und wissenschaftlicher Tätigkeit*. Springer VS.
- Eser, A. (2000). Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Wissenschaft. In L. Honnefelder & C. Streffer (Hrsg.), *Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik* 5 (S. 35-52). De Gruyter.
- Estis, A. (2022, 25. Oktober). Erkenntnisgewinn in der Wissenschaft. Was gegen Fanatiker und Pseudoexperten hilft [Podcast]. In *Deutschlandfunk Kultur*. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/souveranes-nichtwissen-100.html>
- Franzen, M. (2018). Matthäus schlägt Matilda. Der Gender Citation Gap in der Wissenschaft. In *WZB Mitteilungen, Heft 161* (S. 31-33). https://bibliothek.wzb.eu/fulltext/journal-vt/wzb-mitteilungen/wm2018_161.pdf
- Hüttges, A. & Fay, D. (2013). Karrierebedingungen weiblicher und männlicher Postdocs in der außerhochschulischen Forschung. *Arbeit*, 22(3), 224-235.
- Jungert, M. & Schuol, S. (Hrsg.). *Scheitern in den Wissenschaften. Perspektiven der Wissenschaftsforschung*. Brill Verlag.
- Kahlert, H. (2011). Hat Wissenschaft ein Geschlecht? Androzentrismus und Androzentrismuskritik. In Bund Demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler/BdWI (Hrsg.), *Wissenschaft und Geschlecht: Erfolge, Herausforderungen und Perspektiven* (S. 49-51). Verlag des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.
- Kahlert, H. (2013). *Riskante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung*. Barbara Budrich.
- Keil, M. (2020). *Die Ordnung des Feldes. Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit in der Wissenschaft*. Beltz Juventa.
- Korff, S. & Truschkat, I. (Hrsg.) (2022). *Übergänge in Wissenschaftskarrieren. Ereignisse – Prozesse – Strategien*. Springer VS.
- Leinfellner, S., Thole, F., Simon, S. & Sehmer, J. (Hrsg.) (2023). *Bedingungen der Wissensproduktion. Qualifizierung, Selbstoptimierung und Prekarisierung in Wissenschaft und Hochschule*. Barbara Budrich.
- Metz-Göckel, S., Schürmann, R., Heusgen, K. & Selent, P. (Hrsg.) (2016). *Faszination Wissenschaft und passagere Beschäftigung. Eine Untersuchung zum Drop-out aus der Universität*. Barbara Budrich.

- Moher, D., Bouter, L., Kleinert, S., Glasziou, P., Sham, M. H., Barbour, V. Coriat, A.-M., Foeger, N. & Dirnagel, U. (2020). The Hong Kong Principles for assessing researchers: Fostering research integrity. *PLoS Biol*, 18(7). <https://doi.org/10.1371/journal.pbio.3000737>
- Morgenroth, C. (2012). Gegenübertragung in der Forschungsbeziehung – Störung als Erkenntnischance. *Soziale Passagen*, 4(1), 23-38.
- Özmen, E. (2021, 12. November). *Wissenschaftsfreiheit. Normative Grundlagen und aktuelle Herausforderungen*. APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/wissenschaftsfreiheit-2021/343220/>
- Pantelmann, H. & Blackmore, S. (Hrsg.) (2023). *Sexualisierte Belästigung, Diskriminierung und Gewalt im Hochschulkontext. Herausforderungen, Umgangsweisen und Prävention*. Springer VS.
- Paulitz, T. & Wagner, L. (2020). Professorinnen - jenseits der "Gläsernen Decke"? Eine qualitative empirische Studie zu geschlechtshierarchisierenden Praxen der Alltagskultur an Hochschulen. *GENDER Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 12(2), 133-148. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaoar-68026-2>
- Popal-Akhzarati, K. (2023). Zur Thematisierung von (institutionellem) Rassismus im Hochschulsystem. In S. Leinfellner, F. Thole, S. Simon & J. Sehmer (Hrsg.), *Bedingungen der Wissensproduktion. Qualifizierung, Selbstoptimierung und Prekarisierung in Wissenschaft und Hochschule* (S. 141-156). Barbara Budrich.
- Reuter, J., Gamper, M., Möller, Ch. & Blome, F. (Hrsg.) (2020). *Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft*. Transcript.
- Richter, C. (2016). Welche Chance auf eine Professur hat Wissenschaftsnachwuchs mit Behinderung? Selektivität und Exklusion in der Wissenschaft. *Beiträge zur Hochschulforschung*, 38(1-2), 142-161. https://www.bzh.bayern.de/fileadmin/news_import/1-2-2016-Richter.pdf
- Specht, J., Hof, C., Tjus, J., Pernice, W. & Endesfelder, U. (2017). *Departements statt Lehrstühle: Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft*. Debattenbeitrag der AG Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie (S. 1-15). <https://www.diejungeakademie.de/de/publikationen/departments-statt-lehrstuhle-moderne-personalstruk>
- Wächter, F. & Hermann, A. (Hrsg.) (2023). *Karrieren in der Wissenschaft. Die Spielregeln im akademischen Berufsfeld*. Kohlhammer.
- Wissenschaft im Dialog (2022). *Wissenschaftsbarometer 2022*. <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-2022/>
- Wissenschaftsrat (2021). Impulse aus der COVID-19-Krise für die Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland | Positionspapier. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2021/8834-21.html>
- Wissenschaftsrat (2023): Wettbewerb in der Krise? Neue Impulse für die Governance des Wissenschaftssystems | Bericht der Vorsitzenden zu aktuellen Tendenzen im Wissenschaftssystem. <https://doi.org/10.57674/bn9n-et07>

Ideale in der wissenschaftlichen
Karriere hinterfragen

„Irgendwo zwischen Lieben und Leiden“... fragmentierte biographische Einsichten einer Wissenschaftlerin in der Qualifikationsphase

Maria Kondratjuk

Keywords: Wissenschaftlerin in Qualifikationsphase (WiQ), Wissenschaftssystem, Anerkennung, prekäre Beschäftigung

Dieser Beitrag basiert auf dem Manuskript für den Eröffnungsvortrag der Tagung zu diesem Band, den ich in einer essayistischen Form gehalten habe.

Der bzw. das Essay ist eine geistreiche Abhandlung, in der wissenschaftliche, kulturelle und bzw. oder gesellschaftliche Phänomene betrachtet werden (können). Im Mittelpunkt steht oft die persönliche Auseinandersetzung der*des Autors*in mit einem Thema. Die Kriterien wissenschaftlicher Methodik und Stringenz können dabei vernachlässigt werden; die Autorin (die Essayistin, damit ich) hat also relativ große Freiheiten – die ich wohl auch nutze. In der Vorbereitung für den Vortrag habe ich mir Gedanken über diese *Textsorte* bzw. *Vortragssorte* gemacht, den Eröffnungsvortrag. Was soll dieser leisten und was intendiere ich damit? Ich möchte mit meinen Ausführungen Impulse geben, an die aufgrund einiger Schnittstellen gemeinsam geteilter Welt angeschlossen werden kann, die aber vielleicht auch Irritationen auslösen, Emotionen herauslocken, Interesse wecken.

In einigen Abschnitten greife ich auf meine Ausführungen zu Anerkennung und Wertschätzung im Wissenschaftsbetrieb (2020) zurück, die ich für einen Blogbeitrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen (KWI) zum Thema *Zukünfte wissenschaftlichen Arbeitens* zusammengetragen habe.

Ich – mittlerweile 40 Jahre alt, gehöre zum so genannten *wissenschaftlichen Nachwuchs*, eine breite und sehr heterogene Masse an Menschen, die sich jenseits und unterhalb einer festen und sicheren Professur befinden. Ich werde auf *wissenschaftlichen Nachwuchs* als zu emeritierende Bezeichnung, auf *Masse* sowie auf das *jenseits* und *unterhalb* eingehen, wenn auch nicht linear. Meine Ausführungen mache ich auf der Grundlage, mittlerweile die Hälfte meines Lebens *in* und *mit* und *für* Wissenschaft verbracht zu haben. Dabei gab es einige Übergänge.

Mit Blick auf die Bedeutung von Übergängen aus der Perspektive der Subjekte prägte im Besonderen der Sozialpsychologe Harald Welzer (1993a, b, 1990) den Begriff der Transitionen, die das subjektive Erleben betonen. Er bezeichnet Transitionen als „Veränderung von eingelebten Zusammenhängen“ (Welzer, 1990, S. 37); dem Subjekt obliegt es in dieser Situation, den neuen Lebenszusammenhang zu erfassen, sich den damit verbundenen Erfordernissen anzupassen und für sich sinnvolle Handlungsstrategien zu entwerfen (ebd.). Der mit der Transition bedingte Statuswechsel wird begleitet vom unterschiedlichen Erleben der Individuen und ihrem Bewerten des Prozesses, er wird verknüpft mit den eigenen Handlungs- und Bewältigungskompetenzen sowie erfahrenen oder benötigten formalen und informellen Unterstützungssystemen. Aha. Svea Korff und Inga Truschkat (2022) haben sich explizit mit Übergängen in Wissenschaftskarrieren beschäftigt. Wie war das doch gleich bei mir?

Spätsommer 2016: Es ist stickig in meiner Küche, gerade weiß ich auch nicht mehr, welcher Wochentag es ist und ob es nachts vom Abend her oder nachts vom Morgen her ist. Ich sitze am Küchentisch, den Rechner vor mir, ich trinke Wein, rauche dabei und esse nur Kram. Ich stehe kurz vor der Abgabe meiner Diss. Ich bin im so genannten Tunnel. Dem Rauch und der Farbe meiner Augen nach zu urteilen, könnte es auch im Vorzimmer der Hölle sein. Ich leide. Große Anstrengung liegt hinter mir, so z.B. auch die sich zuspitzende problematische Beziehung zu meinem Erstgutachter – mein so genannter *Doktorvater*,

der mich erst vor kurzem am Telefon hysterisch angeschrien hat, weil er in meiner Arbeit etwas suchte und sich dann herausstellte, dass er die falsche Version der Arbeit las – und dann auch begutachtete... Wenige Tage später komme ich aus dem Copyshop mit einer Kiste meiner gedruckten und gebundenen Dissertation. Es ist etwas surreal. Ich habe körperliche Erscheinungen. Mir ist schummerig. Mein Kreislauf spielt verrückt. Krämpfe im Bauch. Ich fühle mich an die Geburt meines Sohnes erinnert. Da fällt mir prompt die Beschreibung einer Mentorin dazu ein, die die End-Dissphase mit einer Schwangerschaft verglich. Das waren wohl die Presswehen. Raus ist sie. Ich fahre an die Universität, an der ich promoviert habe und gebe alles ordnungsgemäß ab. Ein solider, einfacher, formaler Akt. Ich komme aus dem Promotionsbüro, stehe draußen und kann es nicht fassen. Abgegeben. Noch stellt sich keine Erleichterung ein. Das kommt sicher noch. Denn jetzt wird alles anders. Oder?

Drei Jahre zuvor: „Mama, wir könnten doch hierbleiben. Ich habe auch schon etwas gespart“. Mein 4-jähriger Sohn öffnet seine kleine Hand und legt diverse Coins auf den Tisch, dabei erzählt er mir, dass er die, seitdem wir hier sind, auf der Straße findet und sammelt. Wir sind seit mittlerweile vier Wochen in Kanada, Vancouver. Ich habe das große Glück, aufgrund meiner Promotionsförderung von einer Stiftung, hier einen Forschungsaufenthalt zu verbringen. Es ist großartig. Alles einfach. Die Stadt, die Uni und der Campus, die Landschaft, was ich sehe, erlebe und hier erfahren darf. Ich fühle mich privilegiert und bin zugleich unheimlich dankbar über diese Gelegenheit, ...nicht die erste und auch nicht die letzte. Ich habe diverse solcher Möglichkeiten genutzt, habe nicht nur die Arbeit von Kolleg*innen in anderen Ländern kennengelernt, sondern auch etwas von deren Kultur, ihrem Leben. Habe Interessen und Leidenschaften entwickelt. Ich liebe Wissenschaft.

Zwei halbe Stellen an zwei Universitäten an zwei unterschiedlichen Orten in zwei unterschiedlichen Kontexten – eine so genannte Haushaltsstelle und eine Projektstelle. Dazu diverse Lehraufträge, ehrenamtliche Aktivitäten, meine externe Promotion an noch einer anderen Universität. Bei der Frage nach der institutionellen Zuordnung und Zugehörigkeit verwirre ich nicht nur andere, sondern auch mich selbst. Wenn ich von *wir* und *bei uns* spreche, was meine ich denn damit? Rudolf Stichweh (2005, S. 126) hat dafür sogar einen Begriff: „transorganisatorisch“. Klingt gut – irgendwie. Was bedeutet das in diesem Szenario? Sandra Beaufaÿs hat in dem Heft „*Who cares*“ – „*Nachwuchs'fragen in den Erziehungswissenschaften*“ in der Zeitschrift *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*, die ich übrigens mit einigen mir sehr geschätzten Kolleg*innen gegründet habe, dazu folgendes ausgeführt:

„Die Hochschulen als Organisationen haben allerdings *nur wenig Impact*. Denn für die Hochschulen gilt, dass sie ‚im Hinblick auf ihre wissenschaftlichen Mitglieder weder über Organisationsmacht noch über Personalmacht verfügen‘ (Hüther & Krücken 2011, S. 307). Sie sind somit *nur eingeschränkt handlungsfähig*, weil sie über Mittelbaustellen nicht frei disponieren können, sondern die Entscheidung über eine Anstellung über ‚Patronage‘ erfolgt (Hüther & Krücken, 2011, S. 314) und das heißt über Lehrstühle, Professor*innen und wissenschaftliche Vorgesetzte. Deshalb – und aufgrund der üblichen Befristungsregeln – können sich Hochschulen quasi auf *strukturelle Verantwortungslosigkeit* berufen. Darüber hinaus ist die lose Kopplung von Hochschulen als Arbeitsorganisationen und der wissenschaftlichen Community als ursächlich für die hochschulische Passivität zu nennen, denn wissenschaftliche Gemeinschaften sind ‚transorganisatorisch‘ (Stichweh, 2005, S. 126), d. h., Wissenschaftler*innen arbeiten zwar vielfach an Hochschulen, doch hat das mit ihrer Positionierung im wissenschaftlichen Feld nur so viel zu tun, als sie über die Anstellung ihre *Existenz sichern* können und über den verliehenen Titel *Legitimation gewinnen*. Das bedeutet umgekehrt, dass *die Hochschule als Organisation nicht auf ihre Mitglieder i. S. v. human resources angewiesen ist*. Keine Hochschule hat deshalb Interesse, Mitarbeiter*innen zu halten und langfristig zu bezahlen, die einfach nur die anfallende

Arbeit – in Form von typischen Daueraufgaben in Lehre und Forschung – erledigen, selbst wenn sie dies sehr gut machen“ (Beaufaÿs, 2021, S. 26, Hervh. MK).

Wenn ich über Anstellungen im Wissenschaftsbetrieb spreche, komme ich nicht umhin, das Wissenschaftszeitvertragsgesetz, kurz *WissZeitVG* zumindest zu erwähnen. Ich selber habe damals eher zufällig, beiläufig davon erfahren und dann kam in einem Bewerbungsverfahren die plötzliche Erkenntnis, dass das relevant ist. Worüber mich im Vorfeld niemand informiert hat. Euch? Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW, 2022) formuliert es folgendermaßen:

„84 Prozent aller wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen an Universitäten sind befristet beschäftigt – mit einer durchschnittlichen Vertragslaufzeit von 18 Monaten. Das 2007 in Kraft getretene Wissenschaftszeitvertragsgesetz (*WissZeitVG*) legitimiert eine hemmungslose Befristungspraxis an Hochschulen und Forschungseinrichtungen – auf Kosten der Zukunftschancen der Wissenschaftler*innen, der Kontinuität und Qualität von Forschung und Lehre sowie der Attraktivität des Arbeitsplatzes Hochschule und Forschung“.

Laut BuWin von 2021 – das ist das Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs – ist es noch düsterer: hier sind es nur 8 % des hauptberuflichen wissenschaftlichen Personals, die unbefristet beschäftigt sind. Ich überlege kurz, wie viele Kolleg*innen ich kenne, die eine unbefristete Stelle haben. Gerade fällt mir niemand ein, dafür erinnere ich mich an meine ersten Jahre in der Wissenschaft, da hatte ich einen dicken Ordner mit den zahlreichen Verträgen aus dieser Zeit – die übrigens auch gern mal kurz vor der Angst erst unterschrieben wurden.

Andreas Keller, stellvertretender Vorsitzender der GEW und dort Vorstandsmitglied für Hochschulen und Forschung spricht 2014 auf einer Veranstaltung von der „desaströsen strukturellen Verfasstheit des Wissenschaftssystems“. In einer der zahlreichen live-Debatten im Kontext des Hashtags *#ich bin Hanna* sagt der Mitinitiator der Kampagne Sebastian Kubon „Wissenschaft geht fahrlässig mit ihren Ressourcen um“. In ihrer kürzlich erschienenen Streitschrift *Prekäre Wissenschaft in Deutschland* (Bahr, Eichhorn & Kubon, 2022) heißt es in der Ankündigung unter anderem: „Die Probleme sind nicht individuell verschuldet: Sie sind systembedingt und schaden der Wissenschaft insgesamt“ (ebd., S. 63f.).

„Hey, Du bist Professorin!“ – Ja, Juniorprofessorin. Ohne Tenure Track. Befristet. Ich habe die gleichen Aufgaben, wie die anderen Professor*innen, aber mache das auf Probe, ohne Aussicht, dass die Bewährungszeit in ein festes Arbeitsverhältnis mündet. Dafür muss ich mich an den sogenannten Evaluationskriterien abarbeiten und soll ein eigenes Forschungsprofil entwickeln. In Claus Leggewies und Elke Mühlleitners (2007) *Die akademische Hintertreppe. Kleines Lexikon des wissenschaftlichen Kommunizierens* heißt es unter Juniorprofessur:

„Das Schisma quer durch die deutsche Bildungspolitik und Wissenschaftslandschaft um die 2002 eingeführte Juniorprofessur lässt tief blicken: Während der Bund und die meisten Nordlichter nach dem Muster des in den USA üblichen tenure track jungen Wissenschaftlern einen kalkulierbaren und transparenten Übergang in eine Position auf Lebenszeit eröffnen wollten, hielten Bayern und andere Südlichter am Primat der Habilitation fest. Dass die mittlerweile rund 1000 Juniorprofessoren miserabel bezahlt, mit Aufgaben überladen und an der ganz kurzen Leine gehalten werden, war zu erwarten; dass sie aber auch verfassungsrechtlich auf wackeligen Füßen stehen und die wenigsten Auserwählten wirklich auf dem ‚track‘ in eine sichere Position sind, stellt dem Gesetzgeber ein Armutszeugnis aus und grenzt an Etikettenschwindel“ (S. 150).

„Die Organisation dankt es Dir nicht!“ wurde mir häufig gesagt, und: „Bitte keine Dankbarkeit erwarten! Wir sind nicht im Feudalsystem“ habe ich bei Astrid Kaiser (2015, S. 93) in den „Bloß nicht“ ihres *Reiseführers für die Uni-Karriere. Zwischen Schlangengrube und Wissenschaftsoase* gelesen. Aber ich

liebe meine Arbeit und das, was ich tue – *Traumjob Wissenschaft?! (*übrigens ist der Titel der von der GEW initiierten Kampagne: <https://www.gew.de/wissenschaft/traumjob-wissenschaft/>*).*

Im Frühjahr letzten Jahres war ich auf einer Veranstaltung der Kommission Wissenschaftsforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE). Hier hat ein Kollege eine Analyse diskursiver Praktiken im wissenschaftlichen Feld präsentiert. Praktik eins sei Ablehnung, Praktik zwei sei ein erkenntnispolitischer Einsatz, der dazu führt, ein guter Ort für Wissenschaftler*innen jenseits unbefristeter Professuren zu sein, Praktik drei sei die Anpassung an Drittmittel bzw. Antragslogiken und Praktik vier die Aufrechterhaltung des Wissenschaftsethos. Ich frage mich, wo ich mich da verorte.

Herbst 2017: „Marizka, chody sjudi. Pobalakoi snami. Scho twui batko tam rozpovidal“. Massen an Menschen, Massen an Essen. Ich bin in der Ukraine bei meiner Familie, die ungefähr so groß ist, dass es die halbe Einwohner*innenzahl des Muckeldorfes dort ausmacht. Ich werde nach wie vor konsequent Marizka genannt, „die kleine Maria“, von meinem Vater übrigens Donia oder Dozinka, diese Verkleinerungsform von Tochter gibt es im Deutschen gar nicht. Mein Vater lobt mich in hohen Tönen, obwohl er nicht wirklich weiß, was ich mache. Damals wollte er unbedingt, dass ich Medizin, Jura oder Wirtschaft studiere – mein damaliges rebellisches, revoluzzerisches Punkrock-Ich entschied sich für Sozialpädagogik. Er wollte immer, dass es mir besser ergeht als ihm. Er ist als ältester Sohn von 14 Kindern in der Ukraine geboren, in dem Dorf, in dem wir gerade sind und das sich in den letzten 30 Jahren nicht wirklich viel verändert hat. Er hat früh Verantwortung übernehmen müssen, für vieles. Was wir, ich, heute als selbstverständlich annehme, blieb ihm verwehrt. Er ist stolz auf mich. Das rührt mich und doch ist es mir unangenehm. Warum nur? Dann doch lieber Marizka und wir singen Koljadki – kleine Lieder in Reimversen.

Bis ich in die Pubertät kam, war ich wohl ein so genanntes Papa-Kind. Einzige Tochter zwischen drei Brüdern. Sandwichkind könnte man ergänzen, da ich faktisch nur mit dem jüngeren und dem ältesten Bruder aufgewachsen bin. Irgendwann hab' ich mich mit ihm und an ihm gerieben. Das Beste, was uns damals passieren konnte war, dass ich mit 17 ausgezogen bin. Bis zum heutigen Tag arbeite ich mich an ihm ab. Sobald ich von ihm eine Eingrenzung auch nur wittere, bin ich schon am Ketten sprengen, selbst wenn da keine sind. Autonomie scheint mein Thema zu sein.

Ich liebe Wissenschaft. Warum? Sie hat mich dazu gebracht, zu reflektieren, kritisch zu denken, mich selbst mit der Welt, mit mir und mit meinem Vater ins Verhältnis zu setzen. Mich mit meiner Biographie und der meiner Mitmenschen zu beschäftigen. Ich reflektiere permanent, hinterfrage, bin skeptisch, euphorisch, interessiert. Ich entwickle einen spezifischen Beobachtungsmodus meines eigenen Handelns und bin zugleich stärker interessiert an den Handlungsweisen anderer. Ich kann viele Zusammenhänge besser verstehen und einordnen und sie benennen, habe dafür Begriffe.

Wissenschaft als Beruf – so der Titel von Max Webers Vortrag von vor etwa 100 Jahren (1919) und sein darauf bezugnehmender Aufsatz von 1986, ebenso der Titel des Beitrags von Ulrich Oevermann (2005). Oevermann nimmt Bezug auf Webers Ausführungen und deutet in Anschluss daran aktuelle Entwicklungen professionalisierungstheoretisch. Weber bezeichnet die Universitätslaufbahn als *wilden Hazard* – also ein Glücksspiel ohne Rücksicht auf sich und andere. Wissenschaft, eine hoch sinnstiftende und selbstwirksame Tätigkeit durch Hingabe an die Sache und hohe Identifikation mit dem eigenen Tun. Diese Idee steht einer zunehmenden Verwertungs- und Verwendungslogik des Wissenschaftsbetriebes gegenüber, in der Forschung und Lehre nicht mehr selbstreferentiell, sondern in ökonomischer Optimierungslogik erfolgen. *Impact* heißt das Zauberwort, worunter sich verbirgt, Leistungen jeglicher Art in Zahlen zu überführen, um für Rankings jeglicher Art funktionalisiert zu werden. Was dabei außer Acht gerät ist der Umstand, dass diese Logik eben nicht auf (die meisten) sozialen und geistigen Phänomene übertrag- und anwendbar ist. Steffen Mau (2015) bezeichnet dieses Phänomen treffend als „Quantifizierung des Sozialen“ (der gesamte Titel des Werkes lautet *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung*

des Sozialen). Andere kodieren es als Spielregeln des Wissenschaftsbetriebes. Dieses Ringen um Reputation im wissenschaftlichen Feld hat schon Pierre Bourdieu 1979 in seinem *Entwurf einer Theorie der Praxis* thematisiert und in seinem Werk zum *Homo Academicus* (1992) durch eine „soziologische Analyse der universitären Welt“ (ebd., S. 9) spezifiziert. Er analysiert die Spielregeln des Feldes mit erstaunlichen Befunden, etwa im Kapitel *Gegner als Komplizen* (ebd., S. 19ff). Aber was, wenn die Spielregeln ungerecht, undurchschaubar und unpassend sind?

Aus der Hochschulforschung liegen uns mittlerweile zahlreiche Befunde zur Erklärung dazu vor. In einer Untersuchung des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW, Schneijderberg & Götze, 2020) war Ergebnis, dass einer steigenden Unzufriedenheit mit den Arbeits- und Vertragsbedingungen unter den Mitarbeitenden im Wissenschaftsbetrieb eine hohe Leistungsbereitschaft und der explizit formulierte Wunsch eines Berufes oder einer Karriere in der Wissenschaft gegenübersteht; und das trotz hoher Arbeitsbelastung, die hier ganz konkret benannt wird. Ich erkenne mich wieder. In Vorbereitung meines Blogbeitrages zum Thema lese ich bei Arno Bammé (2015) dazu: „Jahrzehntelang sind die Hochschulen mit Überlastquoten gefahren – und haben funktioniert. Ich möchte den Industrie- oder Handelsbetrieb sehen, der unter vergleichbaren Bedingungen auf Dauer nicht zusammengebrochen wäre“ (S. 11).

Franziska Günauer, Anne K. Krüger, Johannes Moes, Torsten Steidten und Claudia Koepernik schreiben in dem GEW-Handbuch *Promovieren mit Perspektive*: „Obwohl in Deutschland die größte Gruppe der Promovierenden als wissenschaftliche Mitarbeiter_Innen beschäftigt ist, gilt das Promovieren in der öffentlichen Diskussion als individuelle Qualifikation und erhält damit oftmals den Status einer mehr oder weniger privat motivierten Weiterbildung anstelle von ergebnisorientierter wissenschaftlicher Arbeitsleistung“ (ebd., 2012, S. 41). Das deckt sich mit meinen Erfahrungen und denen meiner Kolleg*innen.

24.12.2021, 15.17 Uhr. Ich sitze geschneigelt und fast abfahrbereit am Rechner. Noch *schnell* die letzten Eintragungen im Antragsportal des BMBF, easy-online, alles andere als *easy*, aber ich schlage mich tapfer. Und wieder die Erkenntnis: nichts geht schnell. Nun aber, gleich ist Weihnachten.

Bei dem Wort *Drittmittelakquise* bekomme ich Zustände. In meiner Peergroup nennen wir es Antragschreiberei: Ich hasse es. Bitte entschuldigt diese Ehrlichkeit. Hier zeigt sich das Leiden in voller Güte. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, Antragsprosa. Ich zitiere eine Person, mit der, oder besser, für die ich einen Antrag schreiben sollte: „Du kannst da nicht die wissenschaftlichen Begriffe, die Du sonst nutzt, verwenden, das liest sonst keiner und versteht auch niemand“. Bitte? Zudem die Enttäuschungen, dass bei den zurückliegenden erfolgreichen Drittmittelanträgen ich als Mit-Antragstellerin nicht auftauche. Monate der Vorbereitung, dann bis zu einem Jahr Warten, um dann einen Zweizeiler der Ablehnung zu erhalten. Aufwand und Nutzen stehen in keinem Verhältnis.

Anfang 2022 kritisiert *Die Junge Akademie* in einer Pressemitteilung:

„das gängige Vergabesystem für wissenschaftliche Fördermittel. Zahlreiche Förderprogramme für Drittmittel seien für die Antragstellerinnen und Antragsteller mit hohem Aufwand bei geringen Erfolgsaussichten verbunden und hätten dadurch einen oft überraschend geringen Nutzen für die Wissenschaft als Ganzes. Oftmals gerate außer Blick, dass Drittmittelanträge ähnlich viele Arbeitsstunden erforderten wie sie bei einer Bewilligung wieder ausschütteten. Der Aufwand für detaillierte Anträge und Begutachtungen werde dabei nur sehr eingeschränkt dem Anspruch gerecht, die vorgeschlagenen Forschungsprojekte zuverlässig in eine Rangfolge ihrer Forschungsqualität zu stellen“.

Dieser unwahrscheinlich hohe Druck, Drittmittel einzuwerben und die kaum vorhandenen Kapazitäten sind wohl symptomatisch für ein von Optimierung durchdrungenes Wissenschaftssystem (für die Hochschulweiterbildung habe ich das an anderer Stelle ausbuchstabiert: Kondratjuk, 2022. Diese Drittmittelantragslogik ist ein in sich steigender Imperativ und geht einher mit der schon erwähnten, von Steffen

Mau ausbuchstabierten These der Quantifizierung des Sozialen, Wissenschaft und Leistung um jeden Preis messbar zu machen. Diese Rankings, Indexe usw. sind aber vor allem Zeugnis von Aktivitäten der (Selbst-)Vermarktung.

Apropos *Selbstvermarktung*. Researchgate, Academia, FIS Forschungsinformationssystem, Research-Connect, LinkedIn, ORCID, h-Index... Ich bin immer sehr froh, wenn ich mit Minimalselfvermarktung durchkomme, um Zeit für Inhaltliches zu haben, und mir das im besten Fall auch noch abgenommen wird – danke an dieser Stelle an meine wissenschaftlichen Hilfskräfte.

„Ich bin die bestbezahlteste Verwaltungshilfskraft Deutschlands“. Meine befreundete Kollegin – Postdoc in einem Graduiertenkolleg – scherzt immer wieder gern, mehr mit weinendem, als mit lachendem Auge. Die Last an verwalterischen Aufgaben ist hoch und nimmt einen Großteil der Arbeitszeit in Anspruch. In einer meiner wissenschaftlichen Etappen hat ein Kollege, der als Wissenschaftler neben Lehre und Einbindung in Forschungsprojekte an seiner Dissertation arbeitete, für ein Jahr das Sekretariat des Lehrstuhls abgedeckt – zusätzlich versteht sich und mitunter auf einer halben Stelle. Auch Tätigkeiten im sogenannten Wissenschaftsmanagement nehmen zu und werden zudem gefordert. Die so genannte *akademische Selbstverwaltung* – von deren Grundidee ich absolut überzeugt bin und die zweifelsohne wichtig und notwendig für die Aufrechterhaltung des Wissenschaftsbetriebes ist – wird jedoch zumeist auf Kosten von Wissenschaftler*innen in Qualifizierungsphasen sehr dehnbar interpretiert und in der Folge zweckentfremdet ausgelegt, was oft in zeitaufwendige, rein administrative Tätigkeiten mündet. Mit der Verbürokratisierung der akademischen Selbstverwaltung kommt die Hochschulautonomie an seine Grenzen.

Schnell noch diesen Text fertigbekommen. Daneben zwei Buchprojekte und noch ein Aufsatz, für den die Abgabefrist schon verstrichen ist. Quantität vor Qualität. Oder ist Quantität Qualität? Zunehmender Publikationsdruck und die fortwährende Textproduktion wird von der Entwicklung begleitet, dass es – so nicht nur mein Eindruck – mittlerweile mehr Autor*innen als Lesende gibt; hinzu kommt das Begutachtungsverfahren – liebevoll *Peer Review* genannt, gern auch *double blind*, welches mich regelmäßig herausfordert. Double blind ist ungefähr so, als würde ich eine Anfrage an zwei anonyme Reisebüros stellen und von dem einen die Empfehlung erhalten, in die Antarktis zu reisen, und von dem anderen, auf eine Insel in der Karibik. Ich muss eine Entscheidung treffen, am besten an beiden Orten gleichzeitig sein. Nachfragen nicht erlaubt, da ich ja auch gar nicht weiß, von wem die Antwort kam.

„Mist. Ich wollte seit drei Stunden etwas essen, auf Toilette muss ich auch“. Ich spreche mit mir selbst: „Mach doch mal Pause!“

Was ist eine Pause? In einer Ausgabe des Journals *Forschung & Lehre* zum Thema Pause werde ich fündig: „Eine Pause wird meistens als kurze Unterbrechung einer Tätigkeit verstanden, ein Szenenwechsel, um sich zu erholen, Kraft zu tanken, und um nach einer Weile die Tätigkeit wieder mit neuem Elan, frischer Energie und gestärkter Konzentration aufzunehmen. So gesehen steht die Pause im Dienst der Effektivität der Arbeit“, so Alice Lagaay (2021, S. 630). Pausen sind Elemente der Zeitkultur. Sie sind abhängig vom gesellschaftlichen Verständnis von Arbeit. Gabriela Muri (2021) führt in diesem Heft aus:

„[D]ie ‚Regulierungskraft‘, die bestimmt, ob Menschen Pausen machen oder nicht, verlagert sich wie von Norbert Elias beschrieben ins Innere. Es gibt also eine verinnerlichte Zeitkultur. [...] wir sind selbst dafür zuständig, was eine Pause ist und wie sie richtig gelebt und erlebt werden will“ (S. 625). „Pausen sind in unserem Alltag kein Nichtstun mehr, sondern ein gesellschaftlich geregeltes ‚Anderstun‘“ (S. 625).

Eventisierung und Erlebnisorientierung und der Umstand, dass Pausen mit Konsumangeboten bewirtschaftet werden, „verursachen prekäre Zeiterfahrung“ (S. 625). Besonders gut gefällt mir in ihren Ausführungen, dass sie dafür plädiert, „die Dauer des Nichtstuns, des sinnlosen und unbestimmten Tuns“

(S. 626) zu erhöhen, und dabei auf die Bedeutung von Langeweile hinweist. Tatsächlich weiß ich nicht (mehr) so richtig, was das sein soll. In der Auseinandersetzung damit finde ich den Aufsatz von Kathrin Busch *Elemente einer Philosophie der Passivität* (2013). Aber das führt jetzt zu weit. Zurück zu den Pausen.

Einig sind sich da fast alle: Es braucht Pausen, um kreativ sein und denken zu können! Leider habe ich kaum noch Pausen dieser Art, um kreativ und inhaltlich denken zu können, die es aber braucht, denn „[k]reative geistige Tätigkeit vollzieht sich ‚unter der Decke‘. Ein ‚Einfall‘ ist das Ergebnis eines impliziten mentalen Prozesses, eines versteckten Denkens, der Pause also, die man einlegt, und damit gedanklichen Freiraum schafft, der sich der bewußten Kontrolle entzieht“, sagt Ernst Pöppel, medizinischer Psychologe (2021, S. 628).

Wusstet ihr, dass das Schauen ins Kaminfeuer mit einer Grundfrequenz von vier bis sieben Hertz zu einer Synchronisation neuronaler Prozesse im Bereich von Theta-Wellen führt, die etwas mit unserer emotionalen Regulation zu tun haben und uns zur Ruhe oder sogar zum Einschlafen bringen?

Manchmal pausiere ich im Homeoffice und spiele Klavier. Das erfüllt mich sehr. Ich bin wieder einmal sehr froh, dass ich das mit bzw. während meiner Arbeit machen kann und niemand darüber urteilt.

Was ich in diesem Zusammenhang noch bemerkenswert fand, ist der Umstand, dass wir Menschen uns von den Tieren darin unterscheiden, warten zu können: „Wir sind also in der Lage, eine Pause einzulegen zwischen dem Auftreten eines Bedürfnisses und seiner unmittelbaren Befriedigung“ (Pöppel, 2021, S. 629). Ich frage mich, was es mit uns macht, dass wir permanent darum bemüht sind, nicht warten zu müssen und Wartezeiten zu verkürzen, sie besonders sinnvoll zu nutzen. *Optimierung ick hör dir trap-sen*. Hier bewundere ich meinen Sohn, der sich freiwillig am Imbiss anstellt, um nach einer guten halben Stunde pappige Pommes zu bekommen. Dafür hat er dann immer viel zu erzählen, was er alles so beobachtet hat. Oder, wenn ich ihn frage, was er solange gemacht hat, antwortet: nichts!

Was mich in der Auseinandersetzung mit diesem Thema jedoch nachhaltig beschäftigt hat, ist die Idee des *In-der-Zeit-seins* anstelle von *Aus-Zeit nehmen* und die Beschäftigung mit der Frage, ob wir uns wirklich nach Ruhe *von* der Arbeit oder nicht auch nach Ruhe *in der* Arbeit sehnen und die Krux eher darin liegt, ein ausgeglichenes Leben *in der Zeit* zu haben? Gerade kann ich das nur bejahen. In den Momenten, in denen ich mitten im Thema bin, voll darin versunken, weil ich die Zeit dafür habe, bin ich unheimlich glücklich.

4.37 Uhr, in etwa einer Stunde muss ich auf dem Rad sitzen, um meinen Zug um 6 Uhr zu erreichen, wie jeden Donnerstag und manchmal auch anderntags. In Gedanken gehe durch, was ich in den knapp drei Stunden Hinfahrt alles machen muss und möchte. Ein Gespräch vorbereiten und mir dazu Notizen machen. Das Exposé zu einer Masterarbeit einer Studentin lesen und kommentieren. Mir die Tabelle zum Haushaltskonto von meiner Sekretärin anschauen. Für die Lehre den einen Text zur Sozial- und Ideengeschichte noch einmal lesen und mir überlegen, wie ich die Studierenden zu einem Dialog mit dem Text einladen kann. Und, ganz wichtig, Mails checken.

„Muss nur noch kurz die Welt retten. Danach flieg' ich zu dir. Noch 148 Mails checken. Wer weiß, was mir dann noch passiert, denn es passiert so viel“ (Refrain des Songs „Nur noch kurz die Welt retten“ von Tim Bendzko).

Warum brauche ich für eine Woche Abwesenheit (was etwa nur in zwei bis drei Wochen im Jahr der Fall ist) eine Woche, um die ganzen Mails abzarbeiten?

Es ist fast schon wieder soweit, dass mehr nicht geht. Gefühlt ist es ein auf Dauer gesetzter Zustand, der jedoch Nuancen entwickelt. Neulich hab' ich mitten bei etwas innegehalten, weil ich nicht mehr wusste, was ich gerade machen wollte. Ich bin bisweilen so zerfleddert, dass ich Mühe habe, mich zu sortieren. Mittlerweile kann ich damit für mich zufriedenstellend umgehen. Mehr als Machen geht nicht. Eins nach dem anderen. Ich tu mein Bestes. Das Karussell darf sich auch ohne mich drehen. Meine Mutter hat mir

in Zeiten hoher Belastung einen Brief geschrieben und das Zitat von Marie Curie angeführt: „Man merkt nie, was schon getan wurde, man sieht immer nur, was noch zu tun bleibt“.

An diesen Punkt der Erkenntnis zu gelangen, hat einiges an Zeit und Leid gekostet. Von psychosomatischen Beschwerden über Diskriminierung bis Trennung vom Kindsvater.

Mittlerweile gibt es auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Panels, die sich mit prekärer Arbeit und Ausbeutung als auch Selbstausschöpfung beschäftigen (z.B. *Selbstausschöpfung als Rationalisierungsmodus*). Ich muss sofort an Alain Ehrenbergs (2008) *Das erschöpfte Selbst* denken und die damit einhergehende Selbstoptimierung, die dazu führt, sich selbst in Frage zu stellen und dann an Kursen teilnehmen lassen, die einem auch nicht wirklich helfen. Es hat sich hier eine Praxis der Selbstoptimierung entwickelt, die bei einigen schon inkorporiert zu sein scheint, mir große Sorge bereitet und mich zu einer leidenschaftlichen Gegnerin von Ratgebern jeglicher Art macht. *Wie koche ich gesund? So kannst Du Deine Zeit noch effektiver nutzen. Wie Du glücklich und zufrieden in der Partnerschaft wirst. So gelingt Dir die Erziehung Deines Kindes. Bewerbung einfach gemacht – so klappt es mit dem richtigen Job* usw. usf.

„Seminar war bombe. Ich fands `ne super Einführung in die ganzen Forschungsmethoden und vor allem die konkrete Forschungsarbeit (Entwicklung einer Forschungsskizze in einer Gruppe etc). Außerdem fand ich die Anpassung des Blockseminar-Formates an die ganze Online-Corona-Situation absolut spitze und gelungen. Die Dozentin war mit eigenem Interesse am Fach und an Forschung dabei und das war sehr ansteckend“.

„Es hat mir persönlich tatsächlich die Angst vor Forschungsarbeiten enorm genommen“.

„Die Beispiele aus der Praxis von einer in der Praxis stehenden und von ihrer Arbeit begeisterten Fachfrau“. „Die sichtbare Kompetenz gepaart mit alltagssicheren Beispielen hat die Anschaulichkeit des Fachs enorm erhöht. Super Seminar. Vielen herzlichen Dank dafür!“.

Auszüge aus einer Lehrevaluation aus dem letzten Wintersemester. Yeah, das geht runter wie warme Butter. Ich sollte das öfter lesen. Ich scheine das ganz gut zu machen. Tatsächlich weiß ich nicht, wie man Inhalte lehren kann, für die man keinerlei Leidenschaft entwickeln kann. Egal wie, ich arbeite mit Menschen. Für Menschen, mit Menschen. Ich habe so viele interessante Personen kennengelernt, Studierende, Promovierende, Kolleg*innen, Vorgesetzte, deren Geschichten und Biographien mein Leben bereichern. „Im Grunde sind es immer die Verbindungen mit Menschen, die dem Leben seinen Wert geben“ (Wilhelm von Humboldt). Ich liebe Wissenschaft.

„Ich muss das jetzt machen“. Tränen fließen. Es fühlt sich an wie ein Therapiegespräch. Meine befreundete Kollegin führt mit uns (noch zwei befreundete Kolleg*innen) ein Krisengespräch. Sie ist nicht fertig mit der Diss. Ihr Vertrag kann nicht verlängert werden. Dank des WissZeitVG kann sie sich nun auch nicht mehr problemlos auf andere Stellen bewerben. Trotz großer Bemühungen hat sich keine andere Option aufgetan. Sie wird jetzt für unbestimmte Zeit arbeitslos sein.

„Lehrstuhl oder Sozialhilfe?“, wie es Arno Bammé (2015, S. 49) in seinem Buch *Science Wars. Von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft* dort in seiner dritten Diagnose des Wissenschaftsbetriebes nennt. Wer sich in den so genannten Flaschenhals wagt, schlägt einen langen, hürdenreichen Weg ein, der nicht selten schicksalhafte biographische Verstrickungen zur Folge hat. Hier gibt es mittlerweile belletristische Aufarbeitungen, wie den Roman *Die Hoffnungsvollen* von Anna Sperk (2017).

Was aber bedeutet diese Prekarität der Arbeitsverhältnisse für die Anerkennungsverhältnisse im Wissenschaftsbetrieb? Richard Sennett (2000, S. 11f.) hat es in seinem Werk *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus* treffender nicht fragen können: „Wie aber können langfristige Ziele verfolgt werden, wenn man im Rahmen einer ganz auf das Kurzfristige ausgerichteten Ökonomie lebt?“. Und weiter: „Wie können Loyalitäten und Verpflichtungen in Institutionen aufrechterhalten werden, die ständig zerbrechen oder immer wieder umstrukturiert werden?“.

In dem schon eingangs erwähnten Blogbeitrag von mir habe ich versucht, eine mögliche Antwort aus anerkennungstheoretischer Perspektive zu geben. Die Kategorie der Anerkennung ist von besonderer Bedeutung und – mit den Worten von Krassimir Stojanov (2006, S. 100) – eine „der zentralen Signaturen der Moderne“. Sie wird verstanden als wechselseitige Verständigung, die auf gegenseitiger Wahrnehmung, Wertschätzung und Bestätigung basiert; nach Werner Nothdurft (2007, S. 110) ein sozialer Prozess, „in dem sowohl die Entwicklung von Identität und gesellschaftlichem Bewusstsein als auch die gesellschaftliche Integration von Individuen entschieden wird“ und in dem das Streben nach Anerkennung „als wesentliche Orientierung sozialen Handelns bzw. als Grundbedürfnis des Menschen“ betrachtet wird.

Axel Honneth (2021) hat hierzu in seinem Werk „Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte“ eine sozialphilosophische Betrachtung vorgelegt, die den Durchbruch zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsform als das Resultat einer Ausdifferenzierung von drei Anerkennungsformen beschreibt: Liebe, Recht und Wertschätzung. *Liebe*, als Achtung der unantastbaren Integrität und Grundlage für *Selbständigkeit*. *Recht*, als Würdigung als Vernunftperson mit moralischen Kapazitäten und Grundlage für *Selbstachtung*. Und *soziale Wertschätzung* als Anerkennung besonderer, sozial wertvoller Eigenschaften und Fähigkeiten und Grundlage für *Selbstwertgefühl*. Jede der drei Anerkennungsformen entspricht einem bestimmten Selbstverhältnis der Person. In ihrem Zusammenwirken ermöglichen und bedingen sie die Ausbildung, Entwicklung und Entfaltung gelungener individueller und dialogisch (reziprok) anzueignender Autonomie. Laut Honneth können diesen Anerkennungsformen entsprechende Missachtungsformen als negative Äquivalente angeführt werden, die eine Betrachtung der von ihm eingeführten Figur des *Kampfes um Anerkennung* möglich werden lassen. Für die je individuelle Handlungsfähigkeit von Wissenschaftler*innen ist die Anerkennung im Wissenschaftsbetrieb daher hoch bedeutsam. In der Ausdifferenzierung der Bedeutsamkeit werden Abhängigkeiten der Wissenschaftler*innen in Bezug auf ihre jeweilige Entscheidungs-, Verfügungs- und Definitionsmacht deutlich. Kommt es zu Missachtungsformen, etwa durch Ausschluss, Benachteiligung, Ablehnung, Entwertung oder Entrechtung (heute als verschiedene Formen von Mobbing und strukturellem Machtmissbrauch bezeichnet), besteht kein ausgewogenes reziprokes Verhältnis von Anerkennung. Handlungsmacht und Handlungsspielräume der Wissenschaftler*innen werden beschnitten. Wird die Grundlage der Anerkennung in den gesellschaftlichen Strukturen einer Wertgemeinschaft – hier dem Wissenschaftsbetrieb – entzogen, wird den Subjekten die Möglichkeit genommen, ihren eigenen Fähigkeiten einen sozialen Wert beizumessen. In dieser anerkennungstheoretischen Deutung wird sichtbar, wie fatal asymmetrische, auf Abhängigkeiten und von Missachtungsformen durchzogene Beziehungskonstellationen für die Ausbildung von Anerkennungsstrukturen im Wissenschaftsbetrieb sind. Ludwig Wittgenstein (*26.04.1889 in Wien, † 29.04.1951 in Cambridge) sagte einmal: „Leistung allein genügt nicht. Man muss auch jemanden finden, der sie anerkennt“.

Wir könnten damit einsetzen, Anerkennung und Wertschätzung in unserem Sprechen zum Ausdruck zu bringen. Denn mit Sprache erfassen wir die Welt – als Strukturierung der Wirklichkeit. Neben einer gendersensiblen und inkludierenden Sprache ist das vor allem die Adressierung und Etikettierung von Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen und jenseits unbefristeter Professuren als *Nachwuchs*. Diese biologistische und abwegige Bezeichnung führt nämlich zu einer dauerhaften Infantilisierung von Erwachsenen, die in ihrer patriarchalen Beziehung von Macht und Abhängigkeit gekennzeichnet ist. Die Paradoxie ist offenkundig: Erwachsene werden als Kinder bezeichnet und „die Nachwuchsformel suggeriert Fürsorge“ (so Marcel Lepper 2019 in seinem ZEIT Campus-Artikel *So kommt keiner voran*), jedoch wird von ihnen im Wissenschaftsbetrieb die Leistung Erwachsener erwartet (und auch vollbracht), dies betrifft Wissenschaftler*innen mit vielen Jahren Lehr- und Forschungserfahrung jenseits der 40 und nicht selten mit eigenen Kindern.

Im Schlusssatz von Jutta Allmendingers und Martin Manns Aufsatz (2019) *RESPEKTIERT DEN NACHWUCHS! Wir müssen junge Forscherinnen und Forscher besser behandeln – fünf Forderungen* heißt es: „Schließlich gibt es noch eine Maßnahme, die Promovierenden jene Wertschätzung zukommen lässt, die sie verdienen: sie beim Namen zu nennen und als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu bezeichnen. Der Begriff ‚Nachwuchs‘ kann dann emeritiert werden“.

Wenn man Carsten Bünger, Kerstin Jergus und Sabrina Schenk folgt, sollte primär die Politizität, die sich im Begriff *Nachwuchs* verbirgt, reflektiert werden. Sie schreiben in ihrem Aufsatz *Politiken des akademischen Mittelbaus. Einsatzpunkte einer Kritik im Medium der Wissenschaft*: „Nimmt man die Tradierungslogik von Wissenschaft als Generationenverhältnis ernst, dann ist ‚Nachwuchs‘ der Name eines Konflikts – um den Sinn von Universität, um die Kontur der Disziplin, um die Geltungsmaßstäbe des Wissenschaftlichen“ (ebd., 2016, S. 16).

Ich schließe mit meinem Lieblingszitat, was diejenigen, die mich kennen, schon kennen. Ich habe geringfügig angepasst: „[Wissenschaft] ist harte Arbeit, es ist immer ein bißchen Leiden damit verbunden, deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen“ (Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie, 2004).

Literaturverzeichnis

- Allmendinger, J. & Mann, M. (2019, 8. September). *RESPEKTIERT DEN NACHWUCHS! Wir müssen junge Forscherinnen und Forscher besser behandeln – fünf Forderungen*. <https://www.zeit.de/2019/37/forschung-nachwuchs-foerderung-bildung>
- Bahr, A., Eichhorn, K. & Kubon, S. (2022). *#IchbinHannah. Prekäre Wissenschaft in Deutschland*. Suhrkamp.
- Bammé, A. (2015). *Science Wars. Von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft*. Metropolis.
- Beaufaÿs, S. (2021). Die Hochschule verzichtet gerne auf ihre Expertise. *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*, 6(1), 24–28.
- Bourdieu, P. (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1992). *homo academicus*. Suhrkamp.
- Busch, K. (2013). Elemente einer Philosophie der Passivität. In K. Busch & H. Draxler (Hrsg.), *Theorien der Passivität* (S. 15-31). Wilhelm Fink.
- Bünger, C., Jergus, K. & Schenk, S. (2017). Politiken des Mittelbaus. Einsatzpunkte einer Kritik im Medium der Wissenschaft. *Berliner Debatte Initial*, 28(1), 100-109.
- Die Junge Akademie (2022, 31. Januar). *Kritik an ineffizienter Drittmittelvergabe* [Pressemitteilung]. <https://www.diejungeakademie.de/de/presse/pressemitteilung-drittmittelvergabe-ein-teures-lot>
- Ehrenberg, A. (2008). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Suhrkamp.
- GEW (2022, 23. September). „*Bund muss jetzt Weichen für Dauerstellen in der Wissenschaft stellen*“. *Bildungsgewerkschaft präsentiert Gesetzentwurf für „Wissenschaftsentfristungsgesetz“* [Pressemitteilung]. <https://www.gew.de/presse/pressemitteilungen/detailseite/gew-bund-muss-jetzt-weichen-fuer-dauerstellen-in-der-wissenschaft-stellen>
- Günauer, F., Moes, J., Koepernik, C., Krüger, A. K. & Steidten, T. (2012). *GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive. Ein Ratgeber von und für DoktorandInnen*. Bertelsmann.
- Hüther, O., & Krücken, G. (2011). Wissenschaftliche Karriere und Beschäftigungsbedingungen: Organisationssoziologische Überlegungen zu den Grenzen neuer Steuerungsmodelle an deutschen Hochschulen. *Soziale Welt*, 62(3), 305–325.

- Honneth, A. (2021). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Suhrkamp.
- Kaiser, A. (2015). *Reiseführer für die Unikarriere. Zwischen Schlangengrube und Wissenschaftsoase*. Budrich.
- Kondratjuk, M. (2022). Hochschulweiterbildung von Optimierung durchdrungen. Problematisierung von Optimierungsphänomenen als kritischer Einsatz. *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung, Sonderheft 1: Problematisierung anstatt Optimierung? Erwachsenenpädagogische Verhandlungen einer klärungsbedürftigen Beziehung*, 39-52.
- Kondratjuk, M. (2020, 22. Oktober). *Anerkennung und Wertschätzung im Wissenschaftsbetrieb. Paradoxien im (Alb-)Traumjob Wissenschaft* [Blogbeitrag]. KWI-BLOG. <https://blog.kulturwissenschaften.de/traumjob-wissenschaft/>
- Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2021). *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021*. wbv media.
- Korff, S. & Truschkat, I. (2022). *Übergänge in Wissenschaftskarrieren. Ereignisse – Prozesse – Strategien*. Springer VS.
- Lagaay, A. (2021). Wider die „Auszeit“. *Forschung & Lehre*, 21(8), 630–631.
- Legewie, H. & Schervier-Legewie, B. (2004). "Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen". Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 5(3).
- Leggewie, C. & Mühlleitner, E. (2007). *Die Akademische Hintertreppe. Kleines Lexikon des wissenschaftlichen Kommunizierens*. Campus Verlag.
- Lepper, M. (2019). So kommt keiner voran. *DIE ZEIT* 26/2019. <https://premium.zeit.de/abo/die-zeit/2019/26>
- Mau, S. (2015). *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Suhrkamp.
- Muri, G. (2021). Langeweile als Gegenpol. *Forschung und Lehre*, 21(8), 625–626.
- Nothdurft, W. (2007). Anerkennung. In J. Straub, A. Weidemann & D. Weidemann (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder* (S. 110-122). Metzler.
- Oevermann, U. (2005). Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung. *die hochschule*; 1, 15-51.
- Pöppel, E. (2021). Man muss es in sich denken lassen. *Forschung und Lehre*, 21(8), 628–629.
- Schneijderberg, C. & Götze, N. (2020). *Organisierte, metrifizierte und exzellente Wissenschaftler*innen. Veränderungen der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen an Fachhochschulen und Universitäten von 1992 über 2007 bis 2018*. INCHER Working Paper 13. Kassel.
- Sennett, R. (2000). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Goldmann.
- Sperk, A. (2017). *Die Hoffnungsvollen*. mdv.
- Stichweh, R. (2005). Neue Steuerungsformen der Universität und die akademische Selbstverwaltung. Die Universität als Organisation. In U. Sieg & F. Korsch (Hrsg.), *Die Idee der Universität heute* (S. 123-134). Saur.
- Stojanov, K. (2006). *Bildung und Anerkennung. Soziale Voraussetzungen von Selbst-Entwicklung und Welt-Erschließung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weber, M. (1986). *Wissenschaft als Beruf*. In ebd. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. von Johannes Winckelmann. Mohr. S. 582-613. <http://www.zeno.org/nid/20011440449>
- Welzer, H. (1990). *Zwischen den Stühlen. Eine Längsschnittuntersuchung zum Übergangsprozeß von Hochschulabsolventen*. Beltz.

- Welzer, H. (1993a). *Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse*. Ed. Diskord.
- Welzer, H. (1993b). Transitionen – ein Konzept zur Erforschung biographischen Wandels. In *Handlung – Kultur – Interpretation. Zeitschrift für Kultur und Sozialwissenschaften*, 2(3), S. 137–155.

Der zwanglose Zwang – Juniorprofessor*innen mit Tenure Track im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Heteronomie

Clara Gutjahr

Keywords: Wissenschaftler*innen; Autonomie; Juniorprofessur; Tenure Track; Grounded Theory

„Das Ethos der Wissenschaft ist nicht kodifiziert, es läßt sich jedoch aus dem moralischen Konsensus der Wissenschaftler erschließen, wie er im täglichen Umgang, in den zahllosen Schriften über den Geist der Wissenschaft oder in der moralischen Empörung angesichts von Verstößen gegen dieses Ethos zum Ausdruck kommt.“ (Merton, 1985, S. 88)

Dieser Beitrag widmet sich einem spezifischem Ideal der Wissenschaft, das ein bedeutender Teilaspekt ihres Ethos ist: Der Autonomie von Wissenschaftler*innen. Anhand von Momenten des täglichen Umgangs und der moralischen Empörung ihrer Einschränkung wird die Autonomie von Juniorprofessor*innen ins Zentrum des Interesses gerückt und auf Basis fünf narrativ-episodischer Interviews mit aktuellen Inhaber*innen dieser 2002 neu geschaffenen Stellenkategorie aus den Sozialwissenschaften näher untersucht. Ziel der Einführung von Juniorprofessuren war es, den Wissenschaftler*innen im Karriereaufstieg über diese maximal sechsjährige Position früher eine größere Eigenständigkeit zu gewähren, als dies im deutschen Wissenschaftssystem bisher üblich ist (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs, 2021, S. 88). Mit der Schaffung der Juniorprofessur und der Erweiterung um den sogenannten Tenure Track wurde somit auf die hinlänglich bekannten Probleme mit Karrierewegen im deutschen Wissenschaftssystem reagiert, insbesondere auf „die lange Qualifikationsdauer des wissenschaftlichen Nachwuchses“ sowie „die im internationalen Vergleich unzureichende Selbständigkeit der Postdoktorandinnen und Postdoktoranden“ (Deutscher Bundestag, 2001, S. 1). Denn: Wissenschaftliche Karrieren zeichnen sich für die Qualifikant*innen vor dem Erreichen einer Lebenszeitprofessur durch eine lange Phase großer Unsicherheit aus, die insbesondere aus der Befristungspraxis auf Basis des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes und der hohen Wahrscheinlichkeit ihres Scheiterns resultiert (Bloch & Burkhardt, 2010, S. 13). Hinzu kommt die mit dem Lehrstuhlprinzip verbundene große Abhängigkeit von den entfristeten Professor*innen (Zimmer, 2018, S. 24). Juniorprofessor*innen verfügen hingegen über einen eigenen Arbeits- und Forschungsbereich und im Falle eines Tenure Tracks über eine klare Entfristungsperspektive.

Davon ausgehend wäre zu erwarten, dass die Juniorprofessur durch ihre spezifische Struktur mit einem höheren Maß an Autonomie im Sinne einer größeren Eigenständigkeit einhergeht. In der diesem Beitrag zugrundeliegenden Masterarbeit¹ zeigte sich jedoch anhand der geführten Interviews, dass auch für die Juniorprofessur mit Tenure Track problematische Einschränkungen der Selbstbestimmung ausgemacht werden können, die besonders auf die Tenure-Track-Kriterien zurückzuführen sind. Zugleich wurde ersichtlich, dass die eigene Autonomie durch die Stelleninhaber*innen meist nur situativ als eingeschränkt betrachtet wird, wohingegen in der Analyse gezeigt werden konnte, dass die *Tenure-Track-Kriterien* sämtliche Entscheidungen beeinflussen und ein grundlegendes Heteronomiepotenzial darstellen. Daher wird die These vertreten, dass von ihnen ein *zwangloser Zwang* ausgeht, der für die Juniorprofessor*innen nicht direkt ersichtlich ist. Das Ziel des Beitrages ist die Beantwortung der daraus resultierenden

¹ Diese wurde unter dem Titel 'Und das ist nicht so ganz meine Logik' – Juniorprofessor*innen der Sozialwissenschaften zwischen Autonomie und Heteronomie im Januar 2023 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt im Fach Soziologie eingereicht. In dem am 11.11.2022 gehaltenen Vortrag auf der dem Tagungsband zugrundeliegenden Tagung wurden erste Ergebnisse präsentiert, weshalb der vorliegende Beitrag zu weiten Teilen über diesen hinausgeht.

Fragen: Welche Momente der Autonomie und Heteronomie erleben Juniorprofessor*innen mit Tenure Track in den Sozialwissenschaften und wie lässt sich die Diskrepanz zwischen der situativen und allgemeinen Selbsteinschätzung erklären?

Zunächst werden die Besonderheiten der Juniorprofessur mit Tenure Track dargelegt, danach auf den Begriff der Autonomie und ihren Antipol Heteronomie eingegangen. Daran anschließend steht das methodische Vorgehen im Vordergrund. Es folgt ein kurzer Abriss des Vorgehens bei der Analyse, um daran anschließend zeigen zu können, welche Autonomie- und Heteronomiepotenziale im Material identifiziert wurden. Besonders eingehend wird die Wirkung der Tenure-Track-Kriterien beschrieben und plausibilisiert, warum eine Art zwangloser Zwang vorliegt. Abschließend sollen einige Überlegungen dazu folgen, welche Bedeutung den Ergebnissen über die Juniorprofessur hinaus für das Ideal der Autonomie von Wissenschaftler*innen zukommt.

1. Die Juniorprofessur mit Tenure Track

Die Juniorprofessur kann als ein Hybrid aus fortgeschrittener Mittelbauposition und Professur angesehen werden und ist als Alternative zur Habilitation angelegt. Es handelt sich demnach bei der Juniorprofessur um eine Qualifikationsstelle, mit der – wie auch bei der Habilitation – die Eignung für eine Lebenszeitprofessur nachgewiesen wird, wobei 2015 etwa ein Drittel der Juniorprofessor*innen angab, sich dennoch zusätzlich habilitieren zu wollen (Burkhardt & Nickel, 2015, S. 238). Um „die mit ihrer Schaffung intendierte größere Selbstständigkeit in diesem Karrierestadium zu betonen“ (Zimmer, 2018, S. 2), wurde sie formal der Statusgruppe der Hochschullehrenden zugeordnet, womit das „Recht zu selbständiger Forschung und Lehre“ (Deutscher Bundestag, 2001, S. 1) einhergeht. Daher sind die Juniorprofessuren in der Regel direkt in Fachbereichen oder Instituten angesiedelt, statt an einen existierenden Lehrstuhl angebunden zu sein (Zimmer, 2018, S. 31). Juniorprofessor*innen durchlaufen dafür bereits vor Antritt ihrer Stelle ein Berufungsverfahren. Nach der Berufung beginnt die maximal sechsjährige Bewährungsphase, wobei die Berufungsfähigkeit über eine positive Zwischenevaluation nachgewiesen wird. Ist eine Juniorprofessur mit einem sogenannten Tenure Track versehen², müssen die Stelleninhaber*innen (ggf.) eine zweite Evaluation am Ende ihrer Zeit auf der Juniorprofessur durchlaufen. Eine positive Endevaluation ermöglicht dafür den Übergang auf eine reguläre Professur an derselben Universität. Die Evaluationsentscheidung wird, wie bei der regulären Juniorprofessur auch, durch eine dafür eingesetzte Evaluationskommission getroffen, die sich aus Vertreter*innen verschiedener Statusgruppen des eigenen Instituts (häufig den Mitgliedern der Berufungskommission) zusammensetzt. Um die Entscheidung über die Gewährung des Tenure zu treffen, wird häufig vor dem Stellenantritt ein Kriterienkatalog vereinbart, anhand dessen die Leistung der Stelleninhaber*innen bewertet wird. Dieser enthält beispielsweise eine bestimmte Anzahl von Publikationen oder Drittmittelanträgen, die bis zum Evaluationszeitpunkt nachgewiesen werden müssen.

Im Jahr 2018 waren insgesamt 1.580 Juniorprofessor*innen an deutschen Hochschulen und gleichgestellten Institutionen tätig, von denen 276 über einen Tenure Track verfügten (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs, 2021, S. 29)³. Die Möglichkeit, ohne das erneute Durchlaufen eines Berufungsverfahrens direkt auf eine Lebenszeitprofessur an der eigenen Universität überzugehen, ist eine im deutschen Karrieresystem der Wissenschaft seltene Chance. Alle Interviewten des vorliegenden Samples hatten eine solche Tenure-Track-Juniorprofessur inne.

² Ein Tenure Track kann auch den Wechsel von einer statusniedrigeren W2-Professur auf eine statushöhere W3-Professur ermöglichen. Der Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs weist für das Berichtsjahr 2018 insgesamt 519 Tenure-Track-Professuren aus, von denen 243 W2-Professur*innen sind (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs, 2021, S. 93).

³ Zum Vergleich: Im selben Jahr befanden sich 5.082 Personen im Habilitationsverfahren, wobei die Gesamtzahl der Habilitierenden noch darüber liegt (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs, 2021, S. 88).

2. Zwei Ausprägungen von Autonomie in der Wissenschaft

Autonomie ist in der Wissenschaft ein geteiltes Ideal und zugleich ein deskriptives Charakteristikum der wissenschaftlichen Tätigkeit (Gutjahr, 2023, S. 24). In der Selbstbeschreibung von Akteur*innen kann sie in beiden Bedeutungen vorkommen, darüber hinaus in der Forschung sowohl ein normativer, wie auch analytischer Begriff sein. Für diesen Beitrag soll Autonomie als Ideal und als Analysekategorie beschrieben werden. Als Ideal ist sie Ausgangspunkt des Forschungsinteresses, ihre Bestimmung als Analysekategorie dient der Vorbereitung auf die empirische Analyse der Autonomie von Juniorprofessor*innen.

2.1 Autonomie von Wissenschaftler*innen als Ideal

Die Autonomie von Wissenschaftler*innen gilt als eine Grundvoraussetzung für wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt (Henkel, 2005a, S. 166; Henkel, 2005b, S. 145). Nur wenn Wissenschaft auf inhaltliche Gründe und Argumente ausgerichtet ist und dem Ideal nach von *externen* Einflüssen (etwa einer Profitlogik oder religiösen Argumenten) reingehalten wird, kann sie ihren Ansprüchen gerecht werden (Henkel, 2005a, S. 166; Henkel, 2005b, S. 145; Gläser & Schimank, 2014, S. 49). Eine Orientierung nach *innen* und an den Erkenntnisgegenständen selbst ermöglicht es demnach, wissenschaftliches Wissen zu produzieren. Dies steht in Zusammenhang mit dem hohen Spezialisierungsgrad der Wissensbestände und der Komplexität der wissenschaftlichen Tätigkeit (Torka, 2014, S. 92; Gläser, 2012, S. 151). Diese Charakteristika erschweren es, von außen auf die Forschungsinhalte und -methoden Einfluss zu nehmen, ohne das Ziel des kollektiven Erkenntnisgewinns zu gefährden (Gläser & Schimank, 2014, S. 50). Gerade weil Forschung als ein inhaltlich orientierter Prozess gilt, werden Eingriffe in die Arbeit von Wissenschaftler*innen wiederum als normativ problematisch empfunden (Anderson, 2008, S. 260).

Diese Vorstellungen gehen auf Ideale der Aufklärung zurück und sind wesentlicher Bestandteil des Humboldt'schen Wissenschaftsideals (Teichler, 2011, S. 223). Das Ideal ist so bedeutend, dass es auf der verfassungsmäßigen und einfachgesetzlichen Ebene Niederschlag findet. Bereits in der Paulskirchenverfassung wurde die Wissenschaftsfreiheit verankert und auch im Grundgesetz (GG) der Bundesrepublik Deutschland heißt es: „Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei“ (Art. 5, Abs. III GG). Dieses Grundrecht bezieht sich auf alle Mitglieder der Hochschule, wird in Artikel 4 des Hochschulrahmengesetzes (HRG) näher beschrieben und „umfaßt insbesondere die Fragestellung, die Grundsätze der Methodik sowie die Bewertung des Forschungsergebnisses und seine Verbreitung“ (§ 4, Abs. II HRG).

2.2 Autonomie als Analysekategorie

Um die Autonomie von wissenschaftlichem Personal, im vorliegenden Fall von Juniorprofessor*innen, untersuchen zu können, ist es zunächst notwendig, eine Begriffsbestimmung vorzunehmen. In diesem Beitrag wird dabei auf den Sammelband von Franzen et al. (2014), insbesondere den Beitrag *Autonomie als Resistenz gegen Beeinflussung. Forschungshandeln im organisatorischen und politischen Kontext* von Gläser & Schimank (2014) zurückgegriffen. Autonomie soll demnach als „Grad der beim Akteur liegenden Kontrolle über die Erreichung eigener Handlungsziele“ (Gläser & Schimank, 2014, S. 42f.) verstanden werden. Sie umfasst die Möglichkeit „Regeln für das eigene Handeln zu setzen, gegebenenfalls eigene zu entwickeln und diesen auch Folge zu leisten“ (Torka, 2014, S. 88). Akteur*innen verfügen über strategische Autonomie, die sich auf Wahl der Ziele bezieht, sowie operative Autonomie, welche die Auswahl der zur Zielerreichung gewählten Handlungen betrifft (Gläser & Schimank, 2014, S. 47). In Bezug auf den Untersuchungsgegenstand sei exemplarisch für erstere auf die Entscheidung,

Drittmittel einzuwerben, hingewiesen, ein Beispiel für weitere ist etwa die Publikation eines peer-reviewed Journalartikel statt einer Monografie. Autonomie ist immer relativ an ihren Gegenpol der Heteronomie gekoppelt, die in einem „Nullsummenverhältnis“ zueinander stehen (Gläser & Schimank, S. 47). Weniger Autonomie, z.B. in Bezug auf die Flexibilität des Arbeitszeiteinsatzes, bedeutet immer mehr Heteronomie, also im Falle der Arbeitszeit etwa mehr Vorgaben zur Anwesenheit und umgekehrt. Außerdem kann sie strukturvermittelt sein (durch bürokratische bzw. institutionalisierte Regelungen wie die Tenure-Track-Kriterien) oder interaktiv durch konkrete Gegenüber (wie etwa Vertreter*innen der Hochschulleitung oder aber ältere, anerkannte Kolleg*innen) beeinflusst werden (Gläser & Schimank, 2014, S.43). Dies trifft auch auf ihre Einschränkung in Form von negativen und positiven Sanktionen (Bestrafung und Anreizsetzung) zu. Wer die vorgegebenen Kriterien nicht erfüllt, wird nicht positiv evaluiert; wer der Aufforderung des Präsidiums nachkommt, mehr Drittmittelanträge einzuwerben, kann mit einer Belohnung im Sinne persönlicher Anerkennung rechnen. Daraus ergibt sich nach Gläser und Schimank das folgende Schema:

		Art der Beeinflussung	
		Bestrafung	Anreize
Modus der Beeinflussung	Interaktiv	Weisung	Bilaterale Verhandlung
	Strukturvermittelt	Regeln	Installierter Wettbewerb

Abb. 1: Analytische Unterscheidung von Autonomieeinschränkungen nach Gläser und Schimank (2014)

Es handelt sich bei dem Tenure-Track-Modell – dem Schema von Gläser & Schimank (2014) entsprechend – um eine interaktiv ausgehandelte und über die institutionelle Struktur vermittelte Anreizsetzung: Bei erfolgreicher Erfüllung der verhandelten Kriterien werden die Juniorprofessor*innen mit einer Lebenszeitprofessur belohnt. Die Evaluationskriterien können dabei sowohl die strategische als auch die operative Autonomie einschränken, denn sie nehmen Einfluss auf die zu erfüllenden Zielvorgaben (etwa wenn die Einwerbung von Drittmittel vorgegeben wird) sowie auch die Wege zur Zielerreichung (zum Beispiel durch die Vorgabe bestimmter Publikations- oder Veranstaltungsformate).

3. Methodische Anmerkungen

Da insbesondere die bisher selten qualitativ untersuchte Perspektive der Juniorprofessor*innen auf ihre Arbeit und den dabei empfundenen Grad der Autonomie das wesentliche Forschungsinteresse darstellten, wurde sich für das Führen narrativ-episodischer Interviews und die Arbeit mit der Grounded Theory nach Strauss & Corbin (1990) entschieden. Dabei sollte anhand der im entwickelten Leitfaden enthaltenen Fragen und Aufforderungen zu narrativen Vertiefungen der Antworten explizit semantisches und episodisches Wissen zu verschiedenen Bereichen des Alltags erfasst werden (Flick, 2011, S. 273ff.). Mit der Grounded Theory konnte eine enge „Verschränkung von empirischer Forschung und Theoriebildung“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2008, S. 186) erreicht werden, um die Lebenswelt aus Sicht der Akteur*innen in den Blick zu nehmen und zugleich die Kontextbedingungen ihrer Denkweisen und

Handlungen zu reflektieren. Grundlegend für die Auswertung des Materials war der permanente minimal- und maximalkontrastierende Vergleich von zentralen Aussagen der Interviewten. Dazu wurden beim offenen Kodieren induktive Codes gebildet, die anschließend beim axialen Kodieren Schlüsselkategorien zugewiesen wurden. In einem dritten Schritt konnten letztere mit Hilfe des selektiven Kodierens in einen Gesamtzusammenhang integriert werden (siehe auch Abb. 2). So war es möglich, sich an den Relevanzen der Interviewten zu orientieren und explorativ von den im Material gefundenen Besonderheiten leiten zu lassen (Gutjahr, 2023, S. 4f.).

Eine Herausforderung dieses in der Wissenschafts- und Hochschulforschung angesiedelten Forschungsvorhabens stellte die Eingebundenheit der Forschenden in das Feld dar. Meyer et al. (2022) attestieren der Hochschulforschung allgemein ein Selbstobjektivierungs- und Selbstüberschätzungsproblem, da die Beforschung der eigenen Lebenswelt und das Eigeninteresse am Feld ein epistemisches Risiko darstellen können (S. 23). Ziel muss es daher sein – wie Bourdieu (1992) im *Homo academicus* schreibt – „auf die vertraute Welt jenen distanzierten Blick zu werfen, den der Ethnologe [...] spontan auf eine Welt richtet, an die ihn kein geheimes Einverständnis bindet, das der Zugehörigkeit zu einem sozialen Spiel inneohnt“ (S. 10). Gleichzeitig kann nach Strauss (2004) das Vorwissen der Forscher*innen im Kontext der Grounded Theory für die empirische Arbeit aber auch bereichernd sein, „weil es nicht nur die Sensitivität bei der Theoriebildung erhöht, sondern eine Fülle von Möglichkeiten liefert, um Vergleiche anzustellen, Variationen zu entdecken“ (S. 440). Es war somit besonders wichtig, sensibel mit dem persönlichen Vorwissen und der eigenen Position als Studierende gegenüber Professor*innen umzugehen, weshalb hierzu immer wieder Reflexionen in einem Forschungstagebuch festgehalten wurden.

4. Autonomie- und Heteronomiepotenziale in der Juniorprofessur

Den Ausgangspunkt des Forschungsinteresses stellte zunächst die Frage dar, welche Anforderungen und Erwartungen Juniorprofessor*innen an sich wahrnehmen und wie sie entscheiden, welchen davon sie nachkommen. Dementsprechend wurde in den geführten Interviews zu Beginn danach gefragt, welche Anforderungen und Erwartungen Juniorprofessor*innen an sich gerichtet sehen. Es wurde sowohl nach von außen an sie herangetragenen Erwartungen als auch nach Selbstansprüchen in Bezug auf die eigene Tätigkeit als Juniorprofessor*in gefragt. Auch wenn an vielen Stellen Übereinstimmungen auffielen, stellte sich in der Analyse heraus, dass die eigenen und fremden Erwartungen nicht immer als miteinander vereinbar empfunden wurden und sich daraus erwartungsbezogene Konflikte ergaben. Diese betreffen insbesondere die in den Evaluationskriterien meist sehr prominenten Aufgabenbereiche Publikationen und Drittmittelinwerbung, auf die im Weiteren genauer eingegangen wird. Bei der Untersuchung der Konflikte wurden auch Normen und Werte ersichtlich, auf denen die Erwartungen basierten und welche die eigentlichen Ursachen für die konfligierenden Auffassungen waren. Relevant waren vor allem Vorstellungen darüber, woran Qualität gemessen und wie Leistung belohnt wird, aber auch wie die Orientierung von Forschung an ihren inhaltlichen Maßstäben sichergestellt wird.

Zuletzt stellte ich den Interviewten Fragen dazu, wie sie mit den erwartungs- und wertbezogenen Konflikten umgehen, wobei drei Taktiken des Umgangs ausgemacht werden konnten: (1) Taktiken der Anpassung, (2) der Subversion und (3) der Konfrontation. Es zeigte sich dabei, dass die Interviewten den in den Tenure-Track-Kriterien festgehaltenen Anforderungen trotz eigenem Konfliktempfinden und Problembewusstsein im Sinne einer Anpassung immer nachkamen bzw. nachkommen wollten. Dennoch wurde in Fragen zur Einschätzung der eigenen Handlungspotenziale ein hoher Grad der Selbstbestimmung berichtet. Eine Übersicht über die Zusammenhänge zwischen den zentralen Analysekatégorien sind folgendem Schema zu entnehmen:

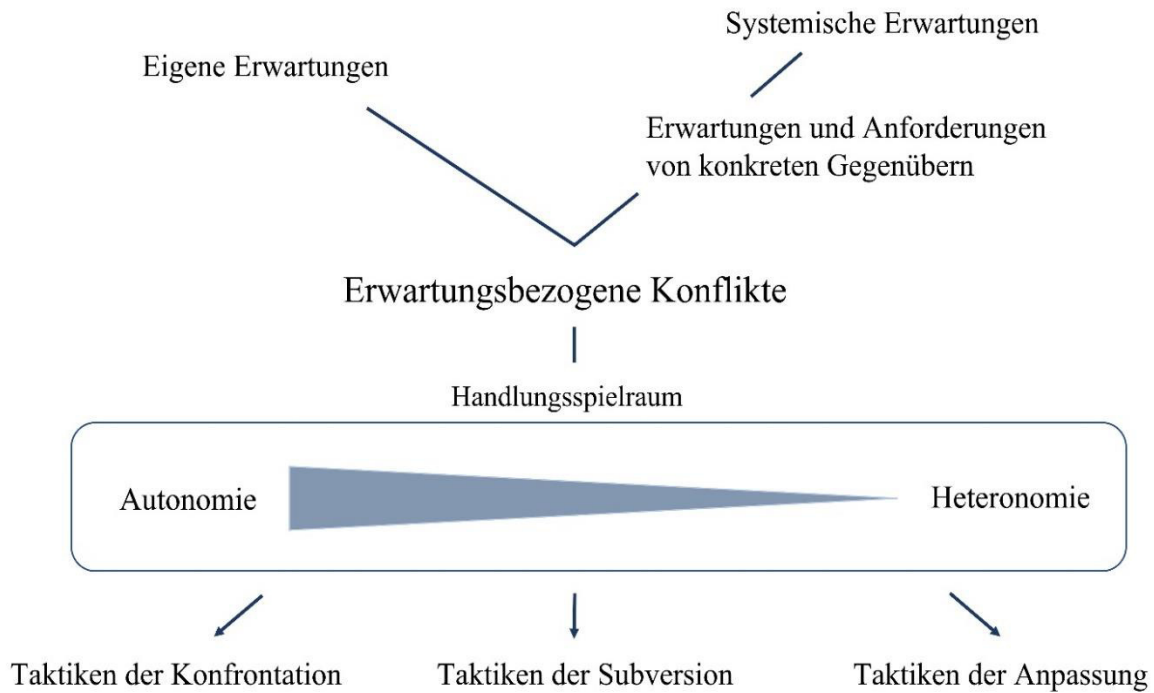


Abb. 2: Zusammenhang der zentralen Analysekategorien

Im Folgenden soll zunächst auf die Einschätzung der eigenen Autonomie durch die Interviewten eingegangen werden (4.1), um anschließend zu zeigen, weshalb gerade die Evaluationskriterien ein zentrales Heteronomiepotential der Tenure-Track-Juniorprofessuren sind (4.2). Anschließend wird anhand der identifizierten Wirkmechanismen und Diskrepanzen plausibilisiert, warum von einem zwanglosen Zwang gesprochen werden kann (4.3).

4.1 Wahrnehmung der eigenen Autonomie durch die Juniorprofessor*innen

Von Heteronomie oder Fremdbestimmung wird in den Interviews selbst nicht gesprochen, ihre Wirkmächtigkeit aber etwa durch Aussagen zu einem Druck, dem man sich ausgesetzt fühle, oder Einschränkungen, die man wahrnehme, indiziert. Gleiches gilt für Momente der Autonomie, die durch Beschreibungen von Freiheiten, die man habe, oder Möglichkeiten, etwas selbst tun bzw. entscheiden zu können, zum Ausdruck kommen (Gutjahr, 2023, S. 102). Die in den Interviews direkt als solche thematisierten Freiheiten werden als wichtiges Kennzeichen der eigenen Arbeit beschrieben und Möglichkeiten der Selbstbestimmung, wo sie gegeben sind, sehr positiv bewertet sowie als Privileg empfunden. Exemplarisch wird das an der folgenden Aussage eines Interviewpartners deutlich:

„eigentlich mache ich schon ein Großteil meiner Zeit Dinge, die mir sehr, sehr viel Spaß machen und habe sehr, sehr viele Freiheiten mich zu entfalten und meinen persönlichen Forschungsinteressen nachzugehen und kreative Arbeit zu machen, die umzusetzen“ (Gutjahr, 2023, S. 64).

Sie sind sogar Grundmotive für die Wahl einer Karriere in der Wissenschaft und bestehen darin, den eigenen Forschungsinteressen nachzugehen, „sich selber sozusagen aussuchen zu können, an welchen Dingen man arbeitet“ (ebd.).

Alle Interviewten bringen zum Ausdruck, dass sie prinzipiell selbstbestimmt in den Entscheidungen über die inhaltliche Ausgestaltung ihrer Tätigkeit seien. Dies wird insbesondere im Vergleich zu anderen Berufen betont. Man habe „Freiheiten, die man in der Privatwirtschaft so nicht hätte“ (ebd., S. 101).

Dabei wird sowohl eine hohe strategische wie auch operative Autonomie berichtet (ebd., S.102). Im Vergleich mit eigenen vorherigen und anderen Positionen im akademischen Karriereaufstieg wird konstatiert, dass man als Juniorprofessor*in über größere Freiräume verfüge und weniger Druck ausgesetzt sei als zuvor, weshalb ein Interviewpartner seine aktuelle Position als Juniorprofessor als „Luxussituation“ bezeichnet (ebd., S. 60). Die hohe wahrgenommene Autonomie wird besonders oft darauf zurückgeführt, dass man als Juniorprofessor*in keine*n direkte*n Vorgesetzte*n mehr habe (ebd., S. 102). Damit zusammen hängt die als sehr groß wahrgenommene zeitliche Flexibilität: Die Juniorprofessor*innen können selbst entschieden, wie viel Zeit für die Erfüllung einer Aufgabe aufgebracht und wann diese erledigt wird (ebd., S. 102ff.). Auch könnten die Universitätsleitung und andere Kolleg*innen nur sehr bedingt direkten Einfluss auf ihre Arbeit nehmen – es bestünden abgesehen von den festgelegten Tenure-Track-Kriterien keine Möglichkeiten ihnen Weisungen zu erteilen oder sie zu sanktionieren (ebd., S. 111).

4.2 Tenure-Track-Kriterien als zentrales Moment der Heteronomie

Zum Prozess der Festlegung der Evaluationskriterien zur Erfüllung des Tenure Track werden erste kritische Bemerkungen gemacht: Im Aushandlungsprozess habe man teilweise kaum Einflussmöglichkeiten darauf gehabt, was zum Erreichen des Tenure Tracks nachgewiesen werden müsse (ebd., S. 57). Die Kritik richtet sich ferner insbesondere gegen die teilweise sehr konkreten Festlegungen von Anforderungen in den Tenure-Track-Kriterien, wobei die Kriterien in Qualität und Umfang objektiv stark variieren. Als Beispiel sei hier auf die Bandbreite an Anforderungen in Bezug auf die besonders häufig problematisierte Drittmittelinwerbung hingewiesen: Diese reicht von zwei Anträgen, die lediglich gestellt werden, aber nicht erfolgreich sein müssen, bis hin zur Notwendigkeit, zwei Drittmittelprojekte bei hochrenommierten Förderinstitutionen zu stellen (mindestens einen davon interdisziplinär) sowie die erfolgreiche Einwerbung von mindestens 200.000 Euro für die Universität vorzuweisen (ebd., S. 59). Den Evaluationskriterien wird subjektiv unabhängig davon durchaus ein großer Einfluss auf die eigenen Entscheidungen und Prioritätensetzungen zugeschrieben. Eine Interviewpartnerin sagt, dass sie durch die Evaluationskriterien

„eigentlich sozusagen eine ganz gute Orientierung oder so einen ganz guten Leitfaden dafür [habe], was so die Dinge sind, die wichtig sind, auf die ich dann entsprechend auch den Fokus meiner Arbeit jetzt in den nächsten Jahren legen sollte, im eigenen Interesse natürlich, damit ich weiterhin hier angestellt sein kann“ (ebd., S. 59).

Auf die Frage, wonach die Juniorprofessorin entscheiden würde, was sie (zuerst) umsetzt, antwortet sie (wie andere Interviewte auch) dementsprechend: „natürlich auf Basis der Kriterien“ (ebd., S. 104-105). In den strategischen Entscheidungen spielen sie somit eine zentrale Rolle und haben einen wesentlichen Einfluss auf die Priorisierung der vielfältigen Aufgaben.

Dass es sich bei den Tenure-Track-Kriterien nicht nur im positiven Sinne um eine hilfreiche Orientierung, sondern gleichzeitig auch um schwer umgängliche Vorgaben handelt, zeigt sich in der Analyse insbesondere in Interviewpassagen, in denen die Juniorprofessor*innen beschreiben, dass sie „eigentlich“ lieber anderes machen oder bestimmte Aufgaben anders oder nicht erfüllen würden, diese aber durch die Kriterien allgemein oder in bestimmter Form vorgegeben seien (ebd., S. 74). Das wird etwa in Bezug auf die Drittmittel deutlich:

„Eigentlich habe ich ganz viele Forschungsideen und es gibt so viele große Datensätze, die tausend Möglichkeiten beinhalten neue Sachen rauszufinden, die bisher ungenutzt sind. Und eigentlich ist die einzige limitierende Ressource Zeit und aber ich bräuchte jetzt nicht irgendwie ein - ich müsste eigentlich keine Forschungsgelder einwerben, um zwei Personen anzustellen, eigentlich bräuchte ich nur mehr Zeit. Aber trotzdem ist ein großer Druck da eben Drittmittel einzuwerben“ (ebd., S. 74).

Die Stelleninhaber*innen aus den Sozialwissenschaften sehen für sich und ihre Arbeit keine inhaltlich begründete Notwendigkeit, Drittmittelanträge zu stellen, problematisieren ihre gestiegene Bedeutung und kritisieren, dass Drittmittelsummen falsche Maßstäbe für die Bewertung von Qualität seien und es zu einer Verwechslung von Zweck und Mitteln komme, wenn diese als unbedingt erstrebenswert angepriesen würden (ebd., S. 74ff.). Dennoch berichten sie alle, Drittmittel einwerben zu wollen, vor allem weil das in den Kriterien vorgesehen sei. Eine Interviewte kommentiert dies mit den Worten: „Also es bleibt einem halt nichts übrig als Anträge zu schreiben“ (ebd., S. 90).

Auch über das Thema Drittmittel hinaus wurde in den Interviews deutlich, dass die persönliche Vorstellung der eigenen Arbeit und die Selbstansprüche für die Juniorprofessor*innen nicht immer mit den in den Evaluationskriterien festgehaltenen Anforderungen vereinbar ist. Exemplarisch zeigt sich das in der folgenden Aussage einer Interviewpartnerin:

„ich versuche natürlich diese Kriterien vor allem im Blick zu haben, mit Blick eben gerade auf diese Evaluation, aber trotzdem auch nicht so meine - ich sage mal meine eigenen Ansprüche an das, was es für mich heißt Wissenschaftlerin an der Universität zu sein, also die will ich jetzt auch nicht ablegen oder so, sondern da auch weiterhin Dinge tun, die mir vielleicht in Führungszeichen nichts nützen, aber die ich wichtig finde“ (ebd., S. 72).

Wenn sich dazu entschlossen wird, Aufgaben zu priorisieren oder Projekte anzugehen, die bei der Evaluationsentscheidung „nichts nützen“ oder „in dieses Schema nicht so gut rein pass[en]“ (ebd., S. 82) (etwa Studierende besonders gut zu betreuen oder eine Monografie in Co-Autor*innenschaft zu publizieren), werden diese Entscheidungen wohlüberlegt und der eigene Ressourceneinsatz sehr genau abgewogen. Darüber hinaus können sich auch hier wertbezogene Konflikte mit den vorgegebenen Kriterien ergeben, wenn die Prämissen und Konsequenzen der in den Evaluationskriterien gestellten Anforderungen die eigenen Vorstellungen von Wissenschaft in Frage stellen. Das zeigt sich etwa an der nachstehenden Passage:

„Also gerade dieser starke Fokus auf ich sage mal die Zahl von Publikationen, führt halt auch nicht unbedingt dazu, dass Wissenschaft besser oder fundierter wird, weil wenn die Anreizstrukturen so sind, dass es vor allem darum geht viele Publikationen zu haben, dann kann ja einfach - da muss ja irgendwann die Qualität leiden“ (ebd., S. 83).

Trotz der vielfach gezeigten Sensibilität für problematische Konsequenzen, die mit den publikationsbezogenen Kriterien in Zusammenhang gestellt werden, wird sich auch im Anforderungsbereich Publikationen dazu entschlossen, die Vorgaben im Kriterienkatalog zu erfüllen. Je konkreter dabei die gemachten Vorgaben sind, desto schwieriger ist es für die Stelleninhaber*innen, die darin zum Ausdruck gebrachten Anforderungen im Konfliktfall mit den eigenen Vorstellungen zu vereinbaren und sie entsprechend auszugestalten (ebd., S. 100f.).

Prinzipiell sind Juniorprofessor*innen zwar frei in ihrer Entscheidung, welche Kriterien sie wie erfüllen, die Entscheidung hat jedoch immer Auswirkungen auf die eigene berufliche Zukunft. Der Kern des Problems ist, dass die Juniorprofessor*innen negative Konsequenzen bei Nicht-Erfüllung der Kriterien erwarten (ebd., S. 100f.). Obgleich es sich dabei lediglich um Antizipationen handelt, die sich nicht zwangsweise als korrekte Situationseinschätzungen erweisen müssen, sind diese sehr wirksam. Ganz

besonders schwer würde eine negative Endevaluation wiegen, weshalb die Erfüllung der Kriterien in das Zentrum der eigenen Arbeit rückt. Ein Juniorprofessor resümiert: „ein bisschen gelenkt sozusagen ist diese [die eigene] Forschung durch diese Zielvereinbarung schon“ (ebd., S. 104). Das „Damoklesschwert“ der Endevaluation, wie es ein anderer Interviewpartner beschreibt, sei „halt immer da“ und ließe sich „jetzt irgendwie auch nicht so wegdenken“ (ebd.).

4.3 Der zwanglose Zwang

Es zeigt sich allgemein bei der Betrachtung der Umgangsweisen mit an sie gerichteten Erwartungen, gerade im Fall konfligierender eigener und fremder Vorstellungen über die Arbeit der Juniorprofessor*innen, dass das Ziel der Erfüllung der Kriterien „im eigenen Interesse“ (ebd., S. 59) an der positiven Endevaluation immer schwerer wiegt als andere Absichten und Ideale. Den Interviewten ist bewusst, dass alles, was in den Tenure-Track-Kriterien vereinbart wurde, in der Evaluation herangezogen und geprüft wird, ob sie in der Lage waren, diese zu erfüllen. Somit prägt die Gewissheit über die nachträgliche Bewertung der eigenen Arbeit anhand dieser Maßstäbe sämtliche Entscheidungen innerhalb der Bewährungsphase (ebd., S. 105). Denn eine negative Zwischen- bzw. Endevaluation würde bedeuten, die angestrebte Berufung auf eine Lebenszeitprofessur zu verwirken.

In Rückgriff auf die getroffene Definition von Autonomie lässt sich festhalten: Die „Regeln für das eigene Handeln“ (Torka, 2014, S. 88) können von den Juniorprofessor*innen mit Tenure Track nur eingeschränkt selbst gesetzt und eigenen Zielen und Vorstellungen nur bedingt Folge geleistet werden.

Der Tenure Track wirkt aufgrund des mit ihm verbundenen Versprechens auf eine Lebenszeitprofessur als besonders attraktiver Anreiz für Postdoktorand*innen. Angesichts des systemischen Missverhältnisses von vielen Qualifikant*innen zu den wenigen neu zu vergebenden Lebenszeitprofessuren, sind die individuellen Chancen auf eine solche allgemein vergleichsweise gering (Burkhardt & Bloch, 2010, S. 13). Die Juniorprofessor*innen mit Tenure Track sind dieser Konkurrenzsituation durch die Aussicht auf Entfristung enthoben und müssen sich nicht mehr im Wettbewerb mit anderen, sondern *nur* anhand der in der Vereinbarung gesetzten Kriterien beweisen. Entsprechend gilt, was auch Altenstädter (2021) in Bezug auf die hohen Zielvorgaben festhält:

„Hierdurch erscheint der vermeintliche ‚Sonderstatus‘, der mit der Juniorprofessur einhergehen soll, eher als Illusio – Bourdieu lässt grüßen –, als eine Verschleierung des Umstandes, dass auch Juniorprofessor*innen sich weiterhin dem hochschulimmanenten Prozedere des Aussiebens unter sehr ähnlichen Bedingungen wie andere Postdocs stellen müssen“ (Altenstädter, 2021, S. 88).

Die Erfüllung der Kriterien bietet den einzigen Ausweg aus dem Prozess des Aussiebens (Zimmer, 2018, S. 23). Gleichzeitig scheint eine weitere Verschleierung am Werk. Die interessante Diskrepanz zwischen allgemeiner Einschätzung der eigenen Autonomie, die als sehr groß beschrieben wird, und der berichteten Autonomieeinschränkungen in konkreten Konfliktmomenten sowie der gezeigten Umgangsweisen in Konfliktsituationen, die beide ein deutlich weniger selbstbestimmtes Bild der Juniorprofessor*innen zeichnen, offenbart, dass die Einschränkungen in Form eines zwanglosen Zwangs wirken. Die in den Evaluationskriterien verankerten Anforderungen und die damit verbundenen Aufgaben könnten in der wissenschaftlichen Arbeit jederzeit unterlaufen werden – diese Entscheidungsfreiheit besteht faktisch immer und erweckt damit den Eindruck einer besonders hohen Autonomie (Gutjahr, 2023, S. 102f.). Doch die Entscheidungsfreiheit der Juniorprofessor*innen kann praktisch nur wahrgenommen werden, wenn die damit verbundenen Konsequenzen – im schlimmsten Fall das Verpassen der Lebenszeitprofessur – selbst getragen und verantwortet werden (ebd., S. 109). Nach negativer Zwischen- oder Abschlussevaluation eine Lebenszeitprofessur an einer anderen Institution zu erhalten, ist höchst unwahrscheinlich. Autonome Entscheidungen beziehen sich daher nur auf den durch die Kriterien gesetzten

Rahmen und scheinen sich weitestgehend auf die zeitlichen und inhaltlichen Freiheiten zu beschränken. Diese sowie die relativ privilegierten Bedingungen im Vergleich zu anderen Karrierestufen und -wegen zur Lebenszeitprofessur scheinen darüber hinwegzutäuschen, dass mit der Festlegung der Kriterien in einer für die Wissenschaft unüblich konkreten Weise in die Autonomie von Wissenschaftler*innen eingegriffen wird. Das ist besonders problematisch, da die Idee einer tatsächlichen Aushandlung der Kriterien in den allermeisten Fällen ebenfalls eine Illusion zu sein scheint, weil die Juniorprofessor*innen über wenig Verhandlungspotenzial verfügen und ihnen keine andere Wahl bleibt, als diese anzunehmen und schließlich zu erfüllen (ebd., S. 57f.).

Auch wenn die Kriterien den Stelleninhaber*innen in ihrer Selbstwahrnehmung eine größere Sicherheit und Orientierung bieten, werden mit der Festlegung von Evaluationskriterien sowohl die Wahl der Ziele als auch die Strategien zur Zielerreichung beeinflusst. Der Preis der empfundenen Orientierungswirkung scheint der Verzicht auf Grade der eigenen Selbstbestimmung zu sein – es werden von den Juniorprofessor*innen mit Tenure Track in ihrer *Bewährungsprobe* im Zuge der sechs Jahre in der Juniorprofessur vor allem Anpassungsleistungen an vorgegebene Ziele verlangt, die ihren persönlichen Vorstellungen der eigenen Arbeit mitunter widersprechen.

5. Ausblick

Zusammengenommen ergeben die Einschätzungen der Juniorprofessor*innen und die Erkenntnisse aus der Analyse ihrer Umgangsweisen mit erwartungsbezogenen Konflikten ein überraschendes Bild: Die Juniorprofessur sollte die Eigenständigkeit in Forschung und Lehre befördern und der Tenure Track sicherere Perspektiven schaffen. Mit den Tenure-Track-Kriterien wurde gleichzeitig aber eine wirksame Anreizsetzung kreiert, die es vermag, durch die Zuordnung zur Gruppe der Hochschullehrenden geschaffene Selbstbestimmungskapazitäten teilweise wieder zu beschränken.

Diese Ergebnisse lassen sich in ein größeres Bild einfügen. In Bezug auf die Autonomie des wissenschaftlichen Personals konstatieren Studien der Wissenschafts- und Hochschulforschung in den vergangenen Jahrzehnten einschneidende Veränderungen. So wird etwa aufgezeigt, dass sich im Zuge zahlreicher Reformen in den zurückliegenden Dekaden die Verhältnisse zwischen Staat, Hochschulen und Wissenschaftler*innen (Teichler, 2011, S. 239; Musselin, 2013) und damit einhergehend auch der Grad der Selbstbestimmung des akademischen Personals gewandelt habe (Enders & Musselin, 2008, S. 145ff.; Gläser & Schimank, 2014, S. 51f.). Die wiederkehrende These lautet, dass die „gewachsene Selbstregulierungskapazität von Hochschulen [...] eine Einschränkung der individuellen Freiräume einzelner Wissenschaftler sowie einen geschwächten Einfluss von Fachgemeinschaften“ bedeutet (Franzen et al., 2014, S. 10f.). Es komme zu einer „diversification and intensification of the scope of control and of the types of control on individual academics“ (Enders & Musselin, 2008, S. 141). Die Tenure-Track-Kriterien sind ein Paradebeispiel für die zunehmende Überprüfung und Kontrolle. In ihnen zeigt sich paradigmatisch, wie auf einzelne Wissenschaftler*innen zugegriffen werden kann, ohne, dass dies zwangsläufig als ein strukturell illegitimer Einschnitt in die eigene Autonomie wahrgenommen wird. Mit den Kriterien werden Mechanismen geschaffen, welche auf positiven wie negativen Sanktionen basieren, die folglich die Entscheidungsgrundlage strukturell beeinflussen und bestimmtes Verhalten befördern oder hemmen. Gerade anhand der Situation der Juniorprofessor*innen mit Tenure Track zeigt sich beispielhaft, dass es insbesondere konkrete Anforderungen – gepaart mit einer hohen und konkreten Belohnung für die Anpassungsleistung – schwieriger machen, diese strukturellen Mechanismen in eigenen Entscheidungen unberücksichtigt zu lassen (Gutjahr, 2023, S. 100).

Hinter den veränderten politischen Gestaltungsentscheidungen, die in den Hochschulreformen zum Ausdruck kommen, steht auch ein sich wandelndes Verständnis der Autonomie als Ideal in der Wissenschaft.

Während, wie dargestellt, ein hoher Grad an Selbstbestimmung traditionell in der Wissenschaft vorwiegend positiv beurteilt und die Selbstbestimmung der Wissenschaftler*innen als Grundlage für die Erfüllung ihrer Aufgaben und der allgemeinen Ziele von Wissenschaft angesehen wird, entwickelt sich im Zuge der Reformen eine neue Perspektive. Ihr zufolge wird die Autonomie von Wissenschaftler*innen problematisiert:

„On the one hand, the previously celebrated autonomy of scientists became a cause for inefficiency and has progressively been described as an obstacle to private funding and to the transformation of science into innovation. On the other, the limits of the professional self-regulation have been highlighted and the strength and efficiency of the ethos in framing and disciplining the individual behaviours have been questioned. As a result nonprofessional instruments of control expanded at the level of higher education institutions while new allocation formula, assessment processes, steering agencies have been developed by the public authorities in order to create incentive structures able to canalise what was considered to be the over-autonomous scientists“ (Musselin, 2007, S. 176).

Besonders die Wirkmechanismen einer solchen, spezifischen *Anreizstruktur* in Form der Tenure-Track-Kriterien konnten in diesem Beitrag für die Gruppe der Juniorprofessor*innen mit Tenure Track näher beschrieben werden. In Zukunft gilt es, an weiteren Stellenkategorien im Hochschulsystem empirisch zu untersuchen, welche Auswirkungen politische Gestaltungsentscheidungen zum Ausbau von Anreizstrukturen auf die Autonomie von Wissenschaftler*innen haben. Noch weitestgehend offen ist dabei, welche epistemologischen Konsequenzen sich hieraus ergeben und welchen Einfluss veränderte Steuerungsmechanismen auf die Forschungsinhalte haben. Es erscheint daher vielversprechend, insbesondere das Zusammenspiel von Anreizstrukturen und den Bedingungen des Karriereaufstiegs in der deutschen Wissenschaft zu untersuchen, da die Wissenschaftler*innen in der Qualifikationsphase den Anreizsetzungen und Steuerungsmechanismen in besonderem Maße ausgesetzt zu sein scheinen. Der angesprochene Wandel des Verständnisses von Autonomie im Zuge der neuen Hochschulsteuerung lässt insbesondere für sie einen Verlust von Selbstbestimmungsmöglichkeiten vermuten. Das wäre insbesondere deshalb folgenreich, weil die Autonomie von Wissenschaftler*innen als bedeutendes Element des wissenschaftlichen Ethos eine wesentliche Grundlage für den Erkenntnisfortschritt ist (Gläser & Schimank, 2014, S. 49).

Literaturverzeichnis

- Anderson, G. (2008). Mapping Academic Resistance in the Managerial University. *Organization*, 15(2), 251-270.
- Altenstädter, L. (2021). Juniorprofessur: mehr Autonomie oder doch nur eine Verschleierung der Zustände? *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*, 4(1), 84-91.
- Bloch, R. & Burkhardt, A. (2010). *Arbeitsplatz Hochschule und Forschung für wissenschaftliches Personal und Nachwuchskräfte*. Working Paper Demokratische und Soziale Hochschule Nr. 207. Hans-Böckler-Stiftung.
- Bourdieu, P. (1992). *Homo academicus*. Suhrkamp.
- Burkhardt, A. & Nickel, S. (2015). *Die Juniorprofessur. Neue und alte Qualifizierungswege im Vergleich*. Nomos edition sigma.
- Deutscher Bundestag (2001). *Gesetzentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Fünften Gesetzes zur Änderung des Hochschulrahmengesetzes und anderer Vorschriften* (5. HRGÄndG). Drs 14/6853. <https://dserver.bundestag.de/btd/14/068/1406853.pdf>

- Enders, J. & Musselin, C. (2008). Back to the Future? The Academic Professions in the 21st Century. In OECD (Hrsg.), *Higher Education to 2030*. Volume 1. Demography (S. 125-150). OECD Publishing.
- Flick, U. (2011). Das Episodische Interview. In G. Oelerich & H.-U. Otto (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch* (S. 273-280). Springer VS.
- Franzen, M., Jung, A., Kaldewey, D. & Korte, J. (Hrsg.) (2014). *Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik*. Beltz Juventa.
- Gläser, J. (2012). Scientific communities. In S. Maasen, M. Kaiser, M. Reinhart & B. Sutter (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftssoziologie* (S. 151-162). Springer VS.
- Gläser, J. & Schimank, U. (2014). Autonomie als Resistenz gegen Beeinflussung. Forschungshandeln im organisatorischen und politischen Kontext. In M. Franzen, A. Jung, D. Kaldewey & J. Korte (Hrsg.), *Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik* (S. 41-61). Beltz Juventa.
- Gutjahr, C. (2023). „Und das ist nicht so ganz meine Logik“ – Juniorprofessor*innen der Sozialwissenschaften zwischen Autonomie und Heteronomie. Unv. Masterarbeit, Goethe Universität.
- Henkel, M. (2005a). Academic Identity and Autonomy in a Changing Policy Environment. *Higher Education*, 49(1), 155-176.
- Henkel, M. (2005b). Academic Identity and Autonomy Revisited. In I. Bleiklie & M. Henkel (Hrsg.), *Governing Knowledge. A Study of Continuity and Change in Higher Education. A Festschrift in Honour of Maurice Kogan* (S. 145-165). Springer Netherlands.
- Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2021). *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland*. <https://www.buwin.de/>
- Merton, R. K. (1985). *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*. Suhrkamp.
- Meyer, D., Berli, O. & Reuter, J. (2022). Ethnografie der Hochschule: Ein Forschungsprogramm. In D. Meyer, J. Reuter & O. Berli (Hrsg.), *Ethnografie der Hochschule. Zur Erforschung universitärer Praxis* (S. 9–37). transcript.
- Musselin, C. (2013). Redefinition of the relationships between academics and their university. *Higher Education*, 65(1), 25-37.
- Musselin, C. (2007). The Transformation of Academic Work: Facts and Analysis. In M. Kogon & U. Teichler (Hrsg.), *Key Challenges to the Academic Profession. UNESCO Forum on Higher Education Research and Knowledge* (S. 175-190). Jenior.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2008). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. Oldenbourg.
- Strauss, A. L. (2004). Methodologische Grundlagen der Grounded Theory. In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 429-451). UVK.
- Strauss, A., & Corbin, J. M. (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. Sage Publications.
- Teichler, U. (2011). Germany: How Changing Governance and Management Affects the Views and Work of the Academic Profession. In W. Locke, W. K. Cummings & D. Fisher (Hrsg.), *Changing Governance and Management in Higher Education. The Perspectives of the Academy* (S. 223-241). Springer Netherlands.

Torka, M. (2014). Professionelle Autonomie. Zum analytischen Wert professionssoziologischer Autonomiebegriffe in der Wissenschaftsforschung. In M. Franzen, A. Jung, D. Kaldewey & J. Korte (Hrsg.), *Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik* (S. 88-114). Beltz Juventa.

Zimmer, L. (2018). *Das Kapital der Juniorprofessur. Einflussfaktoren bei der Berufung von der Junior- auf die Lebenszeitprofessur*. Springer VS.

Zwischen Normalität und Normierungen: Wissenschaft als Repräsentation und Idealbild angesichts von prekären Verhältnissen im akademischen Feld

Alessandro Barberi & Verena Walterbach

Keywords: Normalität, Normierungen, Idealbilder, Prekarität, Wissenschaftliche Karrieren

„Welchen wissenschaftlichen Gewinn mag es haben,
herausfinden zu wollen, was es heißt,
dem universitären Feld zuzugehören –
dieser Stätte permanenter Konkurrenz um Wahrheit,
zumal um die Wahrheit der sozialen
wie der universitären Welt?“

Bourdieu, 1988, S. 11

1. Einleitung: Normierende Spannungsfelder zwischen Ideal- und Real-Bildern

Ausgehend von der inneren Struktur wissenschaftlicher Karrierewege, wie sie etwa mit dem Gesamtwerk von Pierre Bourdieu und seiner Rezeption begriffen werden können, fragen Alessandro Barberi und Verena Walterbach mit ihrem Beitrag nach dem Verhältnis von Normalität und Normierungen. Die prekäre Lage des Bildungssystems wird zwischen symbolischer Repräsentation und konkreter Situation von Wissenschaftler*innen besonders unter geschlechtersensibler Perspektive deutlich. Dabei setzt der Beitrag mit einer Darstellung der normierenden wissenschaftlichen Spannungsfelder ein, um einen tiefen Bruch zwischen Ideal- und Realbildern zu konstatieren. Mit Blick auf die Filmgeschichte, die als kurso-risches Beispiel für die Darstellung von Wissenschaft in den Medien dient, werden Stereotype auf der Ebene der symbolischen Produktion herausgearbeitet, indem die in Szene gesetzten Repräsentationen normaler Wissenschaft rekonstruiert werden. In einem weiteren Schritt werden hinsichtlich der Prekarität von wissenschaftlichen Karriereverläufen im deutschen Bildungssystem Zahlen und Fakten auf den Begriff des wissenschaftlichen Nachwuchses bezogen, der schon terminologisch auf bedenkliche Zustände und klassenspezifische Barrieren verweist. Damit liegt neben der symbolischen Ebene der Repräsentation von Wissenschaft eine zweite Analyseebene vor, die nach den konkreten Problemen von Wissenschaftler*innen in der sozialen Wirklichkeit fragt.

Eine eingehende Auseinandersetzung mit (symbolischen) Repräsentationen, Idealbildern und Wunschvorstellungen im Blick auf wissenschaftliche Karrierewege steht mit unserer einleitenden Frage in Zusammenhang, worin diese Repräsentationen bestehen und wie sie mit den sozialen Wirklichkeiten, Grenzen und Barrieren des akademischen Feldes (Bourdieu, 1988) und mithin mit der sozioökonomischen Realität von Wissenschaftler*innen kollidieren. So kann eine erste Analyse von *Repräsentationen* und *Idealbildern* etwa im Rahmen kolonialer Stereotype mit dem online verfügbaren *Ted Talk* von Chimamanda Ngozi Adichie *The Danger of a Single Story* (Adichie, 2009) in den Raum gestellt werden. Mit diesem Talk und der mit ihm verbundenen Geschichte kann angesichts der Diskussionen in und um Soziologie, Anthropologie und Ethnologie bzw. *Ethnografie der Hochschule* (Meyer, Reuter & Berli, 2022) deutlich gemacht werden, dass auch die uns hier interessierenden wissenschaftlichen Lebensläufe aus vielen, sich überlappenden Geschichten bestehen, die z.B. in Spielfilmen repräsentiert werden und

sich nur bedingt homogenisieren lassen. Adichie erzählt ganz in diesem Sinne, wie rassistische Stereotype unser Denken – etwa im Blick auf Afrika – formen: Denn wir riskieren ein bedenkliches (eurozentrisches) Missverständnis, wenn wir nur eine einzige (koloniale) Geschichte über eine andere Person oder ein anderes Land hören oder erzählen (Certeau, 1991). Die Problematik eines vorurteilsbeladenen Bias, wie im Rahmen des Rassismus, können wir auch bei Sexismus und Klassismus (Eribon, 2016; McGarvey, 2017) z.B. in der medialen Aufbereitung oder filmischen Darstellung von Wissenschaft feststellen und auf wissenschaftliche Karrieren übertragen. In diesem Beitrag wollen wir sowohl die symbolischen Repräsentationen von Wissenschaft – beispielhaft anhand ihrer Inszenierung im Film – sowie den akademischen Raum als sozioökonomische Realität im Sinne der Patriarchatskritik vor allem als männlich beherrscht begreifen (Bourdieu, 2005a). Pierre Bourdieu (ebd.) hat dahingehend festgehalten:

„Das Prinzip der Unterlegenheit und des Ausschlusses der Frau, das vom mythisch-rituellen System ratifiziert und derart in seinem Geltungsbereich ausgeweitet wird, daß es zum Einteilungsprinzip des ganzen Universums wird, ist nichts anderes als die fundamentale Asymmetrie von Subjekt und Objekt, von Akteur und Instrument, die zwischen dem Mann und der Frau auf dem Gebiet des symbolischen Tauschs, der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse des symbolischen Kapitals, entsteht, auf denen die ganze soziale Ordnung basiert [...]“ (S. 78–79).

„Das Prinzip der Unterlegenheit und des Ausschlusses der Frau“ ist auch in Film und Fernsehen nachweisbar. Frauen sind im allgemeinen mediensoziologischen Rahmen – und daher auch in der symbolischen Repräsentation – auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Branchen benachteiligt. Geschlechterasymmetrien zeigen sich nicht nur in symbolischen Formen der (hier filmisch untersuchten) Geschlechterdarstellung. Ganz real haben Frauen im Filmgeschäft i.d.R. niedrige Budgets und sind prekär beschäftigt (Schmitz, 2022). Dazu lässt sich im Blick auf ihre soziale Lage in der Filmindustrie u.a. festhalten:

„Der Gender Pay Gap in der Filmbranche ist mit 35 % höher als im allgemeinen Bundesdurchschnitt (18 %), mit 57 % Unterschied am höchsten bei den Honoraren für Kameraarbeit“ (ebd.).

Es gibt mittlerweile auch zwei Untersuchungen über die kaum vorhandene *Darstellung von Frauen in Film und Fernsehen*. Sie fokussieren Gender- und Altersgaps. Dabei bleibt festzuhalten, dass Wissenschaft vor allem „männlich“ in Szene gesetzt wird: „Allerdings erklären immer noch zu 74 Prozent männliche Experten die Welt im Fernsehen“ (ebd.). Frauen werden ab einem Alter von 40 Jahren auch in Filmen (und z.B. gerade in Hollywood) immer *unsichtbarer*. Hierbei werden alte Stereotypen normalisiert (Wagner, 2023).

Ein weiteres Beispiel wäre auch der Bechdel-Test. Dieser gibt kursorisch einen ersten Eindruck davon, ob Frauen in Filmen sichtbar sind bzw. einen aktiveren Part spielen. Dieser Test wurde von der US-Comic-Zeichnerin Alison Bechdel entwickelt und untersucht drei Aspekte der filmischen Repräsentation von Frauen: *Erstens* müssen mindestens zwei Frauen (die einen Eigennamen haben) in einem gegebenen Film mitspielen, *zweitens* müssen sie miteinander reden und *drittens* dürfen sie nicht nur über Männer sprechen. Diese harten Geschlechterasymmetrien im künstlerischen Feld können auch für das akademische Feld aufgezeigt bzw. kann im Sinne einer „Ethnologie unserer eigenen Gesellschaft“ (Foucault, 1966, S. 451) bzw. einer selbstkritischen „Reflexiven Anthropologie“ (Bourdieu & Wacquant, 2006) der soziale Raum des *Homo Academicus* (Bourdieu, 1988) befragt und interpretiert werden. Denn wenn wir an Wissenschaft denken, dann denken wir tatsächlich oft nur an männliche *Wissenschaftler*. Die Geschichten, die wir über (erfolgreiche) Karriereverläufe hören, und die (filmischen) Repräsentationen von Wissenschaft sind mithin meistens *His-Stories*, also *männliche* Geschichten, und unterschlagen die prekäre Situation von Frauen oder LGBTQIA+-Personen im Wissenschaftsbetrieb. Indessen ist er ein Betrieb, der mehrfach von intersektionalen Formen der Diskriminierung gekennzeichnet ist (Morgan, 1996;

Barberi, Kremsner & Proyer, 2023), in denen *Her-stories* nur selten gehört oder Frauen in ihrer spezifischen Problemlage nicht wahrgenommen werden (vgl. zu *His- und Her-Stories* bereits Morgan, 1970).

Diese an der Norm der Männlichkeit orientierten Geschichten werden immer wieder reproduziert, sind einseitig, werden zur imaginierten Identität, führen zu verschiedenen Erwartungshaltungen und schaffen Realität und/als Normalität, Normierung sowie Normativität. Dies hat auch bedeutende Konsequenzen für die einzelne individuelle Biografie in der wissenschaftlichen Qualifikationsphase. Viele abweichende Geschichten – vor allem jene der akademisch Ausgeschlossenen und als anormal begriffenen Personen (Foucault, 2013) – werden also aus verschiedenen Gründen nicht erzählt und mithin auch auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen einer gegebenen Gesellschaft exkludiert. Dadurch entstehen gerade im Blick auf Diversität (Michaels, 2021) und Geschlechterverhältnisse (Scott, 1986; Stock, 2022) verzerrte Bilder der Normalität von Wissenschaft (Canguilhem, 1974) bzw. der *normalen Wissenschaft* (Kuhn, 1967). Damit wird auch (re)produziert, welche Vorstellungen innerhalb unserer Gesellschaft das Bild von wissenschaftlichen Karriereverläufen prägen.

2. Der Begriff des „Wissenschaftlers“ als (mediale) Norm

Gerade angesichts einer global vernetzten Welt ist es diesbezüglich bemerkenswert, dass eine Online-Suche nach dem Begriff *Wissenschaftler* ungefähr 100 Millionen Ergebnisse in 0,54 Sekunden erzielt, wohingegen der Begriff „Wissenschaftlerin“ nur ca. 2 Millionen Referenzen in 0,69 Sekunden ergibt. Das Wörterbuch von Oxford Language vermerkt demgemäß und im Rahmen der Online-Suche unter dem Eintrag /Wissenschaftler/: „*Substantiv, maskulin* [der], Person mit abgeschlossener Hochschulbildung, die im Bereich der Wissenschaft tätig ist“ und nimmt ohne Nennung von Frauen direkt eine männliche Perspektive ein, die eine geschlechtsspezifische Normalität suggeriert: „ein namhafter, bedeutender Wissenschaftler“. Bemerkenswerterweise wird der Begriff *Wissenschaftlerin* bei einer Online-Suche mit Kreuzworträtseln in Verbindung gebracht, wobei im Gegensatz zu Männern die Leistungen von Frauen auch im Online-Raum deutlich unterrepräsentiert sind. Die genannte Definition findet sich des Weiteren im Duden, wobei auch hier die Wissenschaftlerin nur als „weibliche Form zu Wissenschaftler“ (Duden, 2018) genannt wird. Was aber sagen diese cursorischen Ergebnisse einer Suchmaschine über unsere Gesellschaft aus? Lassen sie sich im Sinne des Matilda-Effekts (Lamm, 2023) deuten, der Frauen in der Realität der Wissenschaft wie auf der Ebene ihrer symbolischen Repräsentation in allen Wortbedeutungen *unsichtbar* werden lässt?

Denken wir an Normalität, Normierungen oder (akademische) Disziplinierungen (Foucault, 1976) im Blick auf wissenschaftliche Karriereverläufe, dann geht es darum, wie diese nach einem einheitlichen Schema oder in einer bestimmten Weise normativ und normierend festgelegt werden. Schon hier wird deutlich, dass das Imaginäre der Gesamtgesellschaft (Castoriadis, 1990) und mithin die Ebene der symbolischen Repräsentation von Geschlecht und Wissenschaft vor allem männliche Idealbilder in Szene setzt und damit unwirkliche und unrealistische Vorstellungen davon zirkulieren lässt, wie Wissenschaftler*innen wahrgenommen bzw. konstruiert werden. Diese Konstruktionen und Repräsentationen stehen in einem intrinsischen Zusammenhang mit dem Verhältnis von *Normalität* (im Sinne eines Idealbilds von Wissenschaft) und *Normierungen* (im Sinne der mit diesem Idealbild verbundenen realen und konkreten Subjektivierung von Akteur*innen im Feld der Wissenschaft). Das männliche Idealbild des Wissenschaftlers – ein weißer, heterosexueller Mann mit Brille, Bart, Anzug, Krawatte und zerzausten Haaren – ist ein in den Medien und z.B. im Film oft bedientes Stereotyp bzw. Klischee, das die tatsächlichen symbolischen Gewaltordnungen (Bourdieu, 2005b) des patriarchalen Wissenschaftsbetriebs und seiner Kapitalverteilung (Bourdieu, 1983) im Rahmen der Mehrheitsgesellschaft reproduziert, aber auch auf den Punkt bringt. Dieses symbolische Stereotyp findet sich auch in zahlreichen Spielfilmen, wie im

folgenden Abschnitt vor allem hinsichtlich des Gegensatzes von Männlichkeit und Weiblichkeit und im Blick auf die Kategorie Geschlecht beispielhaft thematisiert wird. Zudem stellen wir in der Folge eine Verknüpfung zwischen diesen filmischen Stereotypen und Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen her, um sowohl die Ebene der symbolischen Repräsentation von Wissenschaft als auch die Härte ihrer sozialen Wirklichkeit zu berücksichtigen. Daraus leiten wir dann abschließend mögliche (bildungs-politische) Konsequenzen für die Zukunft der Wissenschaft ab.

3. Repräsentationen und Idealbilder von Wissenschaftler*innen im Film

Hinsichtlich der Repräsentanz von Wissenschaftlern hat die Medienforscherin Petra Pansegrau (2009) eingehend die genannten Stereotypen von Männlichkeit in über 200 Spielfilmen untersucht, um den Blick für die Verfahren der Darstellung und Wahrnehmung von (vornehmlich männlichen) Wissenschaftler*innen zu analysieren. Dabei ging es auch nachdrücklich um die Frage, „welche Rückwirkungen eine spezifische mediale Darstellung auf die Wissenschaft selbst haben kann“ (ebd., S. 373). Denn durch Medien bilden sich im Rahmen der öffentlichen Wahrnehmung (von Wissenschaft) eigene symbolische Formen und Darstellungsweisen über Umwelt und Realität aus und ab, die in den Medien in entsprechender Art und Weise visualisiert und kommuniziert werden (vgl. zu den Grundlagen der Medientheorie Baacke, 1996 und Mersch, 2006). Pansegrau (2009) hält dahingehend fest:

„Sie [die Medien, A. B./V. W.] übersetzen nicht lediglich die wissenschaftlichen Informationen, sondern sind Teilnehmer und Produzenten eines Dialogs über Wissen und haben wichtige Funktionen im öffentlichen Diskurs. Das hat Auswirkungen sowohl auf das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Medien, als auch auf die Wissenschaft selbst. Die Medien stellen gleichberechtigte Partner im Dialog mit der Öffentlichkeit dar und prägen in deutlicher Weise die öffentliche Wahrnehmung zahlreicher wissenschaftlicher Probleme und Themen“ (S. 373).

Somit haben Social Media – etwa angesichts von Influencer*innen (Nymoen & Schmitt, 2021) – oder eben der Film eine große Wirkmacht und Funktion in der Praxis, der symbolischen Repräsentation sowie der Form einer jeweiligen Öffentlichkeit (Habermas, 1990), in der ein „*steile[s] normative[s] Gefälle*“ (Habermas, 2022, S. 34 [Anm. 17]) zwischen Repräsentationen, Normen und sozialer Wirklichkeit zu konstatieren ist. Denn durchaus im Sinne von Normen und Normierungen wirken sich mediale Repräsentationen auch auf die symbolischen Idealbilder jener Menschen aus, die als Wissenschaftler*in definiert werden oder sich selbst als solche begreifen und identifizieren. Ein wichtiger Aspekt sind dabei Stereotype (in) der Repräsentation von Wissenschaftler*innen. Pansegrau (2009) hebt in diesem Kontext vor allem vier stereotype Darstellungen hervor, die sich ihrerseits historisch entwickelt und verändert haben sowie als normierende Repräsentationen und Idealbilder auch in unserem (gesamtgesellschaftlichen) Kontext nach wie vor von Bedeutung sind (vgl. auch den diesbezüglichen Klassiker der Fachliteratur zu Wissenschaftler*innen im Kino: Frayling, 2005). Diese vier männlichen Stereotype sollen hier cursorisch und beispielhaft vorgestellt werden, um medial inszenierte Repräsentationen und männliche Idealbilder von Wissenschaft vor Augen zu führen, die als Richtmaß für die gesellschaftliche(n) Symbolisierung(en) von Wissenschaft gelten können.

Der schrullige Wissenschaftler

Er ist törricht, trottelig, schrullig, etwas weltfremd und verwirrt, ignoriert Gefahren, ist aber eigentlich ganz gutmütig (Pansegrau, 2009, S. 377). Ein Beispiel für eine reale Person wäre Albert Einstein (vgl. dazu schon Barthes 2010, S. 118–120). Denn der Mythos Einstein zeichnet ihn als gutmütig, zerstreut

und genial (Pansegrau 2009, S. 377). Er kann auch in der Realität als witzig erscheinen, wie das weithin bekannte Bild Einsteins mit ausgestreckter Zunge belegt. Im Film wird dieses Idealbild z.B. durch die Figur des Doc Brown aus *Zurück in die Zukunft* (1985) von Robert Zemeckis konstruiert (ebd. S. 377).

Der Wissenschaftler als Held oder Abenteurer

Wissenschaftler*innen sind in diesem Sinne „sportliche, attraktive, pragmatische Persönlichkeiten, die für den Dienst an der Sache ihr eigenes Leben gefährden oder das anderer retten“ (ebd. S. 378). Sie sind außerdem empathisch und warmherzig. Der Tendenz nach lässt sich etwa Christian Drosten, der Leiter der Virologie an der Berliner Charité, der im Rahmen der COVID-19-Pandemie einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurde, als reales Beispiel in diesem Sinne deuten. Ein weiteres Beispiel wäre Thor Heyerdahl, der verschiedene Forschungsreisen unternahm und für seine abenteuerlichen Expeditionen weltberühmt wurde (bspw. *Kon-Tiki* im Jahr 1947). Wissenschaftler werden im Kontext dieses Idealbilds primär positiv besetzt und als moralisch unkompliziert dargestellt (ebd.). Beispiele für diese männliche Repräsentation von Wissenschaft in der Filmgeschichte wären etwa *Der weiße Hai* (1975), *Indiana Jones – Jäger des verlorenen Schatzes* (1981) oder *Jurassic Park* (1993) von Steven Spielberg.

Der professionelle Wissenschaftler

Dieses Idealbild von Männern als Wissenschaftlern erscheint moralisch fast einwandfrei: „Sie werden als gentlemanlike, ambitioniert, unerschütterlich, friedliebend und als Experten auf ihrem jeweiligen Gebiet beschrieben“ (Pansegrau, 2009). Diese Wissenschaftler neigen dazu, ihren Mitmenschen gegenüber gleichgültig, desinteressiert oder unspezifisch zu sein (ebd., S. 378). Dieser Typ ist eher mit der Selbstwahrnehmung von Wissenschaftlern verbunden und nicht mit dem medialen, populären und kulturellen Idealbild des Wissenschaftlers. Zudem ist er in der Spielfilmwelt weniger vertreten. Männliche Filmcharaktere basieren hier auf realen Persönlichkeiten oder gehören zum Genre Biopic. Beispiele für solche Verfilmungen des Lebens von Wissenschaftlern sind: *The Story of Louis Pasteur* (1936) von William Dieterle oder *Freud* (2020) von Marvyn Kinzig.

Der Mad Scientist

Er ist „der verrückte, besessene und unkontrollierte Wissenschaftler, der offensichtlich nur drei Dinge im Kopf hat: die Weltherrschaft zu erobern, einen neuen, künstlichen Menschen zu erschaffen [...] und Frauen, die Repräsentanten ‚natürlicher‘ Reproduktion, zu Tode zu erschrecken“ (Seeßlen, 1999, S. 45) und mit umfangreicher Literaturliste Pfister, 2017). Dieses Stereotyp – vor allem eines Naturwissenschaftlers – symbolisiert die Grenze von Vernunft und Wahnsinn, wie sie historisch immer wieder angesichts der Atombombe thematisch wurde. Der verrückte Wissenschaftler lässt sich nach Pansegrau (2009, S. 376ff.) in drei Typen einteilen:

Der besessene Mad Scientist

Z.B. *Die Fliege* (1986) von David Cronenberg, *Batman Forever* (1995) von Joel Schumacher oder die verschiedenen Verfilmungen von *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*.

Der Mad Scientist wider Willen

Z.B. *Hollow Man – Unsichtbare Gefahr* (2000) von Paul Verhoeven oder *The Invisible Man – Der Unsichtbare* (2020) von Leigh Whannell.

Der utopische Herrscher

Z.B. *The Island of Dr. Moreau* (1996) von John Frankenheimer oder der Bösewicht aus *James Bond – 007 jagt Dr. No* (1962) von Terence Young.

„Spielfilme“, so fasst Pansegrau (2009) ihre Analyse zusammen, sind in diesem Kontext „kein Spiegel der Realität. Sie nehmen jedoch oftmals reale Ereignisse oder Gegebenheiten zum Anlass, eine fiktive Geschichte zu erzählen“ (S. 374; vgl. zu den Inszenierungen und Repräsentationen von Wissenschaft im Film auch Barberi & Ballhausen, 2013). Deshalb kann eine Feinanalyse der symbolischen Repräsentation(en) von Wissenschaft auch (vorsichtig) mit Daten zur konkreten Lage von Wissenschaftler*innen in Beziehung gesetzt werden.

4. Das Medium des Films, sein sozialer Kontext und seine pädagogische (Aus-)Wirkung

In der Öffentlichkeit genießt „Wissenschaft als Institution in allen Umfragen eine hohe Reputation und großes Vertrauen“ (Pansegrau, 2009, S. 375). Dennoch entstehen Ängste und Unsicherheiten aufgrund von neuen wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen, wie auch die breite Bewegung der gegenwissenschaftlichen Anti-Science belegt (Wein, 2022), die eine eminente Rolle im Rahmen der Corona-Leugnungs-Protteste einnahm. So werden gegenwärtig etwa die Entwicklungen im Bereich der Gentechnik (vgl. bereits Habermas 2005), des Geoengineering (Morton, 2016) oder der künstlichen Intelligenz (z.B. ChatGPT, vgl. aktuell Schönbächler, Himpf-Gutermann & Strasser 2023) sehr kritisch diskutiert und in diesem Sinne öffentlich verhandelt. Dies auch angesichts von aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen, die sich im Rahmen des Digitalen Kapitalismus (Staab, 2019) nur schwer bewältigen lassen (z.B. Krieg in der Ukraine, Klimawandel, Finanzkrise und/als Energiekrise etc.). Ganz in diesem Sinne fasst auch Pansegrau (2009) ihre Analyse zusammen:

„Die aufgeführten Beispiele aus den Filmen und die spezifischen Merkmale der wissenschaftlichen Charaktere oder Stereotypen zeigen, dass Wissenschaftsdarstellungen im Film auch immer eine Metapher für die vorherrschenden Ängste und Probleme sind. Diese Form der Metaphorik wirkt zunächst sehr simpel, in Wirklichkeit steht sie aber für äußerst komplexe Ideen und Diskurse. Die Öffentlichkeit hat nicht so sehr die Befürchtung, dass Monster geschaffen werden könnten. Das Monster ist dabei vielmehr eine Metapher für die Ängste vor dem wissenschaftlichen Eingriff in menschliche Reproduktion“ (ebd., S. 383).

Dahingehend kann auch im Blick auf die symbolische Repräsentation von Wissenschaft erwähnt werden, dass Hagenkötter et al. (2021) gezeigt haben, welcher Zusammenhang zwischen den Vorstellungen von Schüler*innen über Wissenschaftler*innen und der Repräsentation von Wissenschaft in den Medien besteht – ein Umstand, der gerade aus (medien-)pädagogischer Sicht von Relevanz ist.

„Es zeigte sich, dass vor allem die Faktoren Brille und Alter große Effekte auf die von Schüler*innen eingeschätzte Typikalität von Wissenschaftler*innen haben. Zudem bestätigen die Ergebnisse die in bisherigen Studien festgestellten geschlechterspezifischen Unterschiede. Die vorliegende Studie liefert außerdem Hinweise darauf, dass die Vorstellungen von Schüler*innen über Wissenschaftler*innen mit Darstellungen von (bekannten) Wissenschaftler*innen in den Medien und mit der persönlichen Identifizierung mit der Rolle eines*einer Wissenschaftler*in zusammenhängen“ (ebd. S. 624).

Dabei kann insgesamt ein tiefer Bruch bzw. eine Verzerrung zwischen (symbolischen) Ideal- und (wirklichen) Realbildern konstatiert werden, da die soziale Welt, in deren Kontext Wissenschaft eingelagert ist, deutlich mit diesen von uns kursorisch in der Filmgeschichte ausgemachten (männlichen) Idealbildern kollidiert. Dennoch können die oben beschriebenen Stereotype und Klischees eine Vorbildfunktion einnehmen (ebd.; vgl. auch Leiß, 2019). Eine (durchaus negativ wirkende) Vorbildfunktion, die auch im Rahmen von Berufsentscheidungen und (wissenschaftlicher) Karriereentwicklung eine Rolle spielen kann, weshalb es in dem von uns diskutierten Zusammenhang von erkenntnisleitendem Interesse ist, einen Blick auf die derzeitige Lage des deutschen Bildungssystems zu werfen. Wie sehen die bildungsrelevanten Realitäten im Gegensatz zu ihren symbolischen Repräsentationen (in Medien und Öffentlichkeit) heute aus? Wie ist es also in Deutschland um die prekären Arbeitsverhältnisse im Wissenschaftsbetrieb und also auch um den *wissenschaftlichen Nachwuchs* insbesondere im Hinblick auf Geschlechterstereotype bestellt?

5. Prekarität in Zahlen & Fakten

Im Blick auf den Twitterhashtag *#IchBinHanna* (Bahr, Eichhorn & Kubon, 2022; GEW, 2021) oder *#IchBinReyhan* sowie angesichts des ethnografischen Filmprojekts *Ungehaltene Reden* (Eckardt & Hegner, 2019) von Sandra Eckardt und Viktoria Hegner wurden wissenschaftliche Karrierewege in jüngerer Zeit eingehend diskutiert und kritisch hinterfragt (siehe dazu auch Tantner, 2020). Dabei konnten die zum Teil unsichtbaren Prekaritäten und das Lotteriespiel wissenschaftlicher Qualifikationswege (Weber, 2020) gerade angesichts von Geschlechterasymmetrien sichtbar gemacht bzw. zumindest ansatzweise *andere Normalitäten* thematisiert werden (Reuter, Berli & Zinnbauer, 2016). Dazu kommt die Debatte rund um das Wissenschaftszeitvertragsgesetz und die Reformvorschläge des BMBF (Allianz der Wissenschaftsorganisationen, 2023), mit denen die normierenden und normalisierenden Begrenzungen und Barrieren des wissenschaftlichen Fortkommens im Rahmen der „normalen Wissenschaft“ (Kuhn, 1967, S. 25ff.) deutlich reproduziert werden. Insgesamt lässt sich mithin betonen, dass Prekarität das deutsche Bildungssystem (fast) durchgängig kennzeichnet. Deshalb soll im Folgenden in aller Kürze auf einige Ergebnisse, Zahlen und Fakten aus dem *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs* (BuWiN) (2021) eingegangen werden:

Die Anzahl des wissenschaftlichen Personals unter 35 Jahren ist zwischen 2005 bis 2018 um 78 % sowie zwischen 35 und 45 Jahren um 43 % (ohne Professor*innen) und unabhängig vom Geschlecht gestiegen (BuWiN, 2021, S. 9). Gleichzeitig steigt auch der Frauenanteil auf allen Ebenen langsam an, ohne jedoch die Effekte der sogenannten Leaky Pipeline, dass „mit fortschreitender Qualifikationsstufe (...) der Anteil der Frauen in der Wissenschaft [sinkt]“ (ebd.), aufzuhalten. Missstände werden besonders bei den Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen deutlich: Die Befristungsquote unter 35 Jahren liegt bei 92 %. Das bedeutet, dass etwa neun von zehn *Nachwuchs*-Wissenschaftler*innen in diesem Altersspektrum entfristet sind. Bei den Wissenschaftler*innen zwischen 35 und 45 Jahren sind 77 % befristet angestellt (ebd., S. 10). Die durchschnittlichen Vertragslaufzeiten liegen bei Promovierenden bei ca. 2 Jahren (22 Monate) und bei Postdocs bei ca. 28 Monaten (ebd.). Ca. 1/3 dieser Beschäftigten arbeiten in Teilzeit (ebd., S. 11). Diese niedrigen Vertragslaufzeiten sind weder mit den Vorgaben im WissZVG erklärbar noch entsprechen sie den Bedarfen gesicherter Qualifizierung. Das *Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs* (2021) hält dahingehend fest:

„Die durchschnittliche Promotionsdauer beträgt 5,7 Jahre (ohne Humanmedizin/Gesundheitswissenschaften). Über alle Fächer hinweg beträgt die durchschnittliche Promotionsdauer 4,7 Jahre. Männer benötigen im Durchschnitt 4,9 und Frauen 4,3 Jahre für ihre Promotion“ (BuWiN, 2021, S. 12).

Grundlegend problematisch ist die sozial ungleiche Grundstruktur des akademischen Feldes, welche tief in die Verhaltensdispositionen (siehe bereits Fleischer, 1969, S. 31) und Habitusformationen (Krais & Gebauer, 2002) aller Beteiligten eingelassen ist und mithin – im Sinne von Bourdieus Hysteresiseffekt (Bourdieu, 1979, S. 68; Bourdieu, 1993, S. 116f.) – schwer geändert werden kann, dies nicht zuletzt deshalb, weil Prekarität von wissenschaftlichen Karriereverläufen als *systemisch* begriffen werden muss. Dabei stellt sich nicht zuletzt die Frage, inwiefern derartige Zustände mit Qualität der Forschung einhergehen können. Dazu kommt, dass das Gros an Wissenschaftler*innen nicht nur prekär beschäftigt ist, sondern durch die bedenkliche Bezeichnung *wissenschaftlicher Nachwuchs* und damit entlang der Mechanismen von Inklusion und Exklusion erniedrigt und unterworfen wird. Deshalb gehen wir im folgenden Kapitel auf diesen Begriff des *wissenschaftlichen Nachwuchses* näher ein.

6. Wissenschaftliche Karrieren als *Nachwuchs*

Es ist mehr als bedenklich, dass parallel zu den genannten Zahlen im akademischen Feld in Deutschland gegenwärtig, wie Keller (2021) zeigt, alle „Wissenschaftler*innen, die keine (Regel-)Professur ergattern konnten“ (S. 80) als *wissenschaftlicher Nachwuchs* bezeichnet werden. Dabei ist es gleichgültig, ob die Betroffenen promoviert oder habilitiert sind, Auslandserfahrungen gesammelt und/oder Drittmittel eingeworben haben. *Nachwuchs* bedeutet in diesem paternalen und patriarchalen Kontext dem Wortsinn entsprechend, dass der*die jeweilige Wissenschaftler*in ganz ungeachtet des Alters noch nicht *erwachsen* ist. Dabei meint der Begriff auch eine „heterogene Gruppe von Personen [...], die sich auf ganz unterschiedlichen Stufen der wissenschaftlichen Qualifikation befinden“ (Baader & Korff, 2021, S. 60). So werden alle ohne Professur abqualifiziert, weil sie angeblich „nicht erwachsen“ und also auch keine „vollwertigen“ Wissenschaftler*innen sind (siehe dazu auch Kondratjuk, 2020). Dieser Status ändert sich allein durch die Berufung auf eine Professur.

Baader und Korff (2021) beziehen sich bei der Auseinandersetzung mit dem Begriff *Nachwuchs* auf Helga Kigge-Ilner's *Der Weg zum Dokortitel* (Kigge-Ilner, 2015) und zeigen auf, dass *Nachwuchs* auf Abhängigkeit und Unselbstständigkeit verweist. Dies wird z.B. auch bei Promotionsprogrammen deutlich, die verstärkt verschult werden (Baader & Korff, 2021, S. 59ff.). Durch *Nachwuchs* wird dabei immer auch eine begriffliche Nähe zu Familiengeschichten hergestellt (dazu auch Sieder, 1987; Barberi, 2018). Auch die Bezeichnungen *Doktorvater* oder (seltener) *Doktormutter*, welche sich nur im deutschen Wissenschaftssystem finden, suggerieren verwandtschaftliche Abhängigkeiten (Baader & Korff, 2021, S. 59ff.). Pierre Bourdieu hielt im Blick auf die damit einhergehende erzwungene Unterwürfigkeit schon in den 1980er-Jahren und im *Homo Academicus* (Bourdieu, 1988) für das akademische Feld Deutschlands fest:

„Umgekehrt läßt sich diese Kunst [Schüler zu haben, A. B./V. W] – eine Dimension der Macht – meist nur mit dem mehr oder weniger bewußten und stillschweigenden Einverständnis der Betroffenen ausüben, die so zuweilen bis ins fortgeschrittene Alter hinein in jener gehorsam-unterwürfigen, kurz, ein wenig infantilen Haltung gehalten werden – nicht umsonst heißt es im Deutschen ‚Doktorvater‘ – die den guten Schüler noch jeden Alters auszeichnet“ (ebd., S. 155).

Und weiter unten an anderer Stelle:

„Und nichts trägt in der Tat mehr zur Verstärkung der gewünschten Dispositionen bei als die these – vermittelt durch die diffuse Kontrolle, die die patriarchale Autorität des ‚Doktorvaters‘ tendenziell über alle Praktiken und zumal die Veröffentlichungen ausübt, insbesondere durch die Selbstzensur und den obligaten Kotau vor den Ordinarien“ (ebd., S. 166).

Insgesamt signalisiert also der Begriff des „Doktorvaters“ einen familiären Nahraum angesichts eines immensen Autoritäts- und Abhängigkeitsverhältnisses, das gerade aus pädagogischer Sicht Lern-, Bildungs- und Forschungsprozesse vielmehr blockiert, als sie zu befördern. Zudem inkludiert der Begriff „einen einseitigen Prozess, denn über die Zeugung und Produktion von Nachwuchs entscheidet dieser nicht mit“ (ebd.). Die Autor*innen führen noch ein weiteres Problemfeld ein: das *Meister-Schüler-Verhältnis*. Dieses Verhältnis zeige eine Beziehungsstruktur auf, „in der eine Hierarchie und ein Gefälle betont werden, in der Macht und Abhängigkeit vorherrschend [...]“ sind (ebd., 61). Ganz in diesem Sinne hat auch Bourdieu – im Blick auf das Problem der Anerkennung (fr. *reconnaissance*, vgl. auch Honneth, 2014) formuliert:

„Woran bereits im Mittelalter die Prüfungsordnung zur Meisterprüfung im Sattlergewerbe gemahnte, gibt es keinen Meister ohne Meister, das heißt Lehrer: nullus assumi debet in magistrum, qui sub magistro non fuerit discipulus. Kein anerkannter Lehrer, der nicht einen Lehrer anerkennen würde und damit mittelbar das geistige Richteramt des heiligen Kollegiums seiner Lehrer, die ihm Anerkennung verschaffen. Mit anderen Worten: Kein Lehrer, der nicht den Wert der Institution und die institutionellen Werte anerkennen würde“ (Bourdieu, 1984, S. 167).

In diesem Kontext sind auch die strukturierten Promotionsförderungen (dazu auch Baader & Korff, 2015) zu sehen, in deren Rahmen Promotionsphasen „stärker pädagogisch begleitet“ werden sowie „auch räumlich und zeitlich begrenzt(er)“ sind (Baader & Korff, 2021, S. 62.). Dadurch entstehen sehr beengende Abhängigkeiten, Verpflichtungen und Bindungen an die Institution Universität oder generell an Forschungseinrichtungen: z.B. „durch Auswahlverfahren, (Stipendien-) Verträge, Betreuungsvereinbarungen, Anwesenheitspflichten und verpflichtende zusätzliche Tätigkeiten [...] (Baader & Schröer, 2013, VII)“ (ebd.). Gleichzeitig könnten die strukturierten Promotionsförderungen auch Chancen darstellen, das deutsche Modell aus dem familiären Kontext zu holen und somit ein Gegengewicht zu den Abhängigkeiten der Betreuungspersonen als *Doktorväter und -mütter* setzen.

Hierzu müsste sich in unserer Wissenschaftswelt einiges verändern: z. B. wenn Stipendien gegen Anstellungen getauscht werden und Prüfungsordnungen im Sinne breiterer Qualitätsstandards bei Bewertungen die „gemeinsame“ Betreuung besser abbilden würden. Auch kann darauf verwiesen werden, dass sich in Deutschland das *Interdisziplinäre Netzwerk THESIS für Promovierende und Promovierte e. V.*¹ sich der prekären Lage von Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen annimmt, wie es z.B. auch in Österreich mit dem *Netzwerk Unterbau Wissenschaft* (NUWiss) und der *IG Lektorinnen und WissensarbeiterInnen*² geschieht. Es sollte nicht die Arbeit seitens der Gewerkschaftsbewegung und Initiativen (z.B. GEW) außer Acht gelassen werden, die nachdrücklich auf die Problematiken hinweisen und die prekäre Beschäftigungslage durch die aktuellen Diskussionen und Kontroversen zum WissZeitVG öffentlich sichtbar machen.

Insgesamt kann jedoch im Blick auf die aktuelle Situation und im Sinne des *Homo Academicus* (Bourdieu, 1988) von einem immensen sozialen (und ökonomischen) Druck gesprochen werden, der – entlang harter Mechanismen von Inklusion und Exklusion (vgl. etwa Kremsner, 2016) – in wissenschaftlichen Qualifikationsphasen sehr hinderlich sein kann und ein großes freies Lern-, Bildungs- und Forschungsprozesse hart strukturiert und damit begrenzt. Dazu kommen auch im gesamten sozialen Raum die klassenspezifischen Rahmenbedingungen, die das System (historisch) vorstrukturieren und die unter Verwendung der Bourdieuschen Bildungssoziologie sehr präzise beschrieben und *gemessen* werden können (Bourdieu, 1985). Abschließend möchten wir uns zur Begriffsverwendung *Nachwuchs* positionieren. Wir schließen uns Allmendinger und Mann (2019) an:

1 www.thesis.de

2 www.ig-elf.at

„Schließlich gibt es noch eine Maßnahme, die Promovierenden jene Wertschätzung zukommen lässt, die sie verdienen: sie beim Namen zu nennen und als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu bezeichnen. Der Begriff ‚Nachwuchs‘ kann dann emeritiert werden“ (siehe auch Kondratjuk, 2020).

Wir plädieren für den Begriff Forschende oder Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen (siehe auch ZSM 2021). Zudem ist es uns wichtig die zeitliche Komponente herauszulassen (bspw. mit Blick auf Postdocs). Hier möchten wir abschließend auf Kauhaus (2017) verweisen:

„Ein hartes zeitliches Kriterium für das Ende der Postdoc-Phase wird hier nicht vertreten, da es in Einzelfällen zu Erstberufungen in fortgeschrittenem Alter kommt und die Qualifizierungsphase sich deshalb entsprechend lang hinziehen kann. Dass als Hauptkriterium neben „promoviert“ und „unterhalb der W2 Professur“ dann „wissenschaftlich tätig mit Qualifizierungsabsicht“ steht, bedeutet, dass die Zuordnung zur Gruppe der Postdocs in manchen Fällen nur durch die Person selbst vorgenommen werden kann. Dies trägt der Tatsache Rechnung, dass eine stärkere Durchlässigkeit der Grenze zwischen Universitäten und dem außeruniversitären Arbeitsmarkt in beide Richtungen wünschenswert ist“ (ebd., S. 7).

7. Conclusio

Ausgehend von den symbolischen Repräsentationen und Idealbildern von Wissenschaft, die oben aus geschlechtersensibler Perspektive und beispielhaft in der Filmgeschichte in den Blick genommen wurden, lässt sich mithin angesichts von Normen, Normalitäten und Normierungen im akademischen Feld eine bemerkenswerte Kollision dieser im Rahmen der Öffentlichkeit medial inszenierten Idealbilder mit den sozialen Wirklichkeiten wissenschaftlicher Karriereverläufe diagnostizieren. Dieser *Clash* lässt sich im bildungssoziologischen Beschreiben des sozialen Raums (Bourdieu, 1985) des (u. a. deutschen) Bildungssystems – als Teilfeld der Gesamtgesellschaft – deutlich ausmachen. Dabei stellen derartige Repräsentationen und Idealbilder eine gesamtgesellschaftliche *Normalität* der Wissenschaft vor, die im Gegensatz zu den harten sozioökonomischen Bedingungen für den viel zu weit definierten *wissenschaftlichen Nachwuchs* steht. In diesem Zusammenhang kann insgesamt konstatiert werden, dass die (männliche) Repräsentation und Inszenierung von Wissenschaft, die (weiblichen) Problemlagen der meisten Wissenschaftler*innen gerade nicht passend widerspiegelt, sondern vielmehr einen mehr als bedenklichen Gender-Bias aufweist.

Ausgehend von den Problemlagen, denen Frauen sich in der Wissenschaft deutlich ausgesetzt sehen, gilt für den gesamten *wissenschaftlichen Nachwuchs*, dass er ebenso aus der symbolischen und kollektiven Wahrnehmung der mediatisierten Öffentlichkeit gedrängt wird, wie er im Blick auf das akademische Feld z.B. von Entscheidungspositionen ferngehalten wird. Dies nicht zuletzt deshalb, weil Repräsentationen und Idealbilder von Wissenschaft im Sinne von *Normierungen* in (mediale) Szene gesetzt und vor Augen geführt werden, die dem drastischen Zustand von akademischen Lern-, Bildungs- und Forschungsprozessen schlicht nicht entsprechen. Dazu kommt, dass der universitäre Raum *erstens* von harten Achsen der intersektionalen Diskriminierung gekennzeichnet ist und sich *zweitens* gerade dadurch die Polarität von (männlichem) Kapital und (weiblicher) Arbeit im allgemeinen Rahmen des globalen Digitalen Kapitalismus (Staab, 2019) reproduziert.

Wird mithin ganz im Sinne Bourdieus die Kategorie *Klasse* (und mithin das ökonomische Kapital, Bourdieu, 1983) im Blick auf die männliche Herrschaft (Bourdieu, 2005a) primordial gesetzt, lassen sich im sozialen Raum der Hochschule die singulären und intersektionalen Achsen der Erniedrigung oder Unterdrückung gerade angesichts der Lebenswelt(en) von Frauen analysieren, die auf der Ebene der symbolischen Idealbilder genauso wenig repräsentiert werden, wie im sozialen, ökonomischen und

politischen Aufbau und Funktionsablauf der Hochschule. Dies auch im Blick auf Kategorien wie Herkunft, Sprache oder politische Anschauung (Morgan, 1996; Barberi, Kreamer & Proyer, 2023), wobei wir in diesem Beitrag den Fokus auf die Kategorie Geschlecht im Blick auf die Differenz von symbolischer Inszenierung und konkreter sozialer Wirklichkeit von Wissenschaft gelegt haben. Auch wenn unsere funktional ausdifferenzierten Gesellschaften das Singuläre und Heterogene im Individuellen (Reckwitz, 2019) wahrnehmbar machen, ist dabei auf einer allgemeinen Ebene die ungleiche Verteilung von Ressourcen und Kapital nach wie vor für die innere Logik von wissenschaftlichen Karriereverläufen im Rahmen der männlichen Herrschaft unter den Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise entscheidend. Eine Ebene der Reproduktion dieser manifesten Ungleichheit liegt in der von uns kursorisch und beispielhaft analysierten Verzerrung der symbolischen Inszenierung von Wissenschaft im Vergleich mit ihrer empirisch konstatierbaren Wirklichkeit.

Diesem falschen Bild auf der Ebene symbolischer Repräsentation stehen die Zahlen und Fakten hinsichtlich des Prekariats (dazu auch Berardi 2009) deutlich entgegen und sprechen dabei so für sich wie die bedenkliche soziökonomische Lage des sog. *wissenschaftlichen Nachwuchses*, der wohl besser mit Begriffen wie *Wissenschaftler*innen in frühen Karrierephasen* oder *early researcher* bezeichnet wird. Dass zwischen den gesellschaftlich imaginierten Repräsentationen und Idealbildern von Wissenschaft, die wir kursorisch im Film ausgemacht haben, und ihrer empirisch wahrnehmbaren Realität, die wir mit statistischen Fakten vor Augen führen konnten, ein eminenter Unterschied besteht, verifiziert mithin die Annahme, dass die öffentliche Repräsentation von Wissenschaft mit ihrer konkreten Praxis gerade *nicht* in eins fällt. Ganz in diesem Sinne sollten die aktuellen (prekären) Normalitäten in ihrer Drastik sichtbar gemacht werden, um gemeinsam neue soziale und demokratische Idealbilder von Wissenschaft ins Spiel zu bringen.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass wir die über diesen Beitrag hinausweisenden prekären Verhältnisse nicht einfach nur hinnehmen sollten. Es ginge vielmehr darum – im Sinne von Chimamanda Ngozi Adichie (2009) – uns unsere Single Storys zu erzählen, um eine gemeinsame bildungspolitische Zukunft zu gestalten. Eine Zukunft der (Hoch-)Schule, die nicht von brutaler Prekarität, sondern vielmehr von der demokratischen Norm der Gleichstellung aller Beteiligten gekennzeichnet wäre. Dazu wäre eine Vernetzung aller – nicht nur der Benachteiligten – und eine klar progressive Bildungspolitik vonnöten, die sich nachdrücklich gegen Prekarität im Bildungssystem stellen müsste, um gravierende Ungleichheiten aufzuzeigen und Selektionsmechanismen abzubauen.

Literaturverzeichnis

Adichie, C. N. (2009). The Danger of a Single Story.

https://www.ted.com/talks/chimamanda_ngozi_adichie_the_danger_of_a_single_story/comments

Allianz der Wissenschaftsorganisationen (2023). Stellungnahme: Für attraktive wissenschaftliche Karrieren in Deutschland. https://www.allianz-der-wissenschaftsorganisationen.de/themen-stellungnahmen/fuer-attraktive-wissenschaftliche-karrieren-in-deutschland/?wt_zmc=nl.int.zonau-dev.112331552451_417584178470.nl_ref

Allmendinger, J. & Mann, M. (2019, 8. September). RESPEKTIERT DEN NACHWUCHS! Wir müssen junge Forscherinnen und Forscher besser behandeln – fünf Forderungen. In ZEIT Campus. <https://www.zeit.de/2019/37/forschung-nachwuchs-foerderung-bildung>

Baacke, D. (1996). Medienkompetenz als Netzwerk. Reichweite und Fokussierung eines Begriffs, der Konjunktur hat. *medien praktisch*, 20(7/8), 4–10.

- Baader, M. S. & Korff, S. (2021). Von Doktorvätern,-müttern und akademischen Kindermädchen in der Nachwuchsförderung – pädagogische Rahmung durch Begrifflichkeiten. *Debatte*, 4(1), 58–71. <https://www.budrich-journals.de/index.php/debatte/article/view/39803>
- Baader, M. S. & Schröer, W. (2013). Strukturierte Promotionsförderung als Laboratorium des Universitätsumbaus – zur Zukunft der Chancengleichheit in der Organisation der Promotion. In S. Korff & R. Navina (Hrsg.), *Promovieren nach Plan? Chancengleichheit in der strukturierten Promotionsförderung* (S. V–X). VS Verlag.
- Baader, M. S. & Korff, S. (2015). Chancengleichheit durch strukturierte Promotionsförderung – ein Tabu in der Umsetzung? *die hochschule*, 2, 58–78. https://www.wissenschaftsmanagement-online.de/system/files/downloads/wimoarticle/1507_WIMO_Chancengleichheit%20durch%20strukturierte%20Promotionsfoerderung_BAADER_KORFF.pdf
- Bahr, A., Eichhorn, K. & Kubon, S. (2022). #IchBinHanna. *Prekäre Wissenschaft in Deutschland*. Suhrkamp.
- Barberi, A. & Ballhausen, T. (Hrsg.) (2013). *Die Wahrheit des Films/Cinema's Truth*. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 3. <https://journals.univie.ac.at/index.php/oezg/issue/view/296>
- Barberi, A. (2018). Familiengeschichte der Paardynamiken. Paardynamiken in der Familiengeschichte. In R. Hutterer-Krisch & G. Rass-Hubinek (Hrsg.), *Paardynamik. Methodenspezifische und methodenübergreifende Beiträge zur Psychotherapie im Paar- und Einzelsetting* (S. 47–58). facultas.
- Barberi, A., Kreamer, G. & Proyer, M. (2023). Ain't I an (able) person? Wer spricht wo wann was wie? Zum Verhältnis von Inklusion und Intersektionalität. In M. Penkwitt & B. Haas (Hrsg.), *Zeitschrift für Inklusion*, 01, <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/698>
- Barthes, R. (2010). *Mythen des Alltags*. Suhrkamp.
- Berardi, F. (2009). *Precarious Rhapsody. Semiocapitalism and the pathologies of the post-alpha generation*. Minor Compositions.
- Bourdieu, P. & Wacquant, L.J.D. (2006). *Reflexive Anthropologie*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (S. 183–198). Schwartz.
- Bourdieu, P. (1985). *Sozialer Raum und Klassen/Leçon sur la leçon*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1988). *Homo Academicus*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005a). *Die männliche Herrschaft*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005b). *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1*. VSA.
- BuWiN: Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2021). *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland. Wichtige Ergebnisse im Überblick*. <https://www.buwin.de/dateien/buwin-2021-kurzfassung.pdf>
- BVR: Bundesverband Regie (2022). *Siebter Regie-Diversitätsbericht des BVR 2019 & 2020. Jubiläumsbericht 10 Jahre Daten*. https://www.regieverband.de/sites/default/files/2022-08/7_Diversitaetsbericht_2019_2020_0.pdf
- Canguilhem, G. (1974). *Das Normale und das Pathologische*. Hanser.
- Castoriadis, C. (1990). *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Suhrkamp.
- Certeau, M. de (1991). *Das Schreiben der Geschichte*. Campus & Editions de la Maison des Sciences de l'Homme.

- Deutscher Bundestag (2022). Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. <https://www.bundestag.de/gg>
- Duden (2018). Das Bedeutungswörterbuch. Cornelsen.
- Eckardt, S. & Hegner, V. (2019). Ungehaltene Reden [Dokumentarfilm]. <https://www.uni-goettingen.de/de/592117.html>
- Eribon, D. (2016). Rückkehr nach Reims. Suhrkamp.
- Fleischer, H. (1969). Marxismus und Geschichte. Suhrkamp.
- Foucault, M. (1966). Die Ordnung der Dinge. Suhrkamp.
- Foucault, M. (1976). Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Suhrkamp.
- Foucault, M. (2013). Die Anormalen: Vorlesungen am Collège de France (1974–1975). Suhrkamp.
- Frayling, C. (2005). Mad, Bad, and Dangerous? The Scientist and the Cinema. Reaktion Books.
- GEW - Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Hauptvorstand (Hrsg.) (2021). #IchbinHanna. Per Hashtag gegen das Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Dokumentation der GEW-Fachtagung und Aktiven-Vernetzung am 1. Juli 2021. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. GEW.
- Habermas, J. (1990). Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Luchterhand.
- Habermas, J. (2005). Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik? Suhrkamp.
- Habermas, J. (2022). Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik. Suhrkamp.
- Hagenkötter, R., Nachtigall, V., Rolka, K. & Rummel, N. (2021). „Meistens sind Forscher älter, meist tragen die eine Brille“ – Schülervorstellungen über Wissenschaftler*innen. Unterrichtswissenschaft, 49, 603–626.
- Honneth, A. (2014). Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Suhrkamp.
- Kauhaus, H. (2017). Einleitung und Definition der Postdoc-Phase. In H. Kauhaus & E. Hochheim (Hrsg.), Qualifizierung in der Postdoc-Phase. Handreichung zur Planung und Umsetzung von Angeboten (S. 6-7), UniWiND-Publikationen. https://www.uniwind.org/fileadmin/user_upload/Publikationen/2017-UniWiND_Bd5_2_Auflage_Einzelseiten_web.pdf
- Keller, A. (2021). Alles Nachwuchs, oder was? Für eine Reform von Personalstruktur und Karrierewegen. Debatte, 4(1), 80–83. <https://www.budrich-journals.de/index.php/debatte/article/view/39806/33926>
- Kigge-Illner, H. (2015). Der Weg zum Dokortitel: Strategien für die erfolgreiche Promotion. Campus.
- Kondratjuk, M. (2020, 22. Oktober). Anerkennung und Wertschätzung im Wissenschaftsbetrieb. Paradoxien im (Alb-)Traumjob Wissenschaft [Blogbeitrag]. KWI-BLOG. <https://blog.kulturwissenschaften.de/traumjob-wissenschaft/>
- Krais, B. & Gebauer, G. (2002). Habitus. Transcript.
- Kremsner, G. (2016). Vom Einschluss der Ausgeschlossenen zum Ausschluss der Eingeschlossenen – Biographische Erzählungen von so genannten Menschen mit Lernschwierigkeiten. Dissertation, Wien.
- Kropp, M. (2019, 3. September). Bechdel-Test. <https://www.gleichstellungportal.de/abc-der-gleichstellung/bechdel-test/>
- Kuhn, T. S. (1967). Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Suhrkamp.
- Lamm, L. (2023, 10. Februar). Der Matilda-Effekt: Wie Frauen in der Wissenschaft unsichtbar werden. <https://www.nationalgeographic.de/geschichte-und-kultur/2023/02/diskriminierung-der-matilda-effekt-wie-frauen-in-der-wissenschaft-unsichtbar-werden>

- Leiß, F. (2019). Untersuchung von Schülervorstellungen über Tätigkeiten von Naturwissenschaftlern und deren Beeinflussung durch ein Schülerlabor (Dissertation, Naturwissenschaft). RWTH Aachen University. <http://publications.rwth-aachen.de/record/794159/files/794159.pdf>
- McGarvey, D. (2017). Armutssafari. Von der Wut der abgehängten Unterschicht. Luchterhand.
- Mersch, D. (2006). Medientheorien. Junius.
- Meyer, D., Reuter, J. & Berli, O. (Hrsg.) (2022). Ethnografie der Hochschule. Zur Erforschung universitärer Praxis. transcript.
- Michaels, W. B. (2021). Der Trubel um Diversität. Wie wir lernten, Identitäten zu lieben und Ungleichheit zu ignorieren. Klaus Bittermann.
- Morgan, K. P. (1996). Describing the Emperor's New Clothes: Three Myths of Educational (In)Equality. In A. Diller, B. Houston, K. P. Morgan & M. Ayim, *The Gender Question in Education: Theory, Pedagogy & Politics* (S. 105–122). Westview.
- Morgan, R. (Hrsg.) (1970). *Sisterhood ist Powerful. An Anthology of Writings from the Womens's Liberation Movement*. Vintage books.
- Morton, O. (2016). *The Planet Remade: How Geoengineering Could Change the World*. Princeton University Press.
- Nymoen, O. & Schmitt, W. M. (2021). *Influencer. Die Ideologie der Werbekörper*. Suhrkamp.
- Pansegrau, P. (2009). Zwischen Fakt und Fiktion – Stereotypen von Wissenschaftlern in Spielfilmen. In B. Hüppauf & P. Weingart (Hrsg.), *Frosch und Frankenstein: Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft* (S. 373–386). transcript. doi: 10.1515/9783839408926-015.
- Pfister, E. (2017). „Doctornodmad. Doctor insane.“ Eine kurze Kulturgeschichte der Figur des madscientist im digitalen Spiel. *Paidia. Zeitschrift für Computerspielforschung*, <https://www.paidia.de/doctor-nod-mad-doctor-insane-eine-kurze-kulturgeschichte-der-figur-des-mad-scientist-im-digitalen-spiel/>
- Reckwitz, A. (2019). *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Suhrkamp.
- Reuter, J., Berli, O. & Zinnbauer, M. (2016). Wissenschaftliche Karriere als Hasard. Eine Sondierung. In J. Reuter, Julia, O. Berli & M. Zinnbauer (Hrsg.), *Wissenschaftliche Karriere als Hasard. Eine Sondierung* (S. 7–26). Campus.
- Schmitz, P. (2022). Die Beteiligung von Frauen an Film- und Fernsehproduktionen in Deutschland. *blog interdisziplinäre geschlechterforschung*. <https://www.gender-blog.de/beitrag/beteiligung-frauen-film-und-fernsehproduktion>
- Schönbächler, E., Himpsl-Gutermann, K. & Strasser, T. (2023). Vom Chat zum Check. Informationskompetenz mit ChatGPT steigern. *Medienimpulse*, 61, 1-51. <https://doi.org/10.21243/mi-01-23-18>
- Scott, J. W. (1986). Gender: A Useful Category of Historical Analysis. *The American Historical Review*, 91(5), 1053–1075.
- Seeßlen, G. (1999). Mad Scientist. Repräsentation des Wissenschaftlers im Film. *Gegenworte*, 3, 44–48.
- Sieder, R. (1987). *Sozialgeschichte der Familie*. Suhrkamp.
- Staab, P. (2019). *Digitaler Kapitalismus. Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Ungleichheit*. Suhrkamp.
- Stock, K. (2022). *Material Girls. Warum die Wirklichkeit für den Feminismus unerlässlich ist*. Tiamat.
- Tantner, A. (2020). Gegen Prekarität – für gute Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft. *ZUKUNFT* 11-12/2020, 14–17.
- The Kon-Tiki Museum (o.J.). RA (1969), RA II (1970). <https://www.kon-tiki.no/expeditions/ra-expeditions/?lang=de>
- Wagner, S. (2023). *Invisible Woman – Die Frau ab 40 in Film und Fernsehen – BFFS Maßnahmen gegen die Altersdiskriminierung von Schauspielerinnen* (BFFS – Bundesverband Schauspiel Bühne, Film,

- Fernsehen, Sprache). <https://www.bffs.de/2023/08/07/invisible-woman-die-frau-ab-40-in-film-und-fernsehen-bffs-massnahmen-gegen-die-altersdiskriminierung-von-schauspielerinnen/>
- Weber, M. (2020). Wissenschaft als Beruf / Politik als Beruf. UTB.
- Wein, W. (2022). Antiscience. Medienimpulse, 60, 1-22. <https://doi.org/10.21243/mi-02-22-02>
- Wiarda, J.-M. (2023). Ein Gesetz, drei Vorschläge. <https://www.jmwiarda.de/https-www.jmwiarda.de-2023-03-28-ein-gesetz-drei-vorschlaege/>
- ZSM - Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (2021). #supportyourlocals. Qualitativ-Forschende in Qualifikationsphasen. https://www.zsm.ovgu.de/zsm/Arbeitsformate/ Austauschfo-ren/Online_Forum+ Qualitative+Bildungs_+und+Sozialforschung+in+Zeiten+von+CO-VID_19_/Stellungnahme-nonactive-1-preview-1-showdeleted-1.html

Enttäuschte Wissenschaftsbilder und ihre Verschränkung mit der Wissenschaftskarriere

Anja Franz & Dorothee Schwendowius

Keywords: Promotionsabbruch, Wissenschaftsbild, Hochschule, Biographie, Ausstieg

1. Einleitung

Das Berufsfeld *Wissenschaft* zeichnet sich in Deutschland durch eine hohe Ausstiegsrate aus. Strukturelle Gründe für diese hohe Fluktuation liegen dabei in der politisch forcierten zeitlichen Begrenzung von Wissenschaftslaufbahnen durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG vom 12.04.2007) bei zugleich fehlenden Dauerstellen im akademischen Mittelbau. Für Promovierende und Promovierte jenseits unbefristeter Professuren sind damit in der Regel langfristig prekäre Arbeitsverhältnisse sowie unklare Verbleibperspektiven verbunden. Dies wird von Wissenschaftler*innen und Gewerkschaften seit vielen Jahren kritisiert und ist zuletzt durch die anstehende Novellierung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes und Protestinitiativen wie *#ichbinhanna* und *#ichbinreyhan* verstärkt öffentlich diskutiert worden.

Bereits in ihrer Promotionszeit verlassen nicht wenige Promovierende das akademische Feld (Briedis et al., 2014). Die Gründe für Promotionsabbrüche wurden bislang vorrangig durch standardisierte Befragungen ermittelt (z.B. Euler et al., 2018; Fabian et al., 2013). Während standardisierte Erhebungsmethoden im Bereich der Abbruchforschung u.a. dazu beitragen können, strukturelle Ungleichheiten entlang verschiedener sozialer Differenzlinien bei Promotionsabbrüchen aufzudecken oder Erkenntnisse über fachspezifische Abbruchquoten sichtbar zu machen, können die *Deutungen der Abbrecher*innen* selbst in solchen Designs allenfalls entlang vorgegebener Items aus der Außenperspektive erfasst werden. Um Ausstiege aus der Wissenschaft¹ in ihrer individuellen Prozessualität und sozialen Kontextualität zu untersuchen, bedarf es indessen Forschungsansätze, die an die Relevanzsetzungen und Sinnkonstruktionen der Subjekte anknüpfen. Diese sind in der Hochschul-, Studierenden- und Promovierendenforschung insgesamt allerdings vergleichsweise selten²; dies gilt auch für die Forschung zu Promotionsabbrüchen. Im vorliegenden Beitrag gehen wir anhand eines Interviews aus einer Forschungsarbeit zu Promotionsabbrüchen (Franz, 2018) exemplarisch der Frage nach, wie Promotionsabbrüche von ehemaligen Promovierenden rückblickend verhandelt und biographisch bearbeitet werden. Dabei fokussieren wir anhand des ausgewählten Falls die Frage, welche Rolle Wissenschaftsbilder und -ideale in diesem Zusammenhang spielen.

Nach einem kurzen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu *Promotionsabbrüchen* (2), umreißen wir den Kontext, in dem das hier betrachtete Fallbeispiel entstanden ist und erläutern unsere forschungsleitenden Perspektiven (3). Nachfolgend zeigen wir am Fall „Martin Schneider“, in welcher Weise *Wissenschaftsbilder* im vorliegenden Interview Bedeutung erlangen. Anschließend führen wir kursorisch aus, wie sich die biographische Bearbeitung des Promotionsabbruchprozesses im vorliegenden Fall reflektieren und kontextualisieren lässt (4) und ziehen eine kurze Bilanz mit Rückbezug zum Forschungsstand (5).

¹ Unter „Abbruch“ verstehen wir das Aufgeben des Promotionsvorhabens als enger umgrenztes Phänomen. Der Begriff des „Ausstiegs“ weist dagegen auf das Verlassen des wissenschaftlichen Feldes, welcher bei Promovierenden eng mit dem Abbruch des Vorhabens verbunden ist, aber auch nach erfolgreich abgeschlossener Promotion oder später erfolgen kann.

² Es liegen verschiedene Arbeiten vor, die sich qualitativ-rekonstruktiv mit Übergängen ins Studium und (prekären) Zugehörigkeitserfahrungen Studierender im Feld der Hochschule auseinandersetzen; einen Forschungsüberblick bietet ein Artikel von Friebertshäuser (2006); für spätere Arbeiten vgl. z.B. Schmitt (2010); Schwendowius (2015); Thoma (2018) sowie verschiedene Beiträge in Lange-Vester & Sander (2016) und Bremer & Lange-Vester (2022).

2. Promotionsabbrüche im Spiegel der Hochschulforschung

Das Statistische Bundesamt stellt jährlich verschiedene Daten zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland zur Verfügung. Während die Prüfungsstatistik Informationen zur Anzahl abgeschlossener Promotionen bereithält, ist die Zahl der Promotionsabbrüche auf dem Niveau amtlicher Bildungsberichte bislang unbekannt. Diese Datenlücke soll mit der Novellierung des Hochschulstatistikgesetzes (HStatG) vom 07.12.2016 geschlossen werden, welches in §5 ab 2017 die regelmäßige Vollerhebung der Promovierenden vorschreibt. Das statistische Bundesamt führt seit dem Berichtsjahr 2017 entsprechend eine jährliche Promovierendenstatistik. Als Promovierende gelten hierbei Personen, die von einer deutschen Hochschule die Bestätigung über die Annahme als Doktorand*in erhalten haben³. Zur Anzahl der Promotionsabbrüche stehen dennoch aufgrund des noch zu kurzen Erhebungszeitraums der Promovierendenstatistik bisher keine amtlichen Daten zur Verfügung.

Die *Anzahl der abgeschlossenen Promotionen* ist nach vielen Jahren des Anstiegs derzeit leicht rückläufig (Statistisches Bundesamt, 2022a). Im Jahr 2021 wurden 28.153 Promotionen erfolgreich beendet, der Frauenanteil betrug fast 46 % (Statistisches Bundesamt, 2022b). Die Absolvent*innenstudien des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW)⁴ weisen für die Absolvent*innenjahrgänge 1997, 2001 und 2005⁵ jeweils eine *Abbruchquote* zwischen 18 und 21 % über alle Fächer aus. Im Vergleich der Fachrichtungen sind deutliche Unterschiede zu finden: Die höchste Abbruchquote zeigt sich in den Fachrichtungen Pädagogik, Lehramt und Psychologie mit 41,7 %. In den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern ist die Abbruchquote mit 32 % ebenfalls stark erhöht. In den promotionsstarken Fächern wie den Naturwissenschaften finden sich mit 6 % die niedrigsten Abbruchquoten. Die Wahrscheinlichkeit eines Abbruchs unterscheidet sich auch nach Promotionsform. Besonders hoch ist die Abbruchquote mit 25,5 % bei freien Promotionen, bei wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen auf Haushalts- oder Drittmittelstellen beträgt sie 14 % und für Mitglieder eines Promotions- oder Stipendienprogramms etwa acht % (Brandt & Franz, 2020, S. 23f.). Für den Absolvent*innenjahrgang 2001 weist das DZHW eine etwas höhere Abbruchquote von Frauen im Vergleich zu Männern aus (19 % vs. 16 %, Fabian et al., 2013). Über die Hälfte der Promovierenden brechen das Vorhaben in den ersten beiden Jahren ab. Für den Abbruch selbst werden in den Absolvent*innenstudien des DZHW fachrichtungsübergreifend berufsbezogene Gründe wie Arbeitsbelastung durch eine berufliche Tätigkeit, ein Jobangebot und/oder eine berufliche Umorientierung neben einer mangelnden Betreuung am häufigsten genannt (Brandt & Franz, 2020, S. 23f., siehe Tab.-Nr. 1).

³ Promovierende wurden bis zur Novellierung des Hochschulstatistikgesetzes (HStatG) vom 7.12.2016 in der amtlichen Statistik nur dann erfasst, wenn sie als Promotionsstudierende an einer Hochschule eingeschrieben waren. Doch nur etwas mehr als die Hälfte der Promovierenden waren als Studierende registriert. Insbesondere extern oder berufsbegleitend Promovierende blieben unberücksichtigt, so dass die tatsächliche Zahl der Promovierenden unbekannt war. Um dieser Untererfassung entgegen zu wirken, sind die Hochschulen seit 2017 verpflichtet, alle Doktorand*innen zu registrieren. Obgleich aufgrund der unterschiedlichen Promotionsvarianten in Deutschland nicht auszuschließen ist, dass einzelne Promovierende nicht erfasst werden, schließt die Promovierendenstatistik die bestehende Datenlücke (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs, 2017).

⁴ Diese bundesweite Panelstudie wird deutschlandweit seit den 1970er Jahren durchgeführt, inzwischen wird jeder vierte Prüfungsjahrgang befragt. Aktuelle Ergebnisse finden sich u.a. bei Trommer & Euler (2022) oder Lörz & Quast (2019).

⁵ Nur für diese drei Jahrgänge liegen bislang belastbare Abbruchdaten vor.

	Anteil der Nennungen
Arbeitsbelastung durch eine berufliche Tätigkeit	59,8
Mangelnde Betreuung	45,7
Ein Jobangebot	36,6
Berufliche Umorientierung	31,9
Realisierbarkeit des Themas	28,6
Probleme mit meinem Doktorvater/meiner Doktormutter	24,3
Kindererziehung/Schwangerschaft	23,5
Finanzierungsprobleme	21,5
Belastung infolge promotionsfremder Aufgaben	19,0
Zweifel an meiner Eignung für das Thema	17,5
Mangelndes Interesse am Thema	12,6
Zweifel an meiner Eignung für eine Promotion	12,3
Thematische Neuorientierung	3,8
Gesundheitliche Probleme	3,7

*N = 377; DZHW Absolvent*innenpanel (Brandt & Franz, 2020, S. 25)*

*Tab.-Nr. 1: Gründe für Promotionsabbrüche (Absolvent*innenjahrgänge 1997, 2001 und 2005, Vertiefungsbefragung, Anteile in %)*

Während standardisierte Befragungen von (ehemaligen) Promovierenden somit verschiedene *Faktoren* identifizierbar machen, die für Abbrüche relevant sind,⁶ ermöglichen die wenigen bislang vorliegenden nicht-standardisierten Studien die Rekonstruktion von Promotionsabbrüchen als individuelles Prozessgeschehen mit dem Fokus auf den Relevanzsetzungen und Sinnkonstruktionen der Subjekte (vgl. hierzu Franz, 2018; Korff, 2015, 2017). Die qualitative Studie von Franz (2018) zu Abbrüchen von Promotionsvorhaben zeigt, dass solche Abbrüche als dynamischer Prozesse zu verstehen sind, in denen „die DoktorandInnen infolge unterschiedlicher kritischer Ereignisse, darauf gerichteter Bewältigungsstrategien sowie entsprechender Konsequenzen sukzessive vermindert an ihrem Promotionsvorhaben arbeiten, bis sie das Vorhaben vollständig aufgaben“ (S. 394). Während dieses Prozesses ziehen sich die betroffenen Doktorand*innen Stück für Stück aus dem wissenschaftlichen Feld zurück und orientieren sich beruflich um bzw. neu. Im Verlauf spielen unterschiedliche Ereignisse z.B. in Bezug auf das Dissertationsthema, die Betreuung oder auch die private Situation der Promovierenden eine Rolle, wobei nie nur ein Ereignis relevant für den Abbruch ist. Von einer ersten Unterbrechung der Arbeit an der Dissertation über die eingeschränkte und teilweise später vollständige Wiederaufnahme hin zur langfristigen Niederlegung der Arbeit und schließlich tatsächlichen Abbruchentscheidung zeigt sich der Abbruch als „Ergebnis eines langwierigen und für die DoktorandInnen teilweise auch belastenden Entscheidungs-, Anpassungs- und Abwägungsprozesses, welcher mit großen Mühen verbunden war“ und „erfolgte insgesamt weniger aufgrund abrupter und kurzfristiger Entscheidungen der Betroffenen“ (ebd., S. 394). Das Handeln der Doktorand*innen im Abbruchprozess vollzieht sich im Kontext ihres Selbstverständnisses sowie ihrer Überzeugungen und Vorstellungen über das Berufsfeld Wissenschaft und das Wissenschaftler*innen-Sein. Werden diese „subjektiven Theorien“ zu Selbst und Wissenschaft durch bestimmte kritische Ereignisse (Filipp & Aymanns, 2009) im Verlauf der Arbeit am Promotionsprojekt infrage gestellt, kann dies den Abbruch begünstigen (Franz, 2018, S. 225-243). Diese Perspektive ist auch leitend für unsere nachfolgenden Analysen zur Frage nach der Bedeutung des Wissenschaftsbildes für den Promotionsabbruch im Fall *Martin Schneider*.

⁶ Standardisierte Befragungen liefern Erkenntnisse zu Unterbrechungen und Abbruchgedanken (Berning & Falk, 2006; Burkhardt, 2008; Enders & Bormmann, 2001; Falkenhagen, 2008; Jaksztat et al., 2012; Schmidt, 2009) und identifizieren Ursachen für Abbrüche von Promotionsvorhaben (Brandt & Franz, 2020; Fabian & Briedis, 2009; Fabian et al., 2013; Franz et al., 2011).

3. Kontextualisierung des Fallbeispiels und leitende Perspektiven für die Analyse

Die Forschung zu Wissenschaftsbildern konzentriert sich bisher auf Vorstellungen von Wissenschaft, die von Schüler*innen und Studierenden vertreten werden. Dabei richtet sich der Fokus insbesondere auf die Naturwissenschaften (u.a. Leiß et al., 2020; Mikelskis-Seifert & Müller, 2005). Eine vielzitierte Grundlagenstudie zum Wissenschaftsbild von Schüler*innen (Driver et al., 1996, S. 57) versteht unter „Wissenschaftsbild“ das Verständnis der Einzelnen in Bezug auf den Sinn oder das Ziel wissenschaftlicher Arbeit, das Wesen und den Status wissenschaftlichen Wissens bzw. wissenschaftlicher Methoden sowie die Vorstellung bezüglich der sozialen Rolle der Wissenschaft als Teil der Gesellschaft.⁷ In einer anschließenden Studie untersuchen Ryder et al. (1999, S. 201) Wissenschaftsbilder Studierender im Bachelorstudium Naturwissenschaften. Sie gehen davon aus, dass diese auf episodischen Erfahrungen⁸ der Studierenden mit der spezialisierten Welt der Wissenschaft basieren, mit der sie z.B. in der Schule, in wissenschaftlichen Dokumentationen und Nachrichten über wissenschaftliche Themen im Fernsehen, im Studium und durch Interaktion mit Hochschuldozent*innen in Kontakt kommen. Die Autor*innen begreifen Bilder von Wissenschaft im Anschluss an die Theorie sozialer Repräsentationen (u.a. Moscovici, 1984) als „the collection of concepts, ideas, values, and commitments which enable people to think about an unfamiliar issue and allow communication about it within a community“ (Ryder et al., 1999, S. 202). Die sozialen Repräsentationen sind die Grundlage für die dialogische Auseinandersetzung, durch die Bilder von Wissenschaft aufgebaut, verändert und aufrechterhalten werden (Ryder et al., 1999, S. 202).

In Bezug auf Wissenschaftsbilder von Doktorand*innen liegen bisher keine Forschungsergebnisse vor. Es ist jedoch davon auszugehen, dass Wissenschaftsbilder von Promovierenden nicht allein auf den individuellen Erfahrungen beruhen, welche diese in alltagsweltlichen Zusammenhängen und im Studium gemacht haben, sondern sich auch durch die Einbindung in je spezifische fachkulturelle Milieus, wissenschaftliche Diskursgemeinschaften und Arbeitskontexte während der Zeit der Bearbeitung des Promotionsvorhabens herausbilden und verändern. Sie beruhen damit potenziell⁹ in stärkerem Maße auch auf der Beteiligung an einer den Promovierenden vertrauten (oder vertraut werdenden) wissenschaftlichen Praxis, die sich jeweils kontextspezifisch ausgestaltet.

Dass und in welcher Weise Wissenschaftsbilder, d.h. normative Vorstellungen und Erwartungen in Bezug auf das Berufsfeld Wissenschaft und das Wissenschaftler*innensein in (Deutungen von) Promotionsabbrüchen durch ehemalige Promovierende Bedeutung erlangen, wird nachfolgend exemplarisch am Beispiel *Martin Schneider* gezeigt.

Das Fallbeispiel entstammt der bereits genannten abgeschlossenen Dissertationsstudie zu Promotionsabbrüchen (Franz, 2018) und ist im Kontext des vorliegenden Bandes insofern besonders interessant, als dass das Wissenschaftsbild des Interviewten in der retrospektiven Bearbeitung des Promotionsabbruchs eine zentrale Rolle spielt. Im Rahmen der genannten Studie wurden zwischen 2010 und 2014 ehemalige Doktorand*innen unterschiedlicher Fachrichtungen zum Verlauf ihrer Promotionszeit und dem Abbruch des Promotionsvorhabens befragt. Die Datenerhebung erfolgte mittels des problemzentrierten Interviews (Witzel, 2000) und zielte auf die Erfassung der subjektiven Sichtweisen der Interviewten auf Erfahrungen in ihrer Promotionszeit und die Deutungen der eigenen Abbruchgeschichte. An der Untersu-

⁷ Im vorliegenden Fall zeigt sich, dass neben dem Status wissenschaftlichen Wissens auch der Weg zur Produktion solchen Wissens bedeutsam für das eigene Wissenschaftsbild ist.

⁸ Darunter verstehen Ryder et al. (1999, S. 202) „knowledge focused on particularly memorable events or anecdotes involving science“.

⁹ Es ist dabei davon auszugehen, dass sich die Form der Teilhabe an und Einbindung in solche Arbeitskontexte und -praxen für Promovierende keineswegs einheitlich darstellt, sondern sich u.a. durch den Rahmen der Promotion (z.B. als externe*r Promovend*in, als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in, im Rahmen eines Graduiertenkollegs) unterscheidet.

chung nahmen 16 ehemalige Doktorand*innen teil, die aufgefordert wurden, die jeweilige *Abbruchgeschichte* aus ihrer Perspektive zu erzählen¹⁰. Die Datenauswertung erfolgte entsprechend des dreistufigen Kodierprozesses aus offenem, axialem und selektivem Kodieren nach Strauss und Corbin (1996, S. 43-96). Daran schließt auch die hier vorgestellte Sekundäranalyse des Fallbeispiels *Martin Schneider* methodisch an.

4. Enttäuschte Wissenschaftsbilder – das Beispiel „Martin Schneider“

Martin Schneider ist in den 1970er Jahren geboren und in einer norddeutschen Kleinstadt aufgewachsen. Seine Eltern haben beide die Hauptschule abgeschlossen und eine betriebliche Berufsausbildung absolviert. Im Anschluss an die Mittelschule absolviert auch Martin Schneider zunächst eine handwerkliche Berufsausbildung. Nach mehreren Jahren Berufstätigkeit holt er auf dem zweiten Bildungsweg die allgemeine Hochschulreife an einem Abendgymnasium nach.

Die Erläuterung seines Promotionsabbruchprozesses beginnt er mit der Zeit seines Magisterstudiums, das er nach seinem Abitur in einer sozialwissenschaftlichen Fachrichtung an einer Universität aufnimmt. Er berichtet, dass er nach etwa drei Jahren Studium an eine Hochschule für angewandte Wissenschaft wechselt, was er rückblickend u.a. mit der fehlenden Praxisnähe an der Universität erklärt. Als entscheidend dafür, dass er nach Abschluss seines Hochschulstudiums der Sozialen Arbeit den Weg zur Promotion einschlägt, führt er die enge Verbindung zum Betreuer seiner Abschlussarbeit an, für den er als studentische Hilfskraft arbeitet, und der später auch sein Doktorvater wird. Dieser gewinnt ihn dafür, an der Beantragung eines Graduiertenkollegs mitzuarbeiten, in dem Hochschul- und Universitätsabsolvent*innen gemeinsam promovieren sollen. Martin Schneider erhält einen Platz in dem Kolleg und zudem ein Stipendium eines Begabtenförderwerks. Die Arbeit an seinem Promotionsvorhaben im Fach Sozialwissenschaften beginnt er im Alter von 33 Jahren. Zum Zeitpunkt des Interviews liegt Herrn Schneiders Entscheidung, sein Promotionsvorhaben nach etwa dreieinhalb Jahren Bearbeitungszeit abzubrechen, ungefähr vier Jahre zurück. In der Darstellung seines Abbruchprozesses bezieht sich Herr Schneider auf ein an eigenen Idealen und Wertvorstellungen orientiertes Bild von Wissenschaft, welches im Verlauf der Bearbeitung seines Promotionsvorhabens und der dabei erlebten wissenschaftlichen Praxis jedoch enttäuscht wird. Zentrale Elemente dieser Deutungsfigur werden im Folgenden nachgezeichnet.¹¹

4.1 Wissenschaft als Möglichkeit des Forschens mit gesellschaftlichem Veränderungsanspruch

Im Interview führt Martin Schneider aus, dass er mit wissenschaftlicher Arbeit zu Beginn seines Promotionsvorhabens eine anspruchsvolle Tätigkeit verbindet, die von gesellschaftlicher Bedeutung ist. Sie geht für ihn zudem mit der moralischen Verantwortung der Wissenschaftler*innen einher, mit ihrer Arbeit zu einer *besseren Welt* beizutragen:

„Aber dieses-, ja das ist wahrscheinlich wirklich naiv, dieses-. Ich hatte am Anfang meiner Promotion so eine tiefe Überzeugung, ich werde irgendwas rausfinden. Ich werde zumindest eine Frage stellen können, die Kreise zieht, die Auswirkung hat. Und das ist auch meine Verantwortung, wenn ich Wissenschaft mache. [...] Und natürlich wollte ich, dass die Welt im Nachhinein

¹⁰ Die Erzählaufforderung zu Beginn des Interviews lautete: „So ein Abbruch hat ja meist eine längere Geschichte. Erzählen Sie doch mal etwas darüber“. Ausführliche methodologische Reflexionen in Bezug auf den Feldzugang, die Fallauswahl sowie die Datensammlung und -auswertung sind bei Franz (2018, S. 161-187) zu finden.

¹¹ Für eine ausführlichere Analyse des Promotionsabbruchprozesses insgesamt siehe Franz (2018).

ein bisschen besser ist, wenn ich fertig bin. Oder dass es zumindest Wege gibt, wo man drüber nachdenken könnte, ob, wenn man da weiterdenkt, ob das was besser machen könnte.“ (I10, Z. 559-571)

Wissenschaft wird damit weder als Selbstzweck noch als einfaches Mittel zum Zweck entworfen. Vielmehr geht es um die Möglichkeit, Fragen zu stellen und Wissen zu generieren, das entweder einen Beitrag zu gesellschaftlichen Entwicklungen¹² leisten oder Impulse für weitere Forschungen geben kann, die ihrerseits solche Verbesserungen anregen. Mit dem Entwurf der Promotionszeit als Möglichkeit, sich vertieft in bestehendes Wissen einzuarbeiten, neues Wissen zu generieren und damit neue Perspektiven für die Gesellschaft zu eröffnen, orientiert sich Martin Schneider an einer von eigenen „Ideale[n] und Überzeugungen“ (I10, Z. 652) getragenen Form, Wissenschaft zu betreiben. Dabei grenzt er sich explizit von pragmatisch-verwertungsbezogenen Perspektiven auf die Promotion als Möglichkeit des Titelerwerbs ab.

„Also so jetzt gerade im Erzählen habe ich das Gefühl, dass die Frage oder der Wunsch, mit dem, was ich tue aufgrund meiner Ideale und Überzeugungen, dass das etwas bewegen soll und dass das mein kleiner Teil gesellschaftlicher Verantwortung ist. [...] Dass ich natürlich nicht nur eine Arbeit abgeben möchte, sondern dass das ein Sinn machen-, so für das Große und Ganze. [...] Ich möchte, dass das was bewegt und Auswirkungen hat, Spuren hinterlässt.“ (I10, Z. 650-670)

Dementsprechend erfährt Herr Schneider die Möglichkeit, mit einem Stipendium zu promovieren, als Chance, grundsätzliche Fragen mit gesellschaftlicher Relevanz stellen und ihnen zeitentlastet nachgehen zu dürfen: „Ich fand es einfach total reizvoll so viel Zeit am Stück zu haben“ (I10, Z. 107-108).

4.2 Wissenschaft als kollektive und diskursive Praxis auf Augenhöhe

Mit der strukturierten Promotion im Rahmen des Kollegs verbindet Martin Schneider auch die Erwartung, ein solches Vorhaben nicht allein, sondern im anregenden Austausch mit anderen Doktorand*innen bearbeiten zu können.

„...ja, also was mich sehr gereizt hat an dieser ganzen Sache war eben auch dieser Kollegcharakter, dass man da nicht alleine dransitzt, sondern mit vielen Leuten zusammen und jeder zwar sein Thema, aber das eben viel Austausch ist und das habe ich mir sehr befruchtend vorgestellt und immer wieder neue Ideen zu bekommen...“ (I10, Z. 60-65)

Dementsprechend erwartet er eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe auch mit den Professor*innen. Dabei wird an anderer Stelle deutlich, dass diese Erwartung auch von einem spezifischen Wissenschaftsideal getragen wird: Herr Schneider ist davon überzeugt, dass die Antworten auf wissenschaftliche Fragen nur in der fachlichen Auseinandersetzung mit anderen Wissenschaftler*innen ausreichend Absicherung erfahren können:

„Aber ja, ich dachte, Wissenschaft heißt, ich gehe da ganz ganz tief rein und versuche eben, [...] neues Land zu [...] beschreiten und muss mich dann auch mit anderen darüber streiten und [...] diskutieren.“ (I10, Z. 145-149)

Doktorand*innen erscheinen hier als fraglose Mitglieder der Wissenschaftsgemeinschaft, die innovative Beiträge zur Weiterentwicklung der Forschung leisten. Wie sich im weiteren Verlauf seiner Ausführungen zeigt, wird diese Erwartung jedoch enttäuscht. In Bezug auf die Arbeit im Graduiertenkolleg erlebt

¹² Welche Veränderungen dabei genau als *Weltverbesserung* antizipiert werden, bleibt offen.

Martin Schneider eine Diskrepanz zwischen den organisatorischen Anforderungen, die an ihn als Mitglied des Kollegs gestellt werden, und seiner eigenen Forschungsarbeit. Er sieht sich übermäßig mit Koordinationsaufgaben und Aufgaben für die Professor*innen konfrontiert, die für ihn und seine Kollegin permanente Abgrenzungen notwendig machen und die Perspektive des fachlichen Austauschs innerhalb des Kollegs im Alltag überlagern bzw. in den Hintergrund treten lassen, wie in der folgenden Passage deutlich wird:

„Also eine Mitpromovendin von mir und ich, wir saßen im passenden Promotionszimmerchen rum oder Kollegzimmerchen und haben versucht, die ganzen Profs und ihre Terminchen zu koordinieren, Mails rumzuschicken, wann der uns als die kleinen-, also die Promovierenden treffen eben austauschen und ja, ich nenne es mal salopp Übergriffe der Professoren und Professorinnen zu Wehr setzen können und das hat einfach extrem viel Zeit gekostet.“ (I10, Z. 69-76)

4.3 Ehrlichkeit und Reflexivität als Anforderung an Wissenschaftler*innen

Das Wissenschaftsverständnis von Martin Schneider umfasst nicht nur Vorstellungen von den Bedingungen der Produktion wissenschaftlichen Wissens, sondern beinhaltet auch normative Anforderungen an das *Wissenschaftler*innen-Sein*. Grundlegend für die Arbeit als Wissenschaftler*in sind für Herrn Schneider Ehrlichkeit in Bezug auf die eigene Arbeitsweise und die Ergebnisse sowie der Wille zu steter Reflexion der eigenen Arbeit. Mit diesem Anspruch verbindet er zum einen eine Form des engagierten Forschens zu Themen mit persönlicher Bedeutung sowie einen reflexiven und transparenten Umgang mit den eigenen Forschungsmotiven und -perspektiven (I10, u.a. Z. 1225-1229). Mit dieser Haltung stellt er sich gegen ein objektivistisches Wissenschaftsverständnis und die Vorstellung von einer *Neutralität* der Forschenden. Dabei bleibt allerdings unklar, wer dieses in seinem wissenschaftlichen Umfeld konkret vertritt. Zum anderen steht Ehrlichkeit in Martin Schneiders Verständnis für die Anforderung an hohe persönliche Integrität, also ein konsequent an ethischen Maßstäben orientiertes wissenschaftliches und alltagspraktisches Handeln.

Diese Erwartung steht jedoch in Kontrast zu sozialen Praxen, die Herr Schneider bei Personen aus seinem wissenschaftlichen Umfeld an der Universität beobachtet, und die er als eine Form des Verrats an seinem Idealbild von engagierter Wissenschaft wertet. So berichtet er von einem Professor, der während eines Kongresses

„[...] in einen roten Buchladen gefahren [ist] mit seinem großen Auto“, wo er sich „für sechshundert Euro Bücher gekauft (hat) und noch zwei Flaschen Wein, die knapp dann tausend Euro voll gemacht haben und erzählt mir dann dass er einer der letzten Revolutionäre Deutschlands ist“ (I10, Z. 712-717).

Auch wenn diese zugespitzte Darstellung wohl nicht auf die genaue Wiedergabe der Ereignisse abhebt, wird deutlich, dass Herr Schneider eine Diskrepanz zwischen dem nach außen getragenen kritischen Selbstanspruch bestimmter Professor*innen und deren Handeln wahrnimmt, das ihm, wie er rückblickend sagt, „so ein bisschen Angst gemacht hat“ (I10, Z. 127). Es wirft für ihn die Frage auf, ob diese Form der Desintegrität möglicherweise etwas Unumgängliches ist, das auch ihn früher oder später einholen könnte.

Andere weitreichende Diskrepanzen zwischen den eigenen Erwartungen an Wissenschaft(ler*innen) und der erlebten Praxis beziehen sich auf seine Vorstellung von einem primär von gemeinnützigem Erkenntnisinteresse getriebenen Forschenden und dem Erleben eher pragmatisch-karrierestrategischer Interessen in seinem nahen Umfeld. So beobachtet er, dass es vielen am Kolleg Beteiligten in erster Linie um den (individuellen) Erwerb von Zertifikaten in einer bestimmten Zeit geht. „Ruhm und Ehre“ (I10,

Z. 153) in der Wissenschaft scheinen unabhängig vom Forschungsgegenstand, eher mit einer pragmatischen Ausrichtung an den Präferenzen der Betreuer*innen sowie weiterer machtvoller Akteur*innen und der Orientierung an bestimmten Statussymbolen erreichbar zu sein.

Im weiteren Verlauf der Qualifikationsphase beschreibt Herr Schneider einen sich verstärkenden Respektverlust vor signifikanten wissenschaftlichen Anderen, der durch mehrere kritische Ereignisse angestoßen wird. So berichtet er vom (halb scherzhaften) Ratschlag des Doktorvaters, teure maßgefertigte Schuhe für eine Tagungsteilnahme zu kaufen sowie von einer von ihm mit Befremden beobachtete Szene, in der Professor*innen die Rangplätze ihrer Publikationen mit den Platzierungen von Konkurrent*innen bei einem Online-Versandhandel vergleichen. Herr Schneider empfindet das Verhalten der Professor*innen in seinem Umfeld als mehr und mehr „unehrlich“ (I10, Z. 332, „die tun so als ob“ I10, Z. 830). Diese Ereignisse beschleunigen den Respektverlust vor der Wissenschaft und damit seinen Rückzugsprozess. Konkret lehnt Herr Schneider nach etwa zwei Jahren eine (weitere) Förderung im Rahmen seines Promotionsstipendiums ab und steigt aus dem Graduiertenkolleg aus. Er führt die Arbeit an seinem Promotionsvorhaben zunächst für weitere anderthalb Jahre fort und arbeitet in dieser Zeit u.a. in einem Café der Universität. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet er in der Jugendhilfe und übernimmt gelegentlich Lehraufträge an Hochschulen (Franz, 2018, S. 372f.).

5. Wissenschaftsbilder, Promotionsabbrüche und ihre biographische Bearbeitung

Standen bisher die (enttäuschten) Wissenschaftsbilder und -ideale im Zentrum, die im Kontext des Promotionsabbruchs Martin Schneiders Bedeutung erlangen, reflektieren wir im Folgenden die Form der biographischen Bearbeitung des Abbruchprozesses.

Mit der Eingangsfrage nach dem Abbruch eines Promotionsvorhabens rückt ein Prozess ins Zentrum, der potenziell mit Zuschreibungen und Erfahrungen des Scheiterns verbunden ist, zu denen sich die Interviewten ins Verhältnis setzen müssen. Es ist deshalb nicht überraschend, dass im Interview insbesondere *Argumentationsschemata* in Gang gesetzt werden. Die artikulierten Deutungen entstehen dabei nicht erst im Interview selbst. Vielmehr wird klar, dass der Prozess, an dessen Ende der Abbruch steht, permanente Reflektionsaktivitäten erfordert hat und Martin Schneider – auch durch die zeitliche Distanz von etwa vier Jahren – bereits über eine entwickelte Deutung dieses Prozesses verfügt. Gleichzeitig nutzt er die Interviewsituation aber auch als eine Möglichkeit für „*biographische Arbeit*“ (Kraul & Marotzki, 2002; Marotzki & Tiefel, 2005), also als Gelegenheit, den Prozess des Promotionsabbruchs erneut zum Gegenstand der Reflektion zu machen und sich dazu (neu) ins Verhältnis zu setzen.

Die Entscheidung gegen den Abschluss des Promotionsvorhabens wird von Herrn Schneider dabei rückblickend nicht als Geschichte des Scheiterns, sondern als Prozess des Brüchigwerdens seines Idealbildes von Wissenschaft angesichts des real Vorgefundenen präsentiert. Die *Ent-Täuschung* seines Verständnisses von der Aufgabe und der Form der Erzeugung wissenschaftlichen Wissens und der Erwartungen an das Wissenschaftler*innensein tragen dazu bei, dass dem Promotionsvorhaben die Sinnhaftigkeit genommen wird. Im Anschluss an die theoretische Perspektive Pierre Bourdieus lässt sich der Prozess, den Martin Schneider darlegt, auch als Ausdruck einer wachsenden Diskrepanz zwischen dem eigenen Wissenschaftsbild und der Illusio des Feldes beschreiben, die letztlich dazu führt, dass er das Feld verlässt. Bourdieu und Wacquant (1996) gehen davon aus, dass soziale Felder sich darüber konstituieren, dass es seitens der sozialen Akteur*innen eine „stillschweigende Anerkennung des Wertes bestimmter Interessenobjekte“ (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 149) gibt, um die gespielt wird. Diesen Glauben, diese

stillschweigende Anerkennung nennen die Autoren *Interesse* oder *Illusio*, und sie ist – neben dem Beherrschen der Spielregeln – die Grundlage dafür, in dem jeweiligen Feld erfolgreich mitspielen zu können:

„Um den Begriff Interesse zu verstehen, muß man sehen, daß er nicht nur das Gegenteil von Interessenfreiheit oder Willkür ist, sondern auch von Indifferenz. [...] Die Illusio [...] bedeutet, daß man involviert ist, im Spiel befangen und gefangen. Ein Interesse haben heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat, und daß das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist“ (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 148).

Die spezifische Illusio, die allen sozialen Feldern eingeschrieben ist, ist dabei weder unumstritten, noch ist sie historisch unveränderbar; sie ist vielmehr ein Gegenstand des Ringens der am Spiel beteiligten Akteur*innen. Dabei nehmen diese Akteur*innen allerdings – infolge historisch gewachsener Anerkennungsverhältnisse im jeweiligen Feld – unterschiedliche Positionen in der feldinternen Hierarchie ein. In der Darstellung des Promotionsabbruchprozesses durch Martin Schneider kommt zum Ausdruck, dass dieser sich weigert, den Wert der Interessenobjekte anzuerkennen, um die in seinem nahen wissenschaftlichen Umfeld seiner Wahrnehmung nach vorrangig gespielt wird: Prestige, Status, soziale Anerkennung. Seine Vorstellung von Wissenschaft als gründlicher, reflektierter, diskursiver, erkenntnisgenerierender und gemeinnutzenorientierter sozialer Praxis ist mit der Illusio des Feldes, in dem er sich bewegt, und den dort geforderten (Spiel-)Einsätzen nicht vereinbar. Dies jedenfalls ist die Deutungsfigur, mit der er den Abbruch seiner Promotion biographisch bearbeitet.

Die Wahrnehmung der Diskrepanz zwischen feldspezifischer Illusio und dem davon abweichenden eigenen Wissenschaftsbild erfolgt in einem längeren Prozess, in dem Herr Schneider zunehmend ‚erkennt‘, dass hier andere Interessenobjekte einen Wert zuerkannt bekommen als jene, die ihn – auch aufgrund eigener Erfahrungen im Kontext seines Studiums an der Hochschule – zunächst in das Feld geführt haben. Diese Form der biographischen Bearbeitung des Abbruchprozesses und der Bedeutung von Wissenschaftsbildern in diesem Prozess verweist auch auf vorgängige biographische Erfahrungsprozesse, die eine Bedeutung für Martin Schneiders Positionierung im Wissenschaftssystem haben: So bringt er seine Wissenschaftsvorstellung im Interview mehrfach selbst mit seinem „proletarischen Hintergrund“ (I10, u.a. Z. 216, 388) in Verbindung und nutzt damit seinen Klassenhabitus bzw. *herkunftsspezifische Wertvorstellungen* als Deutungsressourcen für die Genese seines Wissenschaftsverständnisses und die eigene Unvertrautheit mit dem Wissenschaftsbetrieb. Wissenschaft ist für ihn ein *fremdes* Feld, dessen Regeln und die sich verändernden Einsätze, die dort gefordert werden, auch deshalb zunächst von ihm verkannt werden. Diese Selbsttheorie wird etwa mit Bezug auf die (sich als illusorisch erweisende) Idealvorstellung von Wissenschaft als diskursiver Erkenntnisproduktion in einem nicht hierarchischen Kontext plausibel. Darüber hinaus deutet sich im Interview an, dass auch die *Erfahrung des Quereinstiegs* ins Wissenschaftsfeld nach einer mehrjährigen berufspraktischen Tätigkeit eine Bedeutung für Martin Schneiders Idealbild von Wissenschaft hat. Dies wird insbesondere in dem starken Anspruch an die gesellschaftliche Bedeutsamkeit und Praxisrelevanz¹³ wissenschaftlicher Arbeit erkennbar, an dem er festhält, obwohl dies in seinem akademischen Umfeld abgewertet wird.

Des Weiteren lassen sich Martin Schneiders Erfahrungen aber auch vor dem Hintergrund objektiver *Veränderungsprozesse des wissenschaftlichen Feldes* kontextualisieren, die mit Schlagworten wie Ökonomisierung, Effizienzsteigerung und Outputorientierung umrissen werden können. Diese haben binnen einer relativ kurzen Zeitspanne enorme Veränderungen mit sich gebracht, die z.T. weitreichende Folgen

¹³ Dies wird u.a. in der folgenden Passage explizit thematisiert: „[...] weil man hat dann einen Großteil Projektstudium (im FH-Studiengang, A.F./D.S) gehabt, wo man mit richtigen Menschen zu tun hatte und sich erproben musste als Sozialarbeiter [...]. Und das wirft man dann, wenn man denkt, ich sollte jetzt wissenschaftliche Karriere machen, nicht mal so eben über den Haufen“ (Z. 403-408).

dafür haben, was als anererkennungsfähige Praxis des „Wissenschaft-Machens“ gilt, und welche Einsätze und Interessen der Akteur*innen dafür erwartet werden (vgl. dazu z.B. Hark & Hofbauer, 2018; Münch, 2009).

Deutlich wird schließlich, dass Herrn Schneiders Auseinandersetzung mit seinem Wissenschaftsbild nicht abgeschlossen ist, wenngleich der Promotionsabbruch bereits einige Jahre zurückliegt. Vielmehr ist sein Wissenschaftsverständnis Bestandteil eines anhaltenden (berufs-)biographischen (Such-)Prozesses. So distanziert er sich im Interview zwar von den Idealbildern von Wissenschaft seines „Vergangenheits-Ich“ (von Engelhardt, 2011, S. 45), indem er diese als „naiv“ und „utopisch“ (I10, Z. 157) markiert. Dennoch werden diese Vorstellungen nicht verworfen, sondern bleiben als normative Orientierung durchaus biographisch relevant. Dies zeigt sich u.a. darin, dass Herr Schneider zum Zeitpunkt des Interviews Ideen dazu entwirft, wie er seine Vorstellungen einer engagierten und praxisrelevanten Arbeit an anderen Orten jenseits der Universität verwirklichen kann:

„jetzt versuche ich es eben so im ganz ganz kleinen nahen Umfeld eben über diese Soziale Arbeit, über das ganze drumherum, was in diesem Stadtteiltreff ist, ja, die Impulse in die Richtung zu geben, die ich einmal groß mit der Doktorarbeit wollte. [...] Eben also vielleicht auch so eine Art Gegenbewegung zu dem ‚Wissenschaft erforscht und gibt von oben dann die Ratschläge, was gemacht werden könnte‘ mehr zu dem ‚wir gehen dahin, wo die Leute sind, die tatsächlich betroffen sind, hören denen zu, gucken, was die für Ideen haben‘ [...] das ist vielleicht nicht richtig Wissenschaft, so im klassischen Sinne, aber das Ziel, die Welt besser zu machen, ist nach wie vor- also das war ja auch das, was mich eigentlich zur Wissenschaft gebracht hat.“ (I10, Z 1239-1271)

Die Suche nach alternativen Orten und Praxisformen, die eine Verwirklichung eines auf *Weltverbesserung* ausgerichteten Wissenschaftsideals versprechen, ermöglicht es, bestehende biographische Sinnressourcen für den berufsbiographischen (Zukunfts-)Entwurf anschlussfähig zu machen. In dieser Lesart lässt sich diese Passage – bei allem, was hier noch in der Schwebelage bleibt – durchaus als Ausdruck von „Biographizität“ (Alheit, 2003; Dausien, 2011) lesen, also der Möglichkeit, „das Leben in den Kontexten, in denen wir es verbringen (müssen), immer neu auslegen (zu) können und [...] diese Kontexte ihrerseits als *bildbar* und *gestaltbar* (zu) erfahren“ (Alheit, 2003, S. 16). Diese Form der Herstellung biographischer Kontinuität und des Festhaltens an biographischen Sinnressourcen ist hier allerdings an das Verlassen des wissenschaftlichen Feldes geknüpft, das seinerseits *nicht* als *gestaltbar* wahrgenommen wird.

6. Fazit

Durch die hier eingenommene Perspektive wird deutlich, dass und wie Wissenschaftsbilder im Kontext von Promotionsabbruchprozessen bedeutsam werden. Im vorliegenden Fall zeigt sich dabei, dass diese (im Sinne des zuvor skizzierten Verständnisses von Driver et al., 1996, S. 57) keineswegs beliebig oder *neutral*, sondern vielmehr eng mit normativen Orientierungen und Wertvorstellungen vermittelt sind. So zeigt das Beispiel Martin Schneider, dass Wissenschaftsbilder u.a. Überzeugungen in Bezug auf legitime Formen des *Wissenschaftler*innen-Seins* sowie erstrebenswerte Ziele und Formen der wissenschaftlichen Praxis und Erkenntnisgenerierung umfassen. Wenngleich sich die Kontexte der Genese dieser

Überzeugungen im vorliegenden Datenmaterial nur andeuten¹⁴, wird deutlich, dass normative Wissenschaftsbilder und -ideale in biographische Erfahrungsprozesse eingebunden sind, die ihrerseits einen sozialen Ort haben.

Hinsichtlich der Bedeutung von Wissenschaftsbildern und -idealen für Abbruchprozesse zeigt die Analyse zunächst, wie spezifische Erfahrungsmomente der Enttäuschung dieser normativen Vorstellungen die Wahrnehmung des eigenen Fremdseins im Wissenschaftsbetrieb befördern und den Glauben an die feldspezifische Illusio sukzessive unterminieren. Darüber hinaus wird deutlich, dass enttäuschte Erwartungen an Wissenschaft und das Wissenschaftler*innen-Sein – wie im vorliegenden Fall – auch zu einer zentralen Deutungsfigur in der *retrospektiven biographischen Bearbeitung* des eigenen Abbruchprozesses werden können. Diese ermöglicht es, den Promotionsabbruch als eine Form der an die eigenen Werte gebundenen Distanzierung und damit der Aufrechterhaltung der eigenen Integrität zu deuten – wenn auch um den Preis des Selbstausschlusses. Schließlich lässt sich festhalten, dass Wissenschaftsideale, auch wenn sie sich innerhalb des wissenschaftlichen Feldes als nicht anschlussfähig erweisen, dennoch auch *prospektiv* (berufs-)biographisch orientierungsrelevant bleiben können.

Für die Forschung zu Distanzierungs- und Ausstiegsprozessen von und aus der Wissenschaft bieten Analysen zur Bedeutung von Wissenschaftsbildern und -idealen somit eine vielversprechende Forschungsperspektive. Dabei erscheinen uns insbesondere solche Forschungszugänge weiterführend, die es ermöglichen, diese in ihrer sozio-biographischen Kontextualität zu rekonstruieren.

Literaturverzeichnis

- Alheit, P. (2003). „Biographizität“ als Schlüsselqualifikation. Ein Plädoyer für transitorische Bildungsprozesse. *QUEM-Report*, 78, 7–22.
- Berning, E., & Falk, S. (2006). *Promovieren an den Universitäten in Bayern: Praxis – Modelle – Perspektiven* (Band Nr. 72). Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung.
- Bourdieu, P., & Wacquant, L. (1996). *Reflexive Anthropologie*. Suhrkamp Verlag.
- Brandt, G., & Franz, A. (2020). Promotionsabbrecher*innen in Deutschland: Stand der Forschung und Perspektiven. *Die Hochschule: Journal für Wissenschaft und Bildung*, 29(1), 16–28.
- Bremer, H., & Lange-Vester, A. (Hrsg.). (2022). *Entwicklungen im Feld der Hochschule: Grundlegende Perspektiven, Steuerungen, Übergänge und Ungleichheiten*. Beltz Juventa.
- Briedis, K., Jaksztat, S., Preßler, N., Schürmann, R., & Schwarzer, A. (2014). *Berufswunsch Wissenschaft? Laufbahnentscheidungen für oder gegen eine wissenschaftliche Karriere* (Vol. 8). Forum Hochschule.
- Burkhardt, A. (Hrsg.). (2008). *Wagnis Wissenschaft: Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland*. Akademische Verlagsanstalt.
- Dausien, B. (2011). „Biographisches Lernen“ und „Biographizität“: Überlegungen zu einer pädagogischen Idee und Praxis in der Erwachsenenbildung. *Hessische Blätter für Volksbildung*, 2, 110–125.
- Driver, R., Leach, J., Millar, R., & Scott, P. (1996). *Young People's Images of Science*. Open University Press.
- Enders, J., & Bornmann, L. (2001). *Karriere mit Dokortitel? Ausbildung, Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten*. Campus Verlag.

¹⁴ Der Rekonstruktion biographischer Kontexte der Formation des Wissenschaftsbildes von *Martin Schneider* sind aufgrund der Fokussierung des Interviews auf den Verlauf der Promotionszeit methodische Grenzen durch das Material gesetzt.

- Euler, T., Trennt, F., Trommer, M., & Schaeper, H. (2018). *Werdegänge der Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen 2005: Dritte Befragung des Prüfungsjahrgangs 2005 zehn Jahre nach dem Abschluss* (Vol. 1). Forum Hochschule.
- Fabian, G., & Briedis, K. (2009). *Aufgestiegen und erfolgreich: Ergebnisse der dritten HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 1997 zehn Jahre nach dem Examen* (Vol. 2). Forum Hochschule.
- Fabian, G., Rehn, T., Brandt, G., & Briedis, K. (2013). *Karriere mit Hochschulabschluss? Hochschulabsolventinnen und -absolventen des Prüfungsjahrgangs 2001 zehn Jahre nach dem Studienabschluss* (Vol. 10). Forum Hochschule.
- Falkenhagen, T. (2008). *Stärken und Schwächen der Nachwuchsförderung: Meinungsbild von Promovierenden und Promovierten an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* (Arbeitsbericht 3/2008). Institut für Hochschulforschung.
- Filipp, S.-H., & Aymanns, P. (2009). *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen: Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. Kohlhammer Verlag.
- Franz, A. (2018). *Symbolischer Tod im wissenschaftlichen Feld: Eine Grounded-Theory-Studie zu Abbrüchen von Promotionsvorhaben in Deutschland*. Springer VS.
- Franz, A., Lathan, M., & Schuster, R. (2011). *Skalenhandbuch für Untersuchungen der Lehrpraxis und der Lehrbedingungen an deutschen Hochschulen* (Arbeitsbericht 04/2011). Institut für Hochschulforschung.
- Friebertshäuser, B. (2006). StudentInnenforschung – Überblick, Bilanz und Perspektiven biographisch-analytischer Zugänge. In H.-H. Krüger & W. Marotzki (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* (2. überarbeitete Auflage, S. 295–316). Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hark, S., & Hofbauer, J. (Hrsg.) (2018). *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen: Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken*. Suhrkamp Verlag.
- Jakszat, S., Preßler, N., & Briedis, K. (2012). *Promotionen im Fokus: Promotions- und Arbeitsbedingungen Promovierender im Vergleich* (Vol. 15). Forum Hochschule.
- Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2017). *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017: Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland*. W. Bertelsmann Verlag.
- Korff, S. (2015). *Lost in Structure? Abbruchgedanken von NachwuchswissenschaftlerInnen in der strukturierten Promotion*. Springer VS.
- Korff, S. (2017). Abbruchgedanken – (k)ein Thema in der strukturierten Promotion. *Zeitschrift für Beratung und Studium*, 1, 19–25.
- Kraul, M., & Marotzki, W. (2002). Bildung und Biographische Arbeit: Eine Einführung. In M. Kraul & W. Marotzki (Hrsg.), *Biographische Arbeit: Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung* (S. 7–21). Leske + Budrich Verlag.
- Lange-Vester, A., & Sander, T. (Hrsg.). (2016). *Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium*. Beltz.
- Leiß, F., Heinke, H., & Riese, J. (2020). *Untersuchung von Schülervorstellungen über Tätigkeiten von Naturwissenschaftlern und deren Beeinflussung durch ein Schülerlabor* (No. RWTH-2020-07442). Fachgruppe Physik.
- Lörz, M., & Quast, H. (Hrsg.). (2019). *Bildungs- und Berufsverläufe mit Bachelor und Master: Determinanten, Herausforderungen und Konsequenzen*. Springer VS.
- Marotzki, W., & Tiefel, S. (2005). *Biografische Arbeit als pädagogische Herausforderung*. *Forum Erziehungshilfen*, 11(3), 134–139.
- Mikelskis-Seifert, S., & Müller, C. T. (2005). Schülervorstellungen von der Physik als Wissenschaft – Eine Bestandsaufnahme. *PhyDid B – Didaktik der Physik – Beiträge zur DPG-Frühjahrstagung*, CD.

- Moscovici, S. (1984). The phenomenon of social representations. In R. M. Farr & S. Moscovici (Hrsg.), *Social representations* (S. 3–69). Cambridge University Press.
- Münch, R. (2009). *Globale Eliten, lokale Autoritäten: Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA*, McKinsey & Co. Suhrkamp.
- Ryder, J., Leach, J., & Driver, R. (1999). *Undergraduate Science Students' Images of Science*. *Journal of Research in Science Teaching*, 36(2), 201–219.
- Schmidt, B. (2009). Alles anders? Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Promotionsgeschehen verschiedener Fächergruppen. *Die Hochschule: Journal für Wissenschaft und Bildung*, 18(2), 126–152.
- Schmitt, L. (2010). *Bestellt und nicht abgeholt: Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schwendowius, D. (2015). *Bildung und Zugehörigkeit in der Migrationsgesellschaft: Biographien von Studierenden des Lehramts und der Pädagogik*. transcript.
- Statistisches Bundesamt (2022a). *Bildung und Kultur: Prüfungen an Hochschulen 2021* (Fachserie 11, Reihe 4.2). https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Publikationen/Downloads-Hochschulen/pruefungen-hochschulen-2110420217004.pdf?__blob=publicationFile
- Statistisches Bundesamt (2022b). *Bildung und Kultur: Statistik der Promovierenden 2021*. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Publikationen/Downloads-Hochschulen/promovierendenstatistik-5213501217004.pdf?__blob=publicationFile
- Strauss, A., & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Psychologische Verlags Union.
- Thoma, N. (2018). *Sprachbiographien in der Migrationsgesellschaft: Eine rekonstruktive Studie zu Bildungsverläufen von Germanistikstudent*innen*. transcript.
- Trommer, M., & Euler, T. (2022). Monetäre Erträge regionaler Mobilität: Auswirkungen regionaler Arbeitsplatzwechsel auf die Lohnentwicklung von Hochschulabsolvent*innen in den ersten zehn Jahren nach Studienabschluss. In M. Jungbauer-Gans & A. Gottburgsen (Hrsg.), *Regionale Mobilität und Hochschulbildung* (S. 203–241). Springer VS.
- von Engelhardt, M. (2011). Narration, Biographie, Identität. Möglichkeiten und Grenzen lebensgeschichtlichen Erzählens. In O. Hartung, I. Steininger, & T. Fuchs (Hrsg.), *Lernen und Erzählen interdisziplinär* (S. 39–60). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1), Art. 22. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>

Berufsbild Wissenschaftsmanager*innen. Ein Beitrag zu Fragen nach Idealbildern von Forschung und wissenschaftlicher Karriere

Robert Aust, Frederic Krull & Sebastian Schneider

Keywords: Wissenschaftsmanagement, Idealbilder, Stellenanzeigen, Diskursanalyse

1. Einleitung – Wissenschaftsmanager*innen als neue Berufsgruppe

In der deutschen Hochschul- und Wissenschaftsforschung findet seit längerer Zeit eine Auseinandersetzung zur Organisationsentwicklung an Hochschulen und Forschungseinrichtungen statt. Diese wird häufig vor dem Hintergrund verschiedener Aspekte, wie dem vom New Public Management inspirierten Strukturreformprozessen (Schimank, 2005), und neuer politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Herausforderungen, wie der zunehmenden Digitalisierung und Globalisierung, diskutiert. Damit einhergehend stehen Veränderungen innerhalb der Strukturen der Einrichtungen und damit folgend auch ihrer Statusgruppen im Fokus wissenschaftlicher Analysen. So etablierte sich in den vergangenen Jahren das Wissenschaftsmanagement, womit die Diskussion um die Profilierung einer neuen Berufsgruppe einhergeht: die Wissenschaftsmanager*innen (Henke, 2019). Gemeinhin wird diese Entwicklung als eine Antwort auf die strukturellen Veränderungen im Wissenschaftssystem und neuen Anforderungen diskutiert (Boden, 2016). Dabei lässt sich zum einen beobachten, wie sich Wissenschaftsmanagement als Disziplin und Berufsfeld formt und festigt (Lauer et al., 2004; Müller & Grewe, 2020), sichtbar durch wissenschaftliche und berufliche Netzwerke (Janson & Ziegele, 2020) und mittlerweile einer Vielzahl an spezifischen Studiengängen sowie Weiterbildungsangeboten (Krempkow et al., 2021). Zum anderen gibt es unterdessen zahlreiche Forschungsaktivitäten (z.B. durch Förderung des BMBF) sowie wissenschaftliche Publikationsreihen zum Themenfeld Wissenschaftsmanagement.¹

Als vergleichsweise junges Berufsfeld ist das Wissenschaftsmanagement noch dabei, sich zu konstituieren. Zwar identifizieren sich mittlerweile zahlreiche Akteur*innen mit dem Rollenbild als Wissenschaftsmanager*in, jedoch gibt es weder in der Forschung noch in der Praxis ein eindeutiges Verständnis bzw. keine abschließende Einigkeit darüber, welche Personengruppen genau zum Wissenschaftsmanagement zählen und welche nicht (Nickel, 2017, S. 90). Gleichzeitig werden aus der Praxis heraus und im wissenschaftlichen Diskurs über Wissenschaftsmanager*innen Identifikationsangebote formuliert und Fremd-Identifizierungen vorgenommen. Wie Letztere ausgestaltet sind und wie sich diese Diskurse in den Identitätskonstruktionen der Wissenschaftsmanager*innen selbst niederschlagen, bleibt jedoch wenig untersucht (Henke & Schneider, 2021). Mit Blick auf die Frage nach Idealbildern in der Wissenschaft stellt das Thema Wissenschaftsmanagement respektive dessen Akteur*innen daher ein Forschungsdesiderat dar. Im Rahmen des vorliegenden Beitrages soll deshalb das Spannungsfeld „zwischen dem professionellen Selbstbild und dem selbst wahrgenommenen oder von außen zugeschriebenen Fremdbild“ (Schneijderberg & Schneider, 2013, S. 245) ausgeleuchtet werden.

Im Folgenden skizzieren wir einleitend zentrale Begriffe und Konzepte zum Wissenschaftsmanagement und seiner Rollenträger*innen (1). Dabei fokussieren wir zum einen die empirischen Lücken im Forschungsstand als auch die bisherigen theoretischen Perspektiven in der Auseinandersetzung mit dieser

¹ So beispielsweise die (Fach-)Zeitschrift „Wissenschaftsmanagement“ (siehe <https://www.wissenschaftsmanagement.de>).

Berufsgruppe.² Um das Spannungsfeld zwischen Ideal- und Realbildern von Wissenschaftsmanager*innen untersuchen zu können, beziehen wir uns weiterführend auf das Konzept der Interpretativen Subjektivierungsanalyse (ISA) nach Bosančić (2019) (2). Aus unserer Sicht ist diese geeignet, einige Aspekte der im Forschungsstand aufgerufenen Desiderate zu adressieren und gleichzeitig einen Beitrag zur Debatte um die Professionalisierung dieser *neuen* Berufsgruppe und deren Ideal- und Realbilder zu leisten. Darauf aufbauend geben wir erste empirische Eindrücke zu Stellenanzeigen im Wissenschaftsmanagement (3). Stellenanzeigen transportieren gewissermaßen Idealbilder von Wissenschaftsmanager*innen, welche dann in Form von Subjektpositionen im Diskurs vorhanden sind. Abschließend diskutieren wir die ersten empirischen Eindrücke und formulieren Ideen für weitere Forschungsanschlüsse (4).

2. Wissenschaftsmanagement: Begriffe und Konzepte

Der Begriff Wissenschaftsmanagement hat sich zwar in Deutschland mittlerweile gegenüber anderen Begriffen weitgehend etabliert und findet auch zunehmend Verwendung im Selbstverständnis der betreffenden Berufsgruppen (Seider, 2013, S. 9). Bisher liegt aber keine einheitliche Definition des Wissenschaftsmanagements vor. Auch existieren für die Rollenträger*innen innerhalb der Personalkategorien wissenschaftlicher Einrichtungen noch keine eindeutigen Zuordnungen. Sie verteilen sich sowohl auf die Personalgruppe der wissenschaftlichen als auch auf die technisch-administrativen Mitarbeiter*innen oder Verwaltungsmitarbeiter*innen. Es scheint jedoch weitestgehend Einigkeit dahin gehend zu bestehen, dass die Mitarbeiter*innen im Wissenschaftsmanagement die Rahmenbedingungen für die wissenschaftliche Leistungsebene professionell gestalten sollen (Hendrichs, 2017, S. 274; Schmidlin et al., 2020, S. 21–23).

Für die Träger*innen dieser Rollen sind diverse Bezeichnungen vorgeschlagen worden, im Kontext derer sich die Benennung als *Wissenschaftsmanager*innen* einrichtungsübergreifend als weitestgehend einigungsfähig herausgeschält hat (Schneider et al., 2022, S. 50). So finden sich aber auch folgende Begriffe, die zudem sowohl in der Praxis als auch in der theoretischen und empirischen Literatur den Begriff Wissenschaftsmanagement begleiten: u.a. Wissenschaftskoordinator*innen (Banscherus et al., 2009), Hochschul- bzw. Forschungsreferent*innen (Adamczak et al., 2007), Hochschulprofessionelle (Schneijderberg & Teichler, 2013) oder Forschungsmanager*innen (Henke & Schneider, 2021).³

Die Begriffsvielfalt spiegelt sich auch in den konzeptionellen Arbeiten zum Begriff *Wissenschaftsmanagement* wider. Trotz bereits zahlreich vorliegender Untersuchungen zum Wissenschaftsmanagement herrscht keine abschließende Einigkeit darüber, welche Personengruppen genau zum Wissenschaftsmanagement zählen und welche nicht (Nickel, 2017, S. 90). Mit unterschiedlichen Konzeptionen verfolgen Autor*innen verschiedene Prinzipien für die Ein- bzw. Ausgrenzung von Tätigkeiten oder Personen, welche sich ihrer Definition zu- oder nicht zuordnen lassen. Krempkow et al. (2019) stellen fest, dass die meisten Autor*innen ihre begriffliche Eingrenzung auf der Grundlage unterschiedlicher Abgren-

² Für eine kritische Auseinandersetzung zur *Managerialisierung* von Wissenschaft und der damit einhergehenden Diskussion um den Bedarf an (Wissenschafts-)Manager*innen als Vermittler*innen zwischen bspw. der offenen Entwicklungslogik von Forschung und der konditional-programmierten Logik von Verwaltungen siehe Münch, 2011 oder Tremel & Fischer, 2010. Wir verzichten an dieser Stelle auf eine kritische Diskussion zum Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Management.

³ Zu erwähnen ist darüber hinaus, dass von *außen* nicht immer ersichtlich ist, ob die bspw. in Visitenkarten oder Strukturübersichten ausgewiesenen Tätigkeiten bzw. Zuordnungen zu einem Arbeitsbereich den tatsächlichen Arbeitstätigkeiten entspricht. Darüber hinaus beinhalten auch Stellenbezeichnungen, wie bspw. Koordinierende von Qualifizierungsprogrammen oder Referent*innen für wissenschaftliche Karriereentwicklung, Tätigkeiten des Wissenschaftsmanagements (Krempkow et al., 2019, S. 3).

zungskonzepte wie Arbeits-, Organisations- oder Tätigkeitsbereiche oder auch akademischer Bildungsabschlüsse vornehmen.⁴ Hinzu kommen, aufbauend auf Klumpp und Teichler (2008, S. 169), Abgrenzungsprinzipien, wonach Autor*innen in ihren Definitionen entweder (1) Personen und Tätigkeitsbereiche konkret benennen oder aber (2) Tätigkeitsbereiche und Berufsgruppen nur beispielhaft aufzählen, welche der Begriffskonzeption zugehörig sind. Andere Autor*innen (z.B. Netzwerk Wissenschaftsmanagement, 2020; Schneider et al., 2022) gestalten diese Eingrenzung offener, indem sie für die Tätigkeit im Wissenschaftsmanagement weder die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Arbeits- und Organisationsbereich in wissenschaftlichen Einrichtungen noch spezifische akademische Abschlüsse voraussetzen oder ausschließen.

Einig sind sich allerdings die meisten Autor*innen darin, dass diese Berufsgruppe zwischen Wissenschaft und Verwaltung zu verorten ist. Das wissenschaftliche Berufsfeld ist jedoch eindeutiger abzugrenzen als das der Verwaltung (Krempkow et al., 2019, S. 21). Etliche Begriffskonzeptionen arbeiten auch mit der beruflichen Selbstwahrnehmung des betreffenden Personals. Dieses kann aber eine quantitative Erfassung deutlich erschweren. So zeigt etwa die Untersuchung von Banscheraus et al. (2017, S. 82), dass es Diskrepanzen zwischen der auf Tätigkeiten basierenden Kategorisierung des Wissenschaftsmanagements einerseits und der Selbstwahrnehmung des Hochschulpersonals andererseits gibt. Die wahrgenommenen Grenzen der Berufsbezeichnung stellten sich dabei als wesentlich flüder heraus, als es die konzeptionelle Voreinschätzung erlaubt hatte. Unter Miteinbezug der Selbstwahrnehmung kann es also dazu kommen, dass die Trennschärfe der Abgrenzung verschwimmt und Begriffskonzeptionen schwieriger werden. Schneider et al. (2022, S. 102) konnten zum Beispiel zeigen, dass die Ermittlung des quantitativen Umfangs der Personalgruppe in hohem Maße von den jeweiligen Feldzugängen der Forscher*innen und der (Selbst-) Wahrnehmung der Akteur*innen im Feld abhängig ist.

Es zeigt sich: wissenschaftliche Untersuchungen und Wissenschaftsmanager*innen bewegen sich auf einem begrifflich differenzierten Terrain aus strukturellen und identitätsstiftenden Angeboten. Einerseits wird die Identitätskonstruktion als Wissenschaftsmanager*in durch verschiedene Akteure und Institutionen von außen beeinflusst. Es werden Idealbilder durch normative Identitätsschablonen, also Subjektpositionen, konstituiert. Die Akteure und Institutionen unterscheiden sich dabei beispielsweise durch ihre Zielsetzungen, Adressat*innen und ihre Sprache. Die Alltags- und Arbeitspraxis in den Institutionen, wissenschaftliche Publikationen, aber auch Studiengangbeschreibungen oder einrichtungsbezogene Stellenausschreibungen können sodann Diskursräume/-orte solcher Idealbilder von Wissenschaftsmanager*innen sein. Andererseits (re)produzieren die Wissenschaftsmanager*innen in subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsprozessen (professionelle) Selbstbilder, bspw. hinsichtlich ihrer Rolle, zugehöriger Wertevorstellungen und organisationalem Status. Gleichzeitig bewegen sich Wissenschaftsmanager*innen innerhalb von Institutionen und interagieren mit verschiedenen Akteursgruppen. Wissenschaftsmanager*innen sind somit gleichermaßen Adressat*innen, Nachfrager*innen, Träger*innen sowie Produzent*innen und Vermittler*innen von Ideal- und Realbildern ihrer selbst.

Vor diesem Hintergrund bietet es sich an, aus der Perspektive wissenssoziologisch orientierter Subjektivierungsanalysen danach zu fragen, durch welche Akteure und wie Wissenschaftsmanager*innen als Berufsgruppe (re)produziert respektive in ihren Berufsrollen stabilisiert werden. Bislang gibt es im deutschsprachigen Raum nur einige wenige Arbeiten, die vertieft theoretische Konzepte zur Bestimmung des Wissenschaftsmanagements und seiner Rollenträger*innen in Anspruch nehmen, z.B. profes-

⁴ So definiert bspw. der Wissenschaftsrat Wissenschaftsmanagement basierend auf dem akademischen Bildungsabschluss. Krücken et al. (2010) wiederum nehmen dies entlang von Verweisen auf Aufgabenbereiche der Hochschulen, wie Gleichstellung, Internationalisierung oder Qualitätsmanagement, vor, die, aufgrund externer Umweltaforderungen, mit zur Herausbildung für das Wissenschaftsmanagement gesorgt haben (Krempkow et al., 2019, S. 3-5).

sionstheoretische Untersuchungen (z.B. Kloke, 2014) oder Untersuchungen zur beruflichen Identitätskonstruktion (Schneijderberg & Schneider, 2013). Die formulierten Argumente in wissenschaftlichen Publikationen zum Thema Wissenschaftsmanagement und seiner Rollenträger*innen bauen dagegen weitgehend auf Feldbeobachtungen auf und stützen sich vornehmlich auf deskriptive Beschreibungen (z.B. von Karrierewegen oder Arbeitsbedingungen) sowie quantitative Vermessungen. An diesen Forschungslücken setzt der vorliegende Beitrag an. Denn gerade soziologische Untersuchungen, die etwa Machtverhältnisse und Institutionalisierungsprozesse in wissenschaftlichen Einrichtungen in den Blick nehmen, oder Konzepte im Rahmen der subjektorientierten Soziologie, die theoretisch-analytische Figuren⁵ in sich tragen, können instruktiv für Subjektivierungsanalysen dieser relativ neuen Berufsgruppe sein. Die Heterogenität und damit einhergehende Uneindeutigkeit darüber, was Wissenschaftsmanager*innen sind, laden dazu ein, nach den Bedingungen, den Orten und diskursiven Praktiken der Produktion dieser Berufsgruppe zu fragen.

3. Theoretische Bezüge und methodische Anschlüsse

Der analytische Ansatz der Interpretativen Subjektivierungsanalyse (ISA) ermöglicht es, Subjektivierungen als diskursive Hervorbringungsweisen zwischen Subjektpositionen und Selbstverhältnissen in den Blick zu nehmen. Wurde eingangs dargelegt, dass sich Wissenschaftsmanager*innen als neue Berufsgruppe erst noch im Feld etablieren, so bietet die ISA einen methodologischen Rahmen, dies aufzugreifen und die hier aufgeworfenen Fragen zu beantworten.

Mit Diskursanalysen bzw. -forschungen wird ein differenziertes Forschungsfeld mit theoretischen Bezügen zu den Arbeiten Michel Foucaults und dessen Konzeptionen zu u. a. Diskurs, Macht, Wissen, Subjekt und Sprache bezeichnet. Dabei wird deutlich, dass es eine einheitliche Definition dessen, worum es sich bei der Diskursanalyse nach Michel Foucault handelt, nicht gibt. So wird sie einerseits als eigene Theorie verhandelt, andererseits auch *nur* als Methode oder Methodologie oder als Subsumption aller drei Aspekte (Diegmann, 2013; Keller, 2011a). Gemein ist aber all diesen Perspektiven, dass sie die Absicht verfolgen, Wissensordnungen zu rekonstruieren und deren Genealogie offenzulegen. Foucault folgend ist die zentrale Frage, wie es dazu kommt „daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault, 2013, S. 42). Diskurse verstehen wir daher als Ensembles von Formationen spezifischer Wissensfelder und Ordnungen von Aussagen und Regulationen (Foucault, 2013, S. 42), die wirklichkeitsstiftend Subjektivierungen von Wissenschaftsmanager*innen ermöglichen. Diskurse werden damit als soziale Praxis verstanden, die Subjekte als Wissenschaftsmanager*in erst hervorbringen. Vereinfacht formuliert erlangen Subjekte erst mit dem sich einfügen in Diskurse um Wissenschaftsmanagement und -manager*innen individuellen Status und werden Wissenschaftsmanager*innen und/oder können dies sein (Angermüller, 2014, S. 19).

Methodologische Anschlüsse

Michel Foucault formulierte für seine Arbeiten die Vorstellung einer Werkzeugkiste, die ganz unterschiedlich angewandt werden kann, um Macht und Wissen und deren Effekte (u.a. Subjekte) zu untersuchen und zu beschreiben (Foucault, 1976, S. 53). Eine vielfältig geäußerte Kritik an Foucault ist, dass dieser es versäumte, sowohl seine methodologisch-methodischen Vorgehensweisen einer Diskursanalyse darzulegen (Keller, 2007, S. 6–7), als auch, dass damit theoretische Lücken hinsichtlich zentraler Konzepte bei ihm bestünden, die insbesondere die soziale Praxis und die darin *handelnden* Subjekte in

⁵ So z.B. der „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß & Pongratz, 1998) oder das „Unternehmerische Selbst“ (Bröckling, 2016).

Bezug zu Wissen adressieren. Im Anschluss an die Ausarbeitungen zur Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) von Reiner Keller (2011b) spezifizierten Autor*innen Subjektivierungsweisen aus dieser wissenssoziologisch-diskursanalytischen Perspektive. Während Keller (ebd., S. 248) Subjektpositionen stärker in den Phänomenstrukturen – einem von vier Analysemodi der WDA – für die inhaltliche Strukturierung von Diskursen, verortet, formulierte u.a. Bosančić (2019) dies weiter und konzipierte die Interpretative Subjektivierungsanalyse (ISA) als eigenes Forschungsprogramm, das dazu geeignet ist, „in einer Doppelperspektive sowohl Subjektpositionen als auch die Selbstverhältnisse und Subjektivitäten tatsächlich lebender, handelnder und verkörperter Menschen in den Blick nehmen“ (, S. 43). So genügt es nicht, einzig einen Bereich dieser Doppelseite zu analysieren. Eine Beschränkung auf eine Seite würde zur Folge haben, dass nicht rekonstruiert werden kann, welche Vorgaben an die Subjekte in welcher Form angeeignet werden (ebd., S. 59).

Theoretischer Kern der ISA ist ein minimal-anthropologisches Akteursverständnis, welches diese als in Handlungsfeldern und deren Aneignung vorfindliche und diese Felder immer wieder neu ausdeuten können und müssende Subjekte versteht (ebd., S. 45). Im Rahmen der ISA wird dann danach gefragt, „wie die jeweiligen Machtverhältnisse in konkreten Subjektivierungskontexten beschaffen sind, welche Freiheitsgrade des Handels bestehen, welche Ressourcen den Akteuren zur Verfügung stehen und welche Situationen von den Akteuren inwiefern als restriktiv wahrgenommen und empfunden werden“ (ebd., S. 46). Für die ISA ist kein vorab festgelegter Analyseverlauf kennzeichnend, sondern ein interaktiv-zyklischer Prozess, um die beiden Seiten der empirischen Doppelperspektive ins Verhältnis zu setzen (ebd., S. 60).

Analytische Heuristik der ISA

Die analytischen Konzepte der Interpretativen Subjektivierungsanalyse (ISA) sind eine Trias aus *Sprechpositionen*, *Subjektpositionen* und *Selbst-Positionierungsweisen*. Mit *Sprechpositionen* werden jene Orte im Diskurs bezeichnet, die für Aussageproduktionen als legitim geltend/wahrgenommen werden. So kann analytisch danach gefragt werden, wer sprechen darf, wer gehört oder wer davon auch ausgeschlossen wird (ebd., S. 48f.). Als *Subjektpositionen* werden jene in Diskursen zirkulierende und vorfindliche Subjektnormen und/oder Identitätsvorgaben beschrieben, mit denen Menschen spezifisch adressiert werden. Es handelt sich daher um diskursive Konstitutionen von Vorstellungen, Modellen und Schablonen, welche den Adressierten nahelegen „wie sie ihr Selbst zu formen haben, um in bestimmten Kontexten z. B. ‚erfolgreich‘ zu sein, Anerkennung zu erhalten oder als ‚normal‘ wahrgenommen zu werden [Hervorhebungen im Original]“ (ebd., S. 49). Davon abgegrenzt wird das Konzept der *Selbst-Positionierungsweisen*, welche die mehr oder weniger eigensinnigen und damit kreativen und/oder widerständigen Aneignungen oder Ablehnungen der im Diskurs befindlichen Subjektpositionen durch die Adressierten beinhaltet (ebd.). Diese heuristische Unterscheidung dient dazu, „die Entstehung von symbolischen Wahrheitsordnungen und den darin situierten Normalitätsfolien, deren Wirkung auf die Adressierten sowie die Rückwirkungen auf die Subjektpositionen empirisch zu untersuchen“ (ebd., S. 50).

Für die empirische Arbeit bedarf es dazu unterschiedlicher Daten. In Bezug auf Wissenschaftsmanager*innen sind die Subjektpositionen etwa in verschiedenen Dokumententypen wie Stellenanzeigen, Studiengang- und Weiterbildungsbeschreibungen oder auch wissenschaftlichen Publikationen auffindbar. Zur Untersuchung von Selbstpositionierungen eignen sich primär Daten aus Interviews oder Beobachtungssituationen.

4. Empirische Einblicke

Im Folgenden werden explorativ erste Eindrücke, mit Blick auf Subjektpositionen, aus einer Analyse von Stellenanzeigen vorgestellt. In einem ersten Schritt nehmen wir eine Einordnung von Stellenanzeigen als Dokumententyp aus diskursanalytischer Sicht vor. Im Anschluss beschreiben wir den Datenkorpus, insbesondere dessen Aggregation und die Eigenschaften von Stellenanzeigen. Abschließend skizzieren wir, welches analytische Potenzial in der diskursanalytischen Betrachtung von Stellenanzeigen für die Fragen nach Idealbildern im Wissenschaftsbetrieb lagern. So leistet der vorliegende Text einen Beitrag zum Thema *Ideale in der Wissenschaft*, indem er das Forschungsprogramm der Subjektivierungsanalyse mit dem Datenmaterial der Stellenanzeigen in Verbindung bringt und so einen (ersten) empirischen Zugang für die Analyse von Ideal- und Realbildern der wachsenden Personengruppe der Wissenschaftsmanager*innen eröffnet. Wir verstehen dabei Idealbilder als mehrheitlich von außen vorgenommene, normative Erwartungen und daher als Subjektpositionen. Für Realbilder wird angenommen, dass sie stärker durch Selbstpositionierungen produziert werden.

Diskursanalytische Betrachtung von Stellenanzeigen

Diskursanalytische Betrachtungen von Stellenanzeigen sind im deutschsprachigen Raum bis heute eher selten zu finden. Dennoch existieren einige Arbeiten, die diskursiv vermittelte Subjektivierungsweisen anhand von Stellenanzeigen in den Blick nehmen. Langer et al. (2006) etwa analysieren Subjektivierungsstrategien in Stellenanzeigen vor dem Hintergrund marktwirtschaftlicher Regierungsrationalität (Gouvernementalitätsforschung). Dorschel und Brandt (2021) sowie Dorschel (2022) untersuchen die diskursive Beschaffenheit und Subjektivität sogenannter *Data Scientists* und *Tech Worker*. Bessy (2022) untersucht Stellenanzeigen als Informationsdispositive. Andere empirieorientierte Arbeiten entstammen u.a. der Linguistik; so betrachtet etwa Huemer (2007) Stellenanzeigen exemplarisch als empirisches Material für eine multimodale Diskursanalyse. Seidel (2021) untersucht aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive diskursanalytisch Stellenanzeigen für und von jüdischen Dienstmädchen zwischen 1894 und 1925.

Stellenanzeigen bilden unseres Erachtens eine vielversprechende Datengrundlage, da sich in ihnen der Anrufungscharakter textlich vermittelter Subjektpositionen besonders pointiert darstellt. Gleichzeitig gilt es zu beachten, dass Stellenanzeigen lediglich einen Ausschnitt des Diskurses um Wissenschaftsmanager*innen abbilden und das Material insofern besonders ist, als „dass es sich um kuratierte Außenpräsentationen von institutionalisierten Feldakteuren handelt“ (Dorschel & Brandt, 2021, S. 198). Es gilt weiterhin zu beachten, dass Stellenanzeigen nicht nur inhaltlich vermittelte Subjektanrufungen bestimmter Berufsgruppen beinhalten. Es finden sich auch, etwa in Form und Ausgestaltung, Elemente juristischer oder ökonomischer Diskurse wieder, welche in die Produktion der Stellenanzeige, beispielsweise durch die jeweilige Personalverwaltung, einfließen. Indes kann davon ausgegangen werden, dass bereits die Ausschreibung als solche das Produkt interner Diskurse ist, welche in diesem Beitrag durch eine reine Betrachtung der Anzeige nicht in den Blick genommen werden können. Dennoch birgt das Material hinreichend diskursanalytisches Potenzial, „da der Text der Stellenanzeige eine Spur der Machtverhältnisse darstellt, in die die Inserierenden, die Texte und die AdressatInnen eingebunden sind“ (Langer et al., 2006, S. 289).

Beschreibung des Datenkorpus

Stellenanzeigen sind multimodale Texte, also eine Komposition aus verbal-textlichen sowie visuell-bildlichen Elementen (Huemer, 2007; Meier, 2011). Sie folgen i.d.R. einer spezifischen sequenziellen Struktur der Anordnung. Die meisten Anzeigen folgen dabei einem Muster aus Präsentation, Aufforderung, Forderung und Einladung (Huemer, 2007, S. 224f.). Darin können u.a. eine Vorstellung der Einrichtung, eine Beschreibung und Situierung der ausgeschriebenen Stelle, ein Aufgaben- sowie Anforderungskatalog, ein Stellenangebot sowie Bewerbungsformalitäten auftauchen. Aufbau und Struktur der Stellenanzeigen sind mehrheitlich strategisch und verfolgen spezifische Absichten wie Mitarbeitenden-Rekrutierung und Image-Branding (Nielsen et al., 2017, S. 15).

Zur Erschließung und Analyse der Stellenanzeigen wurde das Job-Mining-Konzept (Bensberg & Buscher, 2016) herangezogen und teilweise für unsere Untersuchung adaptiert. Über einen Zeitraum von fünf Monaten (11/2021 - 04/2022) sind systematisch Stellenanzeigen von öffentlichen und wissenschaftsspezifischen Jobportalen⁶ erfasst worden. Es wurden nur Stellenausschreibungen von staatlichen Hochschulen und Forschungsorganisationen extrahiert, die im Kontext von Wissenschaftsmanagement forschungsbezogene Stellenprofile auswiesen.⁷

Unter den zu berücksichtigten Kriterien wurden sodann die Stellenanzeigen erfasst, in denen (1) im Titel der Stellenanzeige bzw. innerhalb der Rollen- und Funktionsbezeichnung der Begriff *Wissenschaftsmanagement* respektive *Wissenschaftsmanager*in* vorkamen und/oder (2) der Begriff im Aufgaben- sowie Anforderungsprofil ausgeflaggt war. Insgesamt konnten nach der Datenbereinigung 163 Stellenanzeigen in der Auswertung berücksichtigt werden. In einem ersten explorativen Zugang erfolgte eine deskriptive Auswertung der Textdaten hinsichtlich nomineller Stellencharakteristika sowie eine erste Analyse tätigkeitsbezogener Einstellungsvoraussetzungen, formaler Qualifikationsanforderungen und Tätigkeits- bzw. Aufgabenprofilen.

Innerhalb des Datenkorpus besteht eine große Varianz mit Blick auf die Nutzung verbal-textlicher und visueller Elemente. Einige Stellenanzeigen sind detaillierter und enthalten Absätze zur Beschreibung der Einrichtung und der erwarteten Aufgaben, während andere kürzer sind und nur stichpunktartig Anforderungen und Formalitäten auflisten. Des Weiteren gibt es Unterschiede in der Art und Weise, wie die Anzeigen formuliert sind. Einige Anzeigen sprechen die Bewerber*innen direkt an und integrieren sie in eine umfassendere Narration über die Einrichtung und die ausgeschriebene Stelle. Andere Anzeigen hingegen beschränken sich auf die Beschreibung von Stellenmerkmalen, Aufgaben, Anforderungen und Formalitäten. Manche Anzeigen sind demnach eher emotional-narrativ formuliert, während andere in Gestaltung und Ansprache eher formal/rational-bürokratisch auftreten. Der den Stellenanzeigen inhärente Aufforderungscharakter, welcher sich auch der Bildsprache entnehmen lässt (Huemer, 2007, S. 231ff.), variiert mitunter stark zwischen den Stellenanzeigen.

Bei dem Beschriebenen handelt es sich zwar nicht um dem Wissenschaftsmanagement genuine diskursive Praktiken, allerdings können diese Differenzen als diskursive Kontextvariablen verstanden werden, in denen die zu untersuchenden Subjektanrufungen stattfinden. Längere narrative Textanteile, die Teil des Imagebranding der ausschreibenden Einrichtungen sind, signalisieren Subjektivierungen, die Wissenschaftsmanager*innen als Teil von etwas Größerem (der Einrichtung, nationaler und globaler Wis-

⁶ Zu den relevanten Portalen gehörten Wissenschaftskarriere (DUZ), Wissenschaftsmanagement-Online (WMO), Netzwerk Wissenschaftsmanagement (sowie die dort eingebettete Jobbörse academics.de) und die Jobbörse Indeed.

⁷ Der Fokus auf ausgewählte Einrichtungen sowie auf forschungsbezogenes Wissenschaftsmanagement ergab sich aus dem Erkenntnisinteresse des FortBeaM-Projektes, im Rahmen dessen der Datenkorpus gewonnen wurde (dazu Schneider et al., 2022).

senschaftsökonomie und Elite etc.) positionieren. Stellenanzeigen, die eher rational-bürokratisch formuliert sind, legen hingegen nahe, dass diese als ein Berufsbild (unter vielen) mit spezifischen Funktionen angerufen werden.

Stellenanzeigen für Wissenschaftsmanagement als Forschungsperspektive auf Ideal- und Realbilder

Die untersuchten Stellenanzeigen variieren nicht nur in Form, Struktur und Ansprache, sondern auch inhaltlich aufgrund verschiedener Stellen- und Funktionsbezeichnungen, organisatorischer Zugehörigkeiten und einrichtungsspezifischer Merkmale. In der vorliegenden Untersuchung ließen sich, über die Häufung des Auftretens bestimmter Wortgruppen und -zusammenhänge, Trends ablesen, die zur Charakterisierung des Berufsbildes der Wissenschaftsmanager*innen aus Sicht der ausschreibenden Einrichtungen – also Subjektpositionen – beitragen. Im Folgenden werden exemplarisch prägnante Merkmale aus der Untersuchung der Stellenanzeigen vorgestellt und hinsichtlich der Frage nach darin enthaltenen Subjektnormen diskutiert.

Die Stellenanzeigen beinhalten in unterschiedlichem Ausmaß narrative Strukturen. So ist z.B. mit den Anzeigen häufig die Vorstellung der ausschreibenden Institution und deren Positionierung im Wissenschaftssystem verbunden: etwa als besonders bedeutsame, exzellente, innovative, moderne, internationale, kompetitive, nachhaltige, vielfältige, zukunftsorientierte und/oder interdisziplinäre Wissenschafts- und Forschungseinrichtung. Die Leser*innen werden in unterschiedlichem Maße in diese narrativen Strukturen als Subjekte positioniert.

Mit Blick auf die, in der Literatur und Praxis viel diskutierte, Zuordnung der Wissenschaftsmanager*innen zu einer konkreten Personalgruppe – wissenschaftliches Personal, Verwaltungspersonal oder wissenschaftsunterstützendes Personal – liefert das Material ebenfalls Indizien. Quantifizierbare Kriterien, wie der geforderte Bildungsabschluss, die Besoldungsgruppe, der Beschäftigungsumfang und die Beschäftigungsdauer können Aufschluss darüber geben, als Teil welcher sozialen Gruppen potenzielle Bewerber*innen adressiert werden. So wird etwa in über 80 Prozent der Stellenanzeigen ein Masterabschluss verlangt – knapp die Hälfte der Anzeigen fordert oder bevorzugt zusätzlich Bewerber*innen mit abgeschlossener Promotion. Insbesondere an außeruniversitären Forschungseinrichtungen soll die berufliche oder wissenschaftliche Qualifikation im disziplinären Umfeld der ausschreibenden Einrichtung erfolgt sein. Des Weiteren ist die meist in Aussicht gestellte Besoldungsgruppe eine E13 – die gängige Besoldungsgruppe für wissenschaftliche Mitarbeiter*innen im Mittelbau. Damit wird also häufig eine biografische Nähe zur Wissenschaft nahegelegt oder vorausgesetzt. Die Eingliederung in die entsprechende Besoldungsgruppe suggeriert in diesen Fällen die Bestätigung der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht sowie im akademischen Kontext zur Statusgruppe der Wissenschaftler*innen.

Weiterhin zeigt die deskriptive Auswertung, dass das Aufgaben- und Anforderungsspektrum sowohl im Gesamtkorpus als auch in einzelnen Stellenanzeigen durch große Heterogenität gekennzeichnet ist. Im Unterschied zum wissenschaftlichen Personal, welches sich durch die Kernaufgaben Forschung und Lehre klar gegenüber den anderen Personal- und Statusgruppen abgrenzen lässt, lassen sich anhand der Stellenanzeigen keine konkreten dem Wissenschaftsmanagement genuinen Tätigkeitsfelder ableiten. Vielmehr kann anhand von Worthäufungen abgelesen werden, welche Rolle den Wissenschaftsmanager*innen zuerkannt wird: Sie seien Berater*innen, Unterstützer*innen, Mitgestalter*innen, Dienstleister*innen, aber auch Manager*innen, Koordinator*innen, Strateg*innen und/oder Generalist*innen. Innerhalb dieser Rollenzuweisungen deutet sich sodann auch eine Relationalität zu den Statusgruppen des

wissenschaftlichen Personals und der Einrichtungsleitung sowie eine Positionierung innerhalb der Einrichtung an. Wissenschaftsmanager*innen erscheinen hier in einer Ambivalenz zwischen reaktiv Dienstleistenden und aktiv Gestaltenden.

Gemein ist diesen beiden Positionen die Orientierung an den Bedarfen und Zielen der Forschenden und/oder der Einrichtungsleitung, wobei sie dabei mitunter vermittelnde und Schnittstellenfunktionen übernehmen. Anders als bei den Einstellungskriterien und Stellencharakteristika findet hier eine deutliche Abgrenzung zum wissenschaftlichen Personal insofern statt, als die Wissenschaftsmanager*innen von dessen Kerntätigkeiten (Forschung und Lehre) weitestgehend ausgeschlossen sind.

Im Anforderungsbereich der Stellenanzeigen wird formuliert, wie die Bewerber*innen sein müssen, um als das zu gelten, was ausgeschrieben wird, weshalb sich der Anrufungscharakter hier besonders pointiert darstellt. Auch hier liefert die quantitative Auswertung erste Einblicke: Wissenschaftsmanager*innen müssen vorwiegend über ausgeprägte kommunikative Fähigkeiten verfügen, englischsprachig sein, teamfähig, selbstständig und gut organisiert. Während sich hinter diesen Anforderungen zwar sicher auch Allgemeinplätze verbergen, konturieren andere, insgesamt seltenere zugeschriebene Eigenschaften, das Bild dieser aus unterschiedlichen Perspektiven: strategische, konzeptionelle und analytische Kompetenzen, eine service- und lösungsorientierte Arbeitsweise, Belastbarkeit oder interdisziplinäre Kompetenz. Außerdem wird anhand der Einstellungskriterien deutlich, dass es sich bei den Wissenschaftsmanager*innen um bereits berufsqualifizierte Subjekte handelt. Häufig treten Anforderungskonfigurationen aus wissenschaftlichen sowie nicht-wissenschaftlichen, administrativen und/oder managerialen Wissensbeständen und Expertisen auf. Zudem spielen Kenntnisse und Fähigkeiten, welche durch Erfahrungen aus peripher-wissenschaftlichen Kontexten wie dem Bereich der Forschungsförderung, der Wissenschaftskommunikation oder dem Transfer nachgewiesen werden können, eine Rolle.

5. Fazit und Ausblick

Stellenanzeigen bieten hinsichtlich der Frage nach Idealbildern in der Wissenschaft aus unserer Sicht großes analytisches Potenzial. Unter Nutzung der ISA ist es möglich, Stellenanzeigen als (Re-) Produktion von Idealbildern von Wissenschaftsmanager*innen zu diskutieren. Dies ist zum einen in den formalisierten Praktiken des Erfragens von (Berufs-)Anforderungen oder dem Ausweisen von möglichen Aufgaben der Wissenschaftsmanager*innen innerhalb der ausschreibenden Einrichtungen begründbar. Damit werden spezifische Subjektpositionen dazu aufgerufen, wer Wissenschaftsmanager*innen sein können und was Sie können muss(t)en. Schlussendlich: Idealbilder dieser Berufsgruppe werden darin im Wissenschafts- und/oder Arbeitsmarktdiskurs platziert. Zum anderen wird dies auch durch die narrativen Elemente der Stellenanzeigen erbracht, als hier Idealbilder der Forschungseinrichtungen als auch Idealisierungen möglicher Karrierepfade offeriert werden.

Die hier exemplarisch aufgegriffenen Merkmale, aus dem ersten explorativen Zugriff auf die Textdaten der Stellenanzeigen, können sodann als Anhaltspunkte für vertiefende Fragen und Analysen zu Subjektivierungen von Wissenschaftsmanager*innen – nach den Prinzipien der Interpretativen Subjektivierungsanalyse – dienen: Welche diskursiven Praktiken der Subjektpositionen konstituieren Wissenschaftsmanager*innen als Statusgruppe und Rollenträger*innen? Welche einrichtungsübergreifenden Gemeinsamkeiten als auch Differenzen der Subjektpositionen sind rekonstruierbar? Und wie wird diese Gruppe in die Selbsterzählungen moderner Forschungseinrichtungen integriert?

Zwei Dinge sind aus unserer Sicht an diesem Punkt von Bedeutung und bedürfen weiterer Untersuchungen. Erstens sind Stellenanzeigen alleinig nicht ausreichend, um Subjektivierungen, in diesem Fall von Wissenschaftsmanager*innen, hinreichend zu rekonstruieren. Zwar leisten deren Analysen einen Beitrag

zur Diskussion um Idealbilder von Forschung und Wissenschaft. Für Diskussionen zu Realbildern, und damit die subjektiven Selbstverhältnisse der Wissenschaftsmanager*innen als auch anderer Akteur*innen im Wissenschaftssystem, sind sie jedoch nicht ausreichend. Mit Verweis auf die Interpretative Subjektivierungsanalyse wird deutlich, dass Analysen von Selbstverhältnissen der Wissenschaftsmanager*innen im Diskurs um diese gewissermaßen sich selbst notwendig sind. Nur so ist es möglich, sowohl die Breite als auch die Tiefe von Subjektivierungen, und damit die Parallelität von Subjektpositionen und subjektiven Selbstverhältnissen, empirisch erfassen und analytisch rekonstruieren zu können. Somit sind die Interpretationshorizonte aus den Analysen der Stellenanzeigen, die einen Ausschnitt des Diskurses um Wissenschaftsmanager*innen darstellen, einzig auf Subjektpositionen begrenzt. Auch daher sind Aussagen darüber, wie Wissenschaftsmanager*innen sich selbst dazu *verhalten* und daher Realbilder ihrer Selbst entwerfen, noch zu erbringen. Zweitens kann kritisch-reflexiv argumentiert werden, dass die skizzierten Forschungsstände und Begrifflichkeiten zu Wissenschaftsmanager*innen (vgl. Abschnitt 2), neben den ersten Einblicken in das Datenmaterial der Stellenanzeigen, ebenso eine Analyse von Subjektpositionen darstellen. Zwar ist dies hier nicht mit der ISA erfolgt, jedoch lagern darin weitere analytische Potenziale, die es zu bergen gilt.

Literaturverzeichnis

- Adamczak, W., Debusmann, R., Krause, E. & Merkator, N. (2007). *Traumberuf ForschungsreferentIn?* <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hebis:34-2009040826812>
- Angermüller, J. (2014). Einleitung: Diskursforschung als Theorie und Analyse. Umriss eines interdisziplinären und internationalen Feldes. In J. Angermüller, M. Nonhoff, E. Herschinger, F. Macgilchrist, M. Reissigl, J. Wedl, D. Wrana & A. Ziem (Hrsg.), *DiskursNetz: Bd. 1. Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch: Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen* (S. 16–36). transcript Verlag.
- Banscherus, U., Baumgärtner, A., Böhm, U., Golubchykova, O., Schmitt, S. & Wolter, A. (2017). *Wandel der Arbeit in wissenschaftsunterstützenden Bereichen an Hochschulen: Hochschulreformen und Verwaltungsmodernisierung aus Sicht der Beschäftigten*. Hans-Böckler-Stiftung.
- Banscherus, U., Dörre, K., Neis, M. & Wolter, A. (2009). *Arbeitsplatz Hochschule: Zum Wandel von Arbeit und Beschäftigung in der „unternehmerischen Universität“*. Memorandum im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung. Friedrich-Ebert-Stiftung. <https://doi.org/10.13140/RG.2.1.3708.7129>
- Bensberg, F. & Buscher, G. (2016). Job Mining als Analyseinstrument für das Human-Resource-Management. *HMD Praxis der Wirtschaftsinformatik*, 53(6), 815–827. <https://doi.org/10.1365/s40702-016-0256-3>
- Bessy, C. (2022). Intermediäre, Konventionen und die Diskurse des Arbeitsmarktes. In R. Diaz-Bone & R. Hartz (Hrsg.), *Dispositiv und Ökonomie. Diskurs- und dispositivanalytische Perspektiven auf Märkte und Organisationen* (S. 119-139). Springer VS.
- Boden, D. (2016). Wissenschaftsmanagement an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Verwaltung: Praxisbericht Forschungsmanagement. *Wissenschaftsmanagement*, (2), 26–31.
- Bosančić, S. (2019). Die Forschungsperspektive der Interpretativen Subjektivierungsanalyse. In A. Geimer, S. Amling & S. Bosančić (Hrsg.), *Subjekt und Subjektivierung* (S. 43–64). Springer VS.
- Bröckling, U. (2016). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform* (6. Aufl.). Suhrkamp Verlag.
- Diegmann, D. (2013). Die Diskursforschung. In B. Drinck (Hrsg.), *Forschen in der Schule: Ein Lehrbuch für (angehende) Lehrerinnen und Lehrer* (S. 301–331). Barbara Budrich.

- Dorschel, R. (2022). Tech Workers und das achtsam-moralische Selbst: Jenseits von Künstlerkritik und Arbeitskraftunternehmer. *Arbeits- und Industriesoziologische Studien*, 15(1), 125–143.
- Dorschel, R. & Brandt, P. (2021). Professionalisierung mittels Ambiguität. Die diskursive Konstruktion von Data Scientists in Wirtschaft und Wissenschaft. *Zeitschrift für Soziologie*, 50(3-4), 193–210.
- Foucault, M. (1976). *Mikrophysik der Macht: Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin* (Bd. 61). Merve Verlag.
- Foucault, M. (2013). *Archäologie des Wissens* (16. Aufl.). Suhrkamp Verlag.
- Hendrichs, M. (2017). Forschungsmanagement in Hochschulen: Service aus einer Hand: ein Praxisbeispiel aus der Universität zu Köln. In M. Lemmens, P. Horváth & M. Seiter (Hrsg.), *Edition Wissenschaftsmanagement. Wissenschaftsmanagement: Handbuch & Kommentar* (S. 274–285). Lemmens.
- Henke, J. (2019). *Third Mission als Organisationsherausforderung: Neuausrichtung der Machtstrukturen in der Hochschule durch Professionalisierungstendenzen im Wissenschaftsmanagement. Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg*. Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Henke, J. & Schneider, S. (2021). Aktuelle Literatur zum Forschungsmanagement: Entwicklungen im Forschungsmanagement – Einblicke in die gegenwärtige Forschung. *Wissenschaftsmanagement* (1), 1–6.
- Huemer, B. (2007). Hierarchie und soziale Distanz in der Arbeitswelt. Multimodale Diskursanalyse am Beispiel Stellenanzeigen. In H. Gruber, M. Kaltenbacher & P. Muntigl (Hrsg.), *Empirical approaches to discourse analysis: = Empirieorientierte Ansätze in der Diskursanalyse* (S. 199–252). Lang.
- Janson, K. & Ziegele, F. (2020). *Netzwerke im Wissenschafts- und Hochschulmanagement: 1. Lessons Learnt Paper des KaWuM-Projekts*. <https://kawum-online.de/wp-content/uploads/2020/09/1.-KaWuM-Lessons-Learnt-Paper.pdf>
- Keller, R. (2007). Diskurse und Dispositive analysieren: Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung [46 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 8 (2, Artikel 19), 46. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702198>
- Keller, R. (2011a). *Diskursforschung: Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen* (4. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R. (2011b). *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms* (3. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kloke, K. (2014). *Qualitätsentwicklung an deutschen Hochschulen: Professionstheoretische Untersuchung eines neuen Tätigkeitsfeldes*. Springer VS.
- Klumpp, M. & Teichler, U. (2008). Experten für das Hochschulsystem. Hochschulprofessionen zwischen Wissenschaft und Administration. In B. M. Kehm (Hrsg.), *Hochschule innovativ. Hochschulen in neuer Verantwortung: Strategisch, überlastet, divers?* (S. 169–171). Lemmens.
- Kocyba, H. (2013). Wissen. In U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hrsg.), *Glossar der Gegenwart* (5. Auf., S. 300-306). Suhrkamp Verlag.
- Krempkow, R., Harris-Huermann, S., Hölscher, M. & Janson, K. (2019). Wissenschaftsmanagement: quo vadis? Ansätze zur Definition, Personal- und Organisationsentwicklung. *Personal in Hochschule und Wissenschaft entwickeln*, (4), 17–29.
- Krempkow, R., Janson, K., Rathke, J. & Höhle, E. (2021). Wie qualifiziert sich das Wissenschaftsmanagement in Deutschland (weiter)? *Qualität in der Wissenschaft (QiW)*, (3+4), 89–97.
- Langer, A., Ott, M. & Wrana, D. (2006). Die Verknappung des Selbst. In S. Weber & S. Maurer (Hrsg.), *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft* (S. 281–300). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lauer, F., Leinen, B. & Seckelmann, M. (2004). Wissenschaftsmanagement als Beruf: Alte Strukturen und neue Anforderungen setzen den Rahmen. *Wissenschaftsmanagement*, (3), 10–15.

- Meier, S. (2011). Multimodalität im Diskurs: Konzept und Methode einer multimodalen Diskursanalyse. In R. Keller, A. Hirsland, W. Schneider & W. Viehöver (Hrsg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse* (3. erw. Aufl., S. 499–532). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Müller, M. & Grewe, O. (2020). *Wissenschaftsmanagement als Beruf: Strategien für den Einstieg*. Campus Verlag.
- Münch, R. (2011). *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Suhrkamp Verlag.
- Netzwerk Wissenschaftsmanagement. (2020, 19. Februar). *Wissenschaftsmanagement als Grundlage für strategisches Planen, Handeln und Führen in wissenschaftlichen Einrichtungen*. https://netzwerk-wissenschaftsmanagement.de/files/nwm-position_wimgt_als_grundlage_fuer_strat_handeln_2020.pdf
- Nickel, S. (2017). Professionalisierungsprozesse im Hochschulmanagement. In L. Truniger (Hrsg.), *Führen in Hochschulen: Anregungen und Reflexionen aus Wissenschaft und Praxis* (S. 89–103). Springer VS.
- Nielsen, M., Luttermann, K. & Lévy-Tödter, M. (2017). Die Stellenanzeige als Instrument des Employer Branding in Europa – eine Einführung. In M. Nielsen, M. Lévy-Tödter & K. Luttermann (Hrsg.), *Europäische Kulturen in der Wirtschaftskommunikation: Bd. 23. Stellenanzeigen als Instrument des Employer Branding in Europa: Interdisziplinäre und kontrastive Perspektiven* (S. 11–27). Springer VS.
- Schimank, U. (2005). ‘New Public Management’ and the Academic Profession: Reflections on the German Situation. *Minerva*, (4), 361–376.
- Schmidlin, S., Bühlmann, E. & Muharremi, F. (2020). *Next Generation und Third Space: neue Karriereprofile im Wissenschaftssystem*. <https://doi.org/10.5281/ZENODO.3923494>
- Schneider, S., Mauermeister, S., Aust, R. & Henke, J. (2022). *Paralleluniversen des Wissenschaftsmanagements: Ein Vergleich zwischen Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen* (HoF-Arbeitsberichte Nr. 119). Wittenberg. Institut für Hochschulforschung (HoF). https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_119.pdf
- Schneijderberg, C. & Schneider, N. (2013). Rollen und berufliche Identitäten von Hochschulprofessionellen. In C. Schneijderberg, N. Merkator, U. Teichler & B. M. Kehm (Hrsg.), *Verwaltung war gestern: Neue Hochschulprofessionen und die Gestaltung von Studium und Lehre* (S. 244–282). Campus Verlag.
- Schneijderberg, C. & Teichler, U. (2013). Hochschulprofessionelle als Prototyp der veränderten Verwaltung an Universitäten. In C. Schneijderberg, N. Merkator, U. Teichler & B. M. Kehm (Hrsg.), *Verwaltung war gestern: Neue Hochschulprofessionen und die Gestaltung von Studium und Lehre* (S. 389–413). Campus Verlag.
- Seidel, M. (2021). *Arbeit, Religion, Ruf: Niederländisch-jüdische Dienstmädchen in Stellenanzeigen (1894–1925)*. Pri ha-Pardes: Bd. 14. Universitätsverlag Potsdam. <https://doi.org/10.25932/publishup-47641>
- Seider, H. H. (2013). Mehr als Führung: Das Wissenschaftsmanagement darf die Sachaufgaben nicht vergessen. *Wissenschaftsmanagement*, (2), 8–9.
- Tremel, P. & Fischer, A. (2010). Forschung und Management – (Vermeintliche) Gegensätze nähern sich an! *Zeitschrift für Hochschulentwicklung (ZFHE)*, (4), 203–210.
- Voß, G. G. & Pongratz, H. (1998). Der Arbeitskraftunternehmer - Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 50(1), 131–158.

Ideale in Forschung(sprozessen) und Wissensgenerierung in der Kritik

Identifikation und Reflexion im Prozess der Themenfindung qualitativer Forschung

Inga Schröer

Keywords: *Forscher*innensubjektivität, Subjektgebundenheit, Standortgebundenheit, Forschungsthema, Promotion*

1. Einleitung

Die empirische Betrachtung der Identifizierung qualitativer Forschungsthemen hat bisher vergleichsweise zu anderen Phasen des Forschungsprozesses wenig Aufmerksamkeit erfahren. Gegenstand der Auseinandersetzung methodischer und methodologischer Debatten sind dabei bisher primär die Anknüpfung an vorhandene wissenschaftliche Erkenntnisse und lebensweltliche Bezugspunkte, die mit der Biographie der forschenden Person verbunden sind (Alvesson & Sandberg, 2011; Breuer, 2017). In diesem Beitrag richte ich durch meine explorative qualitative Studie den Fokus auf Prozesse der Identifikation Promovierender in der Phase der Themenfindung und zeige Wege der Herstellung von Bezugspunkten des Forschungsthemas auf. Als wichtig wird eine empirische Betrachtung der Beziehung Forschender zu ihren Forschungsthemen erachtet, um den Diskurs über die methodische Reflexivität und Transparenz qualitativ Forschender stärken zu können (Alvesson & Sköldberg, 2017; Bethmann & Niermann, 2015; Hoffmann, 2021).

Die empirische Analyse der subjektiven Erfahrungen der Promovierenden analysiere ich anhand folgender forschungsleitender Fragestellungen: Wie identifizieren sich Promovierende im Prozess der Themenfindung? Inwiefern werden Ideale in Bezug auf die Identifikation im Prozess der Themenfindung ausgehandelt? Der methodologische Zugang für die Analyse der Beziehung Forschender zu ihrem Forschungsthema stützt sich dabei auf ein exploratives konstruktivistisches Grounded Theory-Design nach Charmaz (2014). Die Datenbasis bieten leitfadengestützte Interviews mit Promovierenden.

In der Auseinandersetzung mit Prozessen der Identifikation und Reflexion richte ich den Blick zugleich auch auf die Bedeutung dessen für meinen Forschungsprozess und meine Forschungsbeziehungen. Daher biete ich eine Betrachtung auf zwei Ebenen.

2. Methodologische Zugänge und empirische Befunde zu Identifikationsprozessen in qualitativer Forschung

Das Ideal der Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis ist Gegenstand kontroverser Diskussionen. Die Annahme, empirische Erkenntnisse könnten unabhängig von dem*der Forschenden generiert werden, wurde mittlerweile eindrücklich widerlegt (Haraway, 1988; Knorr-Cetina, 1984). Einen Gegenentwurf bieten Konzepte der Standortgebundenheit des Wissens, die in der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung häufig unter Bezug auf Karl Mannheim betrachtet werden (Hoffmann, 2021, S. 178f.). Auf Aglaja Przyborski und Monika-Wohlrab-Sahr (2014) aufbauend definiert Hoffmann (2021), dass Perspektiven der Forschenden immer an deren Standort gebunden sind:

„Der eigene Standort bildet sich also immer relational zur situierten und erfahrenen (Lebens-) Welt und den daraus resultierenden Wahrnehmungs- und Umgangsweisen mit der Welt aus“ (S.178).

Wissen sei immer personengebunden, da es durch den Standort einer Person bestimmt werde und könne somit niemals *neutral* oder *objektiv* sein, sondern sei immer subjektiv (Hoffmann, 2021, S. 178f.). Zudem wurde Kritik an dem Ideal der Objektivität z.B. durch das von Maria Mies (1978) verfasste methodische Postulat der Frauenforschung geübt, indem sie diese durch die Parteilichkeit ersetzt. Die Aneignung eines feministischen Standpunktes führe zu einer umfassenderen Erkenntnisposition, da Frauen gleichzeitig über den Blickwinkel der Herrschenden und Beherrschten verfügen würden (Bethmann, 2017, S. 3f.). Donna Haraways posthumanistischer Ansatz löst sich von dem Fokus auf das Subjekt und dessen Erfahrung und zentriert Subjektivierungsprozesse und Relationen als Orte der Erkenntnis, wie „soziale Strukturen und Beziehungen, wechselnde Standpunkte und Bündnisse, Mensch-Maschine-Hybride und technisch geprägte Wahrnehmungsapparate“ (ebd., S. 4). Obwohl sich sowohl zunächst in der Frauenforschung als auch nach dem Wandel zur Geschlechterforschung kein einheitlicher Kanon feministischer Methoden bestimmen ließ, kann mittlerweile von einer kritischen Methodenpraxis gesprochen werden, „die sich prinzipiell unterschiedlichster Methoden bedienen kann und in feministischen Erkenntnistheorien fundiert ist: einer methodologischen Grundhaltung“ (ebd., S. 2). Der Begriff der Objektivität wurde auf unterschiedliche Weise dekonstruiert, um alternative Geltungsansprüche für Wissen zu etablieren (ebd., S. 2f.). Hoffmann (2021) zeigt mit ihrem Beitrag auf, dass es einer theoriebezogenen, methodisch sowie methodologisch fundierten Reflexion über den gesamten Forschungsprozess bedarf, um die kreativen Potenziale der Standortgebundenheit nutzen zu können (S. 188). Es wird keine Objektivierung des Subjektiven angestrebt, „sondern das systematische Einbeziehen (einer Reflexion) von Standortgebundenheiten“ (ebd.). Bei der empirischen Analyse der Identifikationsprozesse im Prozess der Themenfindung eines qualitativen Forschungsprojektes beziehe ich diese Perspektive auf die Generierung von Erkenntnisprozessen ein. Dies scheint gerade in der deutschsprachigen qualitativen Forschungskultur bedeutsam, da sich diese laut Bethmann und Niermann (2015, S. 91) im Vergleich zur nordamerikanischen Forschungskultur stärker durch methodische Strenge, die eine Distanz zum Forschungsgegenstand betont, auszeichnet. Dies bezeichnen sie als idealtypischen Forschungsstil des *observings*. Hier können Forschungsbeziehungen und der Umgang mit möglicher Nähe zum Forschungsgegenstand unklar bleiben (ebd.). Dabei kann Subjektivität, die Involviertheit der forschenden Person in alle Elemente des Forschungsprozesses, als konsensualer Grundstein qualitativer Sozialforschung verstanden werden (Breuer et al., 2019, S. 91; Charmaz, 2020, S. 167).

Stimmen, die sich in der deutschsprachigen qualitativen Methodendiskussion explizit mit der Involviertheit der forschenden Person unter dem Begriff der Subjektivität befassen, gibt es auch. So bezeichnen z.B. Breuer et al. (2011, S. 427f.) das Ineinanderwirken von sozialen und personalen Aspekten der forschenden Person und der Methode bei der Generierung wissenschaftlicher Erkenntnis als immanent. Die Bedeutung der Forscher*innensubjektivität definiert Reichertz (2015) als die Handschrift der Forschenden:

„Unter Forscher/innensubjektivität verstehe ich die innere (emotionale) Bewegtheit, die dazu führt, dass Forscher/innen manche Forschung mit Leidenschaft betreiben und andere nicht, die dazu führt, dass manche Forschung sie nicht berührt, andere dagegen sehr“ (Reichertz, 2015, S. 3).

Aufgrund der Bewegtheit ist es ebenfalls relevant, die Motive für die Wahl und den Ursprung von Forschungsthemen in die Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Forschungsthemas einzubeziehen. Als leitendes Motiv für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einer Forschungsidee wird von Agee (2009, S. 446) und Janesick (2003, S. 382) die intellektuelle Neugierde oder die Passion für einen Themenbereich bezeichnet. Als Motive, sich einem empirischen Projekt zuzuwenden, nennt Reichertz drei Optionen. Die erste Option ist der Zugang zu einer Forschungsfrage, die selbst erarbeitet ist und auf eigenen Interessen und Neigungen beruht. Diese wird als freie Wahl definiert. Hier steht vor allem die

innere Not, dem Problem nachgehen zu wollen, und die Neugierde im Vordergrund. Stärker vorstrukturierte Zugänge werden als auferlegte Themen bezeichnet. Dazu werden beispielsweise durch Ausschreibungen oder Drittmittelgebende generierte Themen gezählt, auf Basis derer Fragen konstruiert werden. Diese Form sei alltäglich im Alltag der Wissenschaft. Nahegelegte Forschungsthemen ergeben sich daraus, dass Forschende sich über vorhandene Förderungsmöglichkeiten informieren und sich daraufhin zu einem vorgegebenen Themenfeld eine Fragestellung erarbeiten (Reichertz, 2016, S. 176f.). Außerdem kann an bestehende wissenschaftliche Erkenntnisse, z.B. durch die Recherche nach Lücken in vorhandener Literatur und die Problematisierung eines formulierten Phänomens, angeknüpft werden (Alvesson & Sandberg, 2011; Andrews, 2003; Sandberg & Alvesson, 2011). Strategien, die an vorhandene Diskurse anknüpfen, bezeichnen Alvesson und Sandberg als *gap spotting* und *problematization*. *Gap spotting* definiert die Identifizierung und Konstruktion von Forschungslücken aus vorhandenen empirischen Beiträgen. Themen, die *problematization* als Strategie der Themengenerierung anwenden, werden als interessanter und gewinnbringender bezeichnet, da sie gängige Denkmuster hinterfragen (Sandberg & Alvesson, 2011, S. 40).

Zu Diskussionen in der qualitativen Sozialforschung regen vor allem Forschungsthemen an, bei denen lebensweltliche Bezugspunkte zu der forschenden Person bestehen (Bethmann & Niermann, 2015; Breuer et al., 2019). Aus der Perspektive der Reflexiven Grounded Theory Methodologie merken Breuer et al. (2015) an, dass es sich häufig um Forschungsthemen handle, die eine *Herzblutkomponente* besitzen:

„Die Themen gehen der Forscherin nahe, sie berühren sie persönlich in mancherlei Hinsicht, sie verbindet ein Anliegen und Engagement damit“ (S. 91).

Die Erkenntnisse aus der Auseinandersetzung mit der eigenen Forscher*innensubjektivität bezüglich der Wahl des Forschungsthemas empfehlen Breuer et al. (2011), als eine Form der Selbstreflexion in den Forschungsprozess aufzunehmen und diese in der Darstellung der Ergebnisse zugänglich zu machen (S. 12ff.). Im Umgang mit der Subjektgebundenheit eigener empirischer Erkenntnisse zeige sich eine häufige Tabuisierung in der Ergebnisdarstellung, die aus einer mangelnden Reflexion und deren Offenlegung resultiert (Breuer, 2010, S. 115; Reichertz, 2015, S. 3). Dabei sei es wichtig, die Rolle von sozialer Herkunft, Status, Leidenschaften und/oder Karriereinteressen über den Verlauf der Forschung zu reflektieren (Reichertz, 2015, S. 11). Auch die Wünsche von Dissertationsbetreuenden, Finanzierenden und weiteren in das Projekt einbezogenen Personen seien in die Reflexion ihrer Bedeutung für die Erkenntnisgenerierung in die Ergebnisse einzubeziehen (Agee, 2009, S. 434). Zur Offenlegung und Reflexion des Ursprungs des Forschungsthemas formulieren Breuer et al. (2011) Fragen, wie zum Beispiel „Welche eigenen lebensgeschichtlichen Bezüge und Verwicklungen gibt es?“ (S. 442), anhand derer die forschende Person den Prozess der Themenfindung reflektieren kann.

Während qualitative Studien, die Identifikationsprozesse in der Phase der Themenfindung zum Gegenstand haben, ein Desiderat darstellen, finden sich in Publikationen im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren vermehrt Auseinandersetzungen, in denen Forschende eigene Prozesse der Themenfindung und der Bedeutung für die Erkenntnisgenerierung offenlegen. Hier lässt sich ein Wandel zu einem offenen Umgang mit Forscher*innensubjektivität beobachten, indem Identifikationsprozesse anhand ihrer Forschungsbeziehungen und Standortgebundenheiten reflektiert thematisiert werden. Julia Lipkina (2021) beispielsweise, die sich in ihrer Dissertation mit der Bedeutung der Identität in Bildungskontexten auseinandersetzt, reflektiert im Anschluss in einem Beitrag die Potenziale des involvierten Forschens. Dieses sieht sie bei sich gegeben, da sie, ausgelöst durch ihre eigene Migration, einen Bruch in ihrer Identität wahrnimmt, den sie als Ursache für den Wunsch versteht, sich wissenschaftlich mit der Bedeutung dieser Migrationserfahrung auseinanderzusetzen. Identitätstheorien ermöglichen ihr, sich mit

diesem von ihr als subjektive Notwendigkeit wahrgenommenen Bedürfnis auseinanderzusetzen und dies zu reflektieren (S. 207). Über die Beziehung zum Forschungsthema reflektiert sie:

„Jemand, der ein Thema wählt, in das er persönlich involviert ist, sieht im Forschungsprojekt mehr als die Aussicht auf die wissenschaftliche Karriere oder soziales Prestige, das mit dem Erwerb des Doktorgrades einhergeht, sondern verschreibt sich ganz und gar der Sache“ (ebd., S. 209).

Während es bei Lipkina der Forschungsgegenstand ist, mit dem sie sich verbunden fühlt, reflektiert Francis Seeck (2021), was es bedeuten kann, in einem Feld zu forschen, dem man sich *verbunden* fühlt, und zeigt auf, wie komplex der Prozess der Aushandlung der eigenen Rolle im Feld ist. In der Einleitung der Dissertation mit dem Titel *CARE Trans_Formieren* wird der Weg, sich mit dem Forschungsgegenstand auseinanderzusetzen, der sich über Berührungspunkte in queeren und trans Freund*innenkreisen vollzog, skizziert (ebd., S. 13). Aus der Auseinandersetzung mit der Forschungserfahrung plädiert Seeck dafür, „Selbstreflexion und Positionierung als kontinuierliche Prozesse einer Forschung zu verstehen“ (ebd., S. 39).

Ausgehend von den eingangs dargelegten methodischen und methodologischen Diskursen zur Bedeutung von Forscher*innensubjektivität und Standortgebundenheit leite ich folgende Forschungsfrage ab: *Wie identifizieren sich Promovierende im Prozess der Themenfindung?* Bezugnehmend auf die von Lipkina und Seeck dargestellten Reflexionen zur Bedeutung von Forscher*innensubjektivität in Bezug auf die Wahl des Forschungsthemas und die Bedeutung der Beziehung zum Feld, die mit lebensweltlichen Bezugspunkten begründet werden, frage ich außerdem: *Inwiefern werden Ideale in Bezug auf die Identifikation im Prozess der Themenfindung ausgehandelt?*

3. Methodische Vorgehensweise meiner Studie

Für die empirische Analyse des Phänomens wird ein exploratives und konstruktivistisches Grounded Theory-Design nach Charmaz (2014) angewendet. Dieser Forschungsstil eignet sich für mein Vorhaben, da Charmaz in ihrem Grounded Theory-Ansatz das Potenzial sieht, abstrakte Theorien zu konstruieren und auch situiertes Wissen im Sinne von Donna Haraway zu rekonstruieren. Das zyklische Vorgehen eignet sich für die schrittweise Konkretisierung des Forschungsgegenstandes bei einem explorativen qualitativen Forschungsdesign (Charmaz, 2014; Thornberg & Charmaz, 2014). Durch die konstruktivistische Ausrichtung werden die empirischen Erkenntnisse als Konstruktionen der forschenden Person verstanden, bei der ich meinen eigenen Hintergrund und meine eigene Positionierung als Forscherin kontinuierlich zum Gegenstand von Erkenntnis- und Forschungsprozess mache:

“In this view, we construct research processes and products, but these constructions occur under pre-existing structural conditions, arise in emergent situations, and are influenced by the researcher’s perspectives, privileges, positions, interactions, and geographical locations” (Charmaz, 2014, S. 240).

Die Datenbasis bilden episodische Interviews (Flick, 2023) mit Promovierenden, die mittels Purposive Sampling nach Patton (2015) ausgewählt wurden. Ausgangspunkt des episodischen Interviews ist die Annahme, dass narrativ-episodisches Wissen erfahrungsnah und auf konkrete Situationen bezogen ist, während semantisches Wissen abstrahierte und verallgemeinerte Annahmen und Zusammenhänge umfasst (Flick, 2023, S. 266). Die Interviewform eignet sich, da durch die Erhebung narrativ-episodischen Wissens Erzählungen konkreter Situationen generiert werden konnten, anhand derer sich die Identifikationsprozesse in der Phase der Themenfindung analysieren lassen. Vorab wurde geplant, dass die Fälle

ein kontrastives Sample hinsichtlich der Merkmale Promotionskontext, Promotionsphase und Forschungsfeld bilden sollten. Der Feldzugang wurde sowohl durch die zielgerichtete Kontaktaufnahme zu potenziellen Interviewpersonen als auch über eine Interviewanfrage über die QSF_L-Mailingliste durchgeführt. Für den Beitrag, der auf dem Vortrag im Rahmen der ZSM-Fachtagung „Idealbilder von Forschung und wissenschaftlicher Karriere in der Diskussion“ im November 2022 basiert, wurde ein Teilsample aus drei Fällen gebildet, das im Hinblick auf das Phänomen Identifikationsprozesse in der Phase der Themenfindung besonders kontrastreich ist. Während Interviewpersonen IP1 und IP3 im Kontext eines Graduiertenkollegs promovieren, entscheidet sich IP2 für eine Promotion im Rahmen einer Projektstelle. Die Promotionsvorhaben sind in der Flucht- und Genderforschung verortet. Aus Anonymisierungsgründen kann keine differenziertere Samplebeschreibung der Fälle geboten werden.

Die Datenauswertung orientiert sich an Charmaz (2014). Der Kodierprozess ist zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Beitrags noch nicht abgeschlossen. Daher biete ich in der Diskussion eine erste Skizze einer möglichen Verknüpfung, die sich im Prozess der schrittweisen Steigerung des Abstraktionsniveaus mit gleichzeitiger Rückbindung zur Empirie ergeben hat.

4. Themenfindung im Spannungsverhältnis zwischen Identifikation und identifiziert werden

Anhand des für den Beitrag einbezogenen Teilsamples, bestehend aus drei Interviews, werde ich die sich im Zuge der Datenauswertung rekonstruierte Forscher*innensubjektivität im Prozess der Themenfindung durch die Identifikation mit unterschiedlichen Bezugspunkten der Promovierenden aufzeigen. Diese bewegen sich im Spektrum von *Anknüpfung an vorstrukturierte wissenschaftliche Bezugspunkte* bis *lebensweltliche Bezugspunkte*. Die Identifikation mit diesen Bezugspunkten kann als ein Aushandlungsprozess zwischen konträren Sichtweisen verstanden werden, da in diesem Identifizierungsprozess unterschiedliche Akteur*innen involviert sein können. Im Zuge der Auswertung wird deutlich, dass Promovierende einerseits selbst ihre Bezugspunkte der Identifikation im Prozess der Themenfindung definieren und dies gleichzeitig auch als Zuschreibung von der wissenschaftlichen Community vollzogen werden kann. Das Spannungsfeld im Prozess der Themenfindung zwischen dem sich Identifizieren und dem Identifiziertwerden, werde ich nun anhand der bis zum jetzigen Zeitpunkt vorhandenen Ergebnisse aufzeigen:

4.1 Identifikation mit vorstrukturierten Bezugspunkten des Wissenschaftssystems in der Phase der Themenfindung

Die drei Interviewpersonen handeln ihre Identifikationsprozesse in der Phase der Anknüpfung an wissenschaftliche Strukturen unterschiedlich aus und präferieren verschiedene Formen der Angliederung des Promotionsvorhabens an das Wissenschaftssystem. Im Vergleich der Fälle wird deutlich, dass bei allen der Wunsch besteht, in einer Art und Weise strukturell angebunden zu sein, die den Austausch mit anderen Wissenschaftler*innen fördert und die Umsetzung in einem vorgegebenen zeitlichen Rahmen organisiert. Dazu begeben sie sich in unterschiedliche strukturelle Kontexte, die jeweils eine spezifische Bedeutung für die Identifikationsprozesse haben. Eine strukturelle Anbindung, wie beispielsweise an ein Graduiertenkolleg, kann für Promovierende die Herausforderung darstellen, sich in Bezug auf ihre eigene Identifikation in dieser Phase zu verlieren:

„Man darf sich da nicht zu sehr beeinflussen lassen. Also mich da auch nicht selber zu verlieren und mir dann irgendwas aufschwätzen zu lassen. Dass ich dann so merke, ne, will ich irgendwie

doch nicht. Und ja, was mich irgendwie so beschäftigt ist, ehm wie auch so-; ja irgendwie so authentisch zu bleiben, ne?“ (IP1, Pos. 12)

Es wird deutlich, dass Identifikationsprozesse im Prozess der Themenfindung vor der Herausforderung stehen, sich treu zu bleiben, bei gleichzeitiger *Beeinflussung*¹ in Austauschformaten. IP1 formuliert für sich das Ideal der Authentizität, welches sie im Prozess der Themenfindung erfüllen möchte. Das Graduiertenkolleg ermöglicht ihr, ihre grundlagentheoretische Forschungsperspektive auf einen Forschungsgegenstand, der in der Ausschreibung des Kollegs vorgegeben wird, anzuwenden. Für das Promotionsvorhaben ist es für IP1 das primäre Kriterium, weshalb sie sich für das Graduiertenkolleg entscheidet. Sie machte bei der Masterarbeit die Erfahrung, dass sich während der Datenauswertung geschlechterbedingte Ungleichheiten *aufgedrängt* haben, was sie als sehr *eindrücklich* erlebt hat. Aus diesem Grund steht bei der Themenfindung für die Dissertation die Anwendung dieser Perspektive, die sie als *elementar* und *spannend* wahrnimmt, im Vordergrund:

„(...) dass ich jetzt irgendwie [Themenfeld] angucke, ist halt nur Zufall, also ich-; es könnte auch ganz andere sein. (...) ist für mich eigentlich beliebig, weil meine Perspektive ist quasi Geschlechterverhältnisse, gibts überall und reproduzieren sich überall und ehm ich guck mir jetzt halt zufällig [Themenfeld] an“ (IP1, Pos. 14).

Die Interviewperson bezeichnet das Themenfeld, auf das sie die grundlagentheoretische Perspektive anwendet, als Zufall, da es für sie beliebig sei, auf welchen Gegenstand sie die Perspektive anwendet. Sie habe sich *aus pragmatischen Gründen* dafür entschieden, da es *das Beste* sei im Vergleich zu anderen Kontexten und sie hier einen Platz erhalten habe. Ihre eigene Verortung definiert sie, indem sie sich von der fachlichen Ausrichtung des Graduiertenkollegs löst, sich auf dessen Interdisziplinarität beruft und ihre Rolle darin sieht, eine „Perspektive einzubringen“ (IP1, Pos. 2). Die *Perspektive Geschlechterverhältnisse* deutet sie auch als eine *Brille*, durch die sie auf Phänomene schaut. Identifikation zeigt sich bei diesem Fall als eine Perspektive, die sich auf alle Gegenstände und in allen Kontexten anwenden lässt, denn „gibts überall und reproduzieren sich überall“ (IP1, Pos. 14).

Auch IP3 verwendet die Metapher der *Brille* im Interview, um zu veranschaulichen, dass sie anhand der theoretischen Perspektive einer Ausschreibung eines Graduiertenkollegs Bezugspunkte zu einem gegenstandsbezogenen Themenfeld herstellen kann, weil es beim ersten Lesen bei ihr *klick gemacht* habe:

„(...) hab das dann die ganze Zeit mit der Brille gelesen und dadurch hat sich dann schon beim ersten Lesen alles ergeben sozusagen -; also ich hab´ da quasi alles, was da jemals stand zu [der theoretischen Perspektive] immer auf [Themenfeld] sozusagen gelesen“ (IP3, Pos. 8).

Mit der Brille lesend, bezeichnet die Anwendung einer vorgegebenen theoretischen Perspektive einer wissenschaftlichen Struktur auf ein Themenfeld, bei dem die Person denkt „mit [Themenfeld] kennst du dich aus“ (IP3, Pos. 2). Der Vergleich der Fälle verdeutlicht, dass Identifikationsprozesse sowohl von inhaltlichen Themenfeldern als auch von grundlagentheoretischen Perspektiven ausgehen können. Außerdem vollziehen sich beide Prozesse unmittelbar und werden retrospektiv als pragmatische Entscheidung bezeichnet. IP3 bewertet ihre Entscheidung für die Bewerbung auf die Ausschreibung und die damit einhergehende Festlegung auf die theoretische Perspektive als „sehr pragmatisch, strategisch“ (IP3, Pos. 40). Der Begriff *Brille* verweist auf die Tätigkeit, ein Themenfeld durch eine theoretische Perspektive zu betrachten. Wie eingangs anhand von IP1 dargestellt, zielt die Angliederung primär darauf ab, in einem strukturierten Rahmen den Dokortitel zu erarbeiten. IP2, die Zusagen für Projektstellen in unterschiedlichen Themenbereichen erhält, resümiert: „Also ich glaube, wenn es keine [Themenfeld]-forschungsstellen gegeben hätte, hätte ich auch etwas anderes gemacht, ja“ (IP2, Pos. 33). Sie gliedert

¹ Die kursiven Markierungen im Kapitel 4 kennzeichnen sinngemäß übernommene Formulierungen aus den Transkripten.

ihr Promotionsthema an ein Forschungsprojekt an, mit dessen Gegenstand sie sich im Studium bereits beschäftigt hat:

„Genau, deshalb-; es hat sich, glaub ich, eigentlich vorrangig aus der Gelegenheitsstruktur dieses Forschungsprojekts entwickelt, dass ich mir dann in dem Kontext auch was gesucht hab“ (IP2, Pos. 4).

IP2's Aussage deutet darauf hin, dass sie weder auf eine Gegenstandstheorie noch auf ein konkretes Themenfeld festgelegt ist. Der Identifikationsrahmen wird durch die *Gelegenheitsstruktur* des strukturellen Kontextes definiert. Der Zeitrahmen des Projekts und der Austausch sind für sie zentral, da sie sich primär mit dem Berufsbild Wissenschaftler*in identifiziert. Im Vergleich der Identifikationsprozesse wird deutlich, dass die Angliederung der Forschenden an die Strukturen des Wissenschaftssystems den Prozess der Themenfindung und das Promotionsthema leitet, gleichzeitig jedoch keine hohe Bedeutung der Identifikation mit den institutionellen Bezugspunkten vorhanden ist. IP1 leitet die eigene Identifikation aus der Anwendung der Forschungsperspektive ab und strebt danach, im institutionalisierten Wissenschaftskontext *authentisch* zu bleiben. Im Vergleich dazu wird bei IP2 und IP3 eine pragmatische Haltung in Bezug auf die Bedeutung der Identifikation deutlich. Das Ideal, sich mit einem Forschungsgegenstand oder einer Forschungsperspektive identifizieren zu können, ist demnach für IP2 und IP3 nicht ausschlaggebend.

4.2 Lebensweltliche Bezugspunkte der Forschungs idee im Prozess der Themenfindung

Die Promovierenden stellen im Prozess der Themenfindung ebenfalls Bezüge zu lebensweltlichen Aspekten her, mit denen Identifikationsprozesse einhergehen können. Wie bereits dargestellt, besteht bei IP1 eine hohe Identifikation mit der Anwendung der Forschungsperspektive. Diese ist für sie gleichermaßen im Privatleben wie im wissenschaftlichen Kontext bedeutend:

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass man' komplett aufgestülptes Thema ehm, wo man kein' persönlichen Bezug hat, dass man das realisieren kann und dass man das schafft, über Jahre an 'nem Thema zu arbeiten, mit dem man sich nicht irgendwie identifizieren kann“ (IP1, Pos. 82).

Identifikation lässt sich hier durch das Ideal eines persönlichen Bezuges zum Forschungsthema definieren, der durch die eigene Wahl der Forschungsperspektive beschrieben wird. Die geschlechtertheoretische Perspektive nimmt sie als *Brille* wahr, mit der sie auf die Reproduktion von Geschlechterungleichheiten in ihrem Privatleben und wissenschaftlichen Kontext schaut. Genderbedingte Ungleichheiten erkennt sie sowohl in ihrer Forschung als auch in der eigenen Paarbeziehung. Identifikationsprozesse werden hier durch die Omnipräsenz einer Betrachtungsweise vom Phänomen deutlich, die sich bei IP1 in der *feministischen Grundhaltung* manifestieren. Dies ist für sie auch für das Gelingen der Promotion zentral. Ihr Selbstverständnis als Forscher*in ist eng mit ihrer feministischen Grundhaltung verknüpft, die sie durch die Anwendung der Forschungsperspektive realisieren kann. IP3, die zu einem Thema forscht, bei dem lebensweltliche Bezugspunkte bestehen, grenzt sich von diesem Ideal ab:

„Ich mach hier sicher keine biographische Bewältigung, dann mach ich 'ne Therapie, wenn ich Bock hab'-; ehm ich will hier promoviert werden“ (IP3, Pos. 68).

Sie ordnet die Motivation, Themen zu beforschen, mit denen die Bearbeitung von biographischen Themen verknüpft wird, in den Bereich der Therapie ein. Sie begründet die Wahl des Themas nicht mit dem Wunsch, etwas zu beforschen, das mit der eigenen Lebenswelt in Verbindung steht wie bei IP1, sondern überhaupt ein Thema zu finden, was als herausfordernd wahrgenommen wird. IP2 entscheidet sich bewusst für ein Forschungsthema, dessen Forschungsgegenstand (IP3) oder Forschungsperspektive (IP1)

nicht unmittelbar mit ihrer eigenen Lebenswelt verbunden ist. Diese Entscheidung resultiert aus der Erfahrung, sich früher *überall* mit Genderthemen beschäftigt zu haben. „Und hab dann irgendwann gemerkt ich hab’ das Thema total über (lacht) und mach vielleicht nicht mehr privat und im Studium und überall alles das Gleiche“ (IP2, Pos. 33).

An diesem Zitat wird deutlich, dass die Omnipräsenz eines Themas dazu führen kann, dass man dieses *total über* hat. IP2 stellt zwar Bezüge zu ihrem Forschungsgegenstand her, indem sie Bezug zu einer Erfahrung in ihrer Biographie herstellt, die ihre *awareness* für das Thema verdeutlicht. Die Erfahrung prägt sie jedoch nur insofern, als dass sie erlebt hat, dass andere von dem Thema betroffen sein können. Bei der Kontrastierung der Fälle in Bezug auf die Vergleichsdimension lebensweltliche Bezugspunkte zeigt sich, dass IP1 der Identifikation eine hohe Bedeutung beimisst, indem sie ihr *Selbstverständnis* darüber definiert und die *Brille* eine für sie ganzheitliche Perspektive ist, die sie auf private und wissenschaftliche Kontexte anwendet. Anhand der starken persönlichen Identifikation wird auch das Gelingen der Promotion festgemacht. Im Kontrast dazu zeigt sich bei IP2 und IP3 einerseits eine Trennung zwischen Privatem und wissenschaftlichen Kontexten und gleichzeitig, dass lebensweltlichen Bezugspunkten eine geringe Bedeutung beigemessen werden. Anhand von IP2 wird deutlich, dass die Omnipräsenz eines Themas auch dazu führen kann, dass man dieses Thema *über* hat und daher eine bewusste Abgrenzung zwischen den Lebenskontexten vollzogen wird. IP2 entscheidet sich bewusst gegen Überschneidungspunkte zu ihrer eigenen Biographie und wählt ein Thema, für das sie *awareness* hat aufgrund indirekter Bezugspunkte. Auch wenn direkte lebensweltliche Bezugspunkte bestehen, kann eine Identifikation mit diesen trotzdem gering sein, indem die biographische Auseinandersetzung damit im Rahmen der Forschung abgelehnt wird. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Identifikation mit bestehenden lebensweltlichen Bezugspunkten von hoch bis gering definiert werden kann und gleichzeitig bewusste Grenzziehungen zwischen privaten und wissenschaftlichen Kontexten hier eine hohe Bedeutung haben können.

4.3 Sich identifizieren und identifiziert werden im Prozess der Themenfindung

Identifikationsprozesse werden in einem Spannungsfeld zwischen der eigenen Identifikation und der zugeschriebenen Identifikation ausgehandelt, wobei die wissenschaftliche Community für diese Prozesse einen Resonanzraum darstellen kann. Zuschreibungen von Identifikation können beispielsweise bei wissenschaftlichen Austauschformaten wie Konferenzen, Kolloquien oder internen Präsentationen im Rahmen des Graduiertenkollegs erfolgen. Eine Kontrastierung der Fälle zeigt, dass die Promovierenden in unterschiedlichem Maße von Zuschreibungsprozessen betroffen sind. Identifikationsprozesse werden von IP1 über die Anwendung der *eigenen* grundlagentheoretischen Forschungsperspektive definiert, was sie als ein „mit dem Herzen dabei zu sein“ erlebt (IP1, Pos. 2). Das Aufzeigen von geschlechterbedingten Ungleichheiten ist für sie eine *Herzensangelegenheit*. Diese emotionale Beziehung wird dadurch begründet, dass sie sich selbst als Feminist*in identifiziert und daraus wissenschaftliche und private Richtlinien abgeleitet werden. IP2 definiert ihre Beziehung zum Forschungsthema ebenfalls auf einer emotionalen Ebene, indem sie sagt: „das Thema sollte dein Freund sein“ (IP2, Pos. 96). Während der Begriff der *Herzensangelegenheit*, der für die persönliche Bedeutung und Nähe steht, eine positiv konnotierte Beziehung definiert, zeigt der Vergleich mit der Beziehung, die IP2 erlebt, auch, dass Abhängigkeitsverhältnisse zum Forschungsthema bestehen können. Ihrer Auffassung nach ist eine *freundschaftliche Beziehung* auch notwendig, da man „dem Thema ausgeliefert [ist] und mit dem Thema allein“ sei (IP2, Pos. 96). Das Zitat verdeutlicht die einhergehenden Herausforderungen, mit dem Thema für die Dauer der Promotionszeit eine Beziehung einzugehen. Aus diesem Grund strebt IP2 eine positive, aber distanziertere Beziehung als IP1 an. Eine freundschaftliche Beziehung zum Thema steht für die Beforschung eines gegenstandsbezogenen Themenfeldes, von dem man selbst nicht direkt betroffen ist.

In Bezug auf Identifikationspunkte steht IP2 für eine distanziertere Beziehung, da sie bewusst kein Thema wählt, bei dem sich private und berufliche Sphären überschneiden. Dies geschieht aus der Erfahrung heraus, es könne ihr *über* werden, was aufgrund der Dauer der Dissertationsphase und des *Ausgeliefertseins* abgelehnt wird. Aus diesem Grund strebt IP2 eine positive, aber distanziertere Beziehung als IP1 an, für die eine persönliche und nahe Verbindung zentral für das Gelingen ist. Identifikation auf der Beziehungsebene zum Forschungsvorhaben im Prozess der Themenfindung bedeutet für IP1 und IP2, sich auf unterschiedliche Art und Weise damit auf der Beziehungsebene zu identifizieren. Hier eröffnet sich ein Spektrum von *Herzensangelegenheit* bis möglicher Abhängigkeit.

IP3's Identifikationsprozess mit dem Forschungsvorhaben ist primär geprägt durch die Erfahrung des Identifiziertwerdens. Im Kontakt mit anderen Wissenschaftler*innen macht IP3 die Erfahrung, dass ihr die *biographische Bewältigung* durch die Bearbeitung des Forschungsthemas im Rahmen der Promotion attribuiert wird:

„(...) sondern auch noch sagen: ‚Ja, bei dir ist ja klar-;‘ oder ‚Ehm du bearbeitest jetzt irgendwie-; du bewältigst jetzt irgendwas Biographisches in deinem Promotionsprojekt‘. Ich hab' mich auch so n bisschen strategisch unterschätzt gefühlt, (lacht) ich war so n bisschen-; mir ist schon klar, wie der Hase läuft im Wissenschaftssystem‘ (IP3, Pos. 68).

Die Aussage zeigt, dass hier eine Zuschreibung stattfindet, da andere Personen annehmen, die Motive für die Themenwahl zu kennen, ohne die Person vorab zu fragen. Der Grund dafür ist, dass ihr unterstellt wird, selbst zur beforschten Gruppe zu gehören und daraus gleichzeitig Motive für die Themenwahl, die eigene Bewältigung von etwas Biographischem, abgeleitet werden. Die Interviewperson kann sich selbst mit dieser Zuschreibung nicht identifizieren. IP3 fühlt sich strategisch unterschätzt. Sie ist sich der Tatsache bewusst, dass im Wissenschaftssystem diese Art von Zuschreibungen getätigt werden und ordnet die Bearbeitung von etwas Biographischem in den Bereich der Psychotherapie ein. Es wird deutlich, dass Prozesse des Identifiziertwerdens ohne Einbeziehung der selbst definierten Identifikationsprozesse der Forschenden erfolgen können. Die zugeschriebene Nähe und die daraus gedeuteten Motive für die Beforschung werden abseits der Wissenschaft verortet. So steht die forschende Person vor der Aufgabe, die eigene Wissenschaftlichkeit und die Wissenschaftlichkeit des Themas aufgrund der Zuschreibungen von der wissenschaftlichen Community darzulegen. Die drei Fälle verdeutlichen, dass Zuschreibungen von lebensweltlichen Bezugspunkten und das damit einhergehende Identifiziertwerden zu einer Diskrepanz zwischen Identifikation und Identifiziertwerden führen kann. Während IP1 und IP2 ihre Identifikationsprozesse in der Phase der Themenfindung definieren, sind IP3's Identifikationsprozesse durch die Zuschreibungen anderer determiniert, die ungefragt kommuniziert werden.

5. Identifikation und Reflexion meiner lebensweltlichen Bezugspunkte des Forschungsthemas

Für die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Identifikation und Reflexion in Forschungsbeziehungen bleibt es nicht aus, auch mich als Forschende in die Betrachtung mit einzubeziehen. Aufgrund meiner eigenen Rolle als Promovendin begleitet mich im Forschungsprozess auch die Frage, welche Identifikationsprozesse ich wahrnehme. Auch ich habe mich für ein Forschungsthema entschieden, zu dessen Forschungsgegenstand ich eine direkte Verbundenheit habe als derzeitige Promovendin, die Identifikationsprozesse in der Phase der Themenfindung selbst erlebt hat. Ich könnte meine eigene Interviewperson für mein Forschungsvorhaben sein. Was dies im Forschungsprozess bedeuten kann, erlebe ich beispielsweise bei der Datenerhebung, indem meine Interviewpersonen mir aufgrund meiner Forschungsbeziehung eine spezifische Sichtweise auf die Samplegruppe und einen gemeinsamen Erfahrungsraum zuschreiben:

„Also ich finde, es kann auch nen Vorteil haben, wenn man quasi jemanden beforscht, mit dem man sich selber nicht identifizieren kann, weil man natürlich ne andere Sicht darauf hat, wenn man-; wenn man nicht involviert ist so, ist bei dir natürlich dann genau andersrum, also du bist ja total nah dran eigentlich an den Leuten, die du interviewst, weil du das selber machst“ (IP1, Pos. 66).

Das Zitat verdeutlicht, dass meine Interviewpersonen, die Teil der wissenschaftlichen Community sind, mir lebensweltliche Bezugspunkte zuschreiben und daraus eine Bedeutung für meine Perspektive als Forscherin auf mein Forschungsthema ableiten. Verortungsprozesse in der Phase der Datenerhebung finden wechselseitig statt: „Als Forschender positioniere ich mich und ich werde positioniert“ (Breuer, 2017, S. 222). Dieser Forscher*innensubjektivität, die mir während der Datenerhebung gespiegelt wird, begegne ich mit einer kontinuierlichen Reflexion meiner eigenen Positionierung (Charmaz, 2014, S. 240). Dies nehme ich als Anlass, mich zu fragen: Wie identifiziere ich mich mit meiner Samplegruppe? Habe ich aufgrund der Identifikation eine andere Sicht auf die Gruppe? Inwiefern bin ich involviert? Inwiefern bin ich (zu) nah dran, weil ich selbst forschend tätig bin? Diese Fragen bieten mir die Möglichkeit, mich mit dem Identifiziertwerden durch die beforschten Interviewpersonen auseinanderzusetzen und meine eigenen Identifikationsprozesse zu reflektieren. Außerdem ziehe ich die von Breuer et al. (2011) formulierten Fragen zur Reflexion der Themenwahl hinzu, um auch meinen Prozess der Themenfindung zum Erkenntnisgegenstand zu machen (S. 441). Meine Identifikationsprozesse können in diesem Beitrag nur grob skizziert werden. Anknüpfungspunkt für die Wahl meines Forschungsthemas war die Beobachtung der Forschungsthemenwahl anderer, bei denen lebensweltliche Bezugspunkte und *Herzblutkomponenten* (Breuer et al., 2019, S. 91) sichtbar wurden. Hier ziehe ich Parallelen zu der Definition von Forscher*innensubjektivität von Reichertz (2015), der diese als Handschrift Forschender definiert (S. 3). Aus dieser Beobachtung heraus entstand mein Forschungsinteresse daran, welche Bedeutung Identifikationsprozesse im Forschungsprozess haben und wie Wissenschaftler*innen in frühen Qualifikationsphasen sich damit auseinandersetzen.

6. Diskussion

Der Auseinandersetzung mit Identifikationsprozessen in der Phase der Themenfindung ging zunächst die Darstellung des Diskurses über Forscher*innensubjektivität in qualitativer Sozial- und Bildungsforschung und die Skizzierung des Ansatzes der Standortgebundenheit von Erkenntnissen voraus. Im Anschluss daran habe ich Erkenntnisse zu Formen der Themenfindung in qualitativer Forschung dargelegt und exemplarisch zwei Beispiele für Reflexionen der Standortgebundenheit und Forschungsbeziehungen aus wissenschaftlichen Publikationen skizziert. Darauf beziehend werde ich nun die selbst wahrgenommenen und zugeschriebenen Identifikationsprozesse mit vorstrukturierten Bezugspunkten des Wissenschaftssystems und lebensweltlichen Bezugspunkten, die ich durch Auswertung meines empirischen Materials generiert habe, diskutieren. Die leitenden Fragestellungen sind: Wie identifizieren sich Promovierende im Prozess der Themenfindung? Inwiefern werden Ideale in Bezug auf die Identifikation im Prozess der Themenfindung ausgehandelt?

IP1 versteht die Anwendung ihrer Forschungsperspektive als *Herzensangelegenheit*, die mit ihrer eigenen Identität verbunden ist und gleichermaßen privat und beruflich präsent ist. Ideale bestehen für sie darin, dass die Anwendung dieser als zentrale Voraussetzung der Promotion bestimmt wird. Dieser Fall steht exemplarisch für die von Breuer et al. (2019) definierte *Herzblutkomponente*, ausgelöst durch persönliche Bezugspunkte und ein damit verknüpftes Anliegen (S. 91). Bemerkenswert ist, dass hier persönliche Bezugspunkte und das *Herzblut* aus der Anwendung der Forschungsperspektive rühren und das

gegenstandsbezogene Themenfeld lediglich als *Anwendungsbeispiel* fungiert. Demnach kann die Annahme Breuers, dass das *Herzblut* durch den Forschungsgegenstand bedingt ist, durch die persönliche Bedeutung der Forschungsperspektive ergänzt werden. Die eigene grundlagentheoretische Forschungsperspektive auf eine Ausschreibung anzuwenden, entspricht dem von Reichertz (2016) als Angliederung an einen vorstrukturierten Zugang zum Forschungsthema beschriebenen Vorgehen, bei dem es sich um ein auferlegtes Thema handele. Gleichzeitig definiert IP1 Identifikationsprozesse im Sinne des von Reichertz als innere Not bezeichneten Bedürfnisses, das sich bei IP1 allerdings auf die grundlagentheoretische Forschungsperspektive bezieht. Dieser Fall verdeutlicht die Option einer Kombination aus als frei wahrgenommener Wahl bei einem vorstrukturierten Rahmen und erweitert den Ansatz von Reichertz (2016, S. 176f.).

Ideale Identifikationsprozesse werden von IP2 als *freundschaftliche* Beziehungen zum Forschungsgegenstand bezeichnet. Sie grenzt sich bewusst von direkten lebensweltlichen Bezugspunkten im Sinne einer *Herzblutkomponente* ab und strebt keine direkte Überschneidung an (siehe auch Breuer et al., 2019, S. 91). Identifikationsprozesse zeigen sich hier primär über das Berufsbild Wissenschaftler*in. Dadurch wird die Heterogenität möglicher Bezugspunkte für Identifikationsprozesse in der Phase der Themenfindung deutlich. Durch die Anwendung des *gap spottings* erarbeitet sie ein Thema, das sich an die Gelegenheitsstruktur und den Forschungsgegenstand des Projekts angliedert (Sandberg & Alvesson, 2011, S. 40). IP2 entscheidet sich für ein nahegelegtes Forschungsthema, bei dem die Angliederung an ein Projekt den Bezugsrahmen darstellt (Reichertz, 2016, S. 176f.). Diese pragmatische Entscheidung bietet für sie die ideale Forschungsbeziehung für ihre Identifikation mit dem Berufsbild.

IP3 erlebt einen *Klick*-Moment aufgrund lebensweltlicher Bezugspunkte zu dem Forschungsgegenstand einer Ausschreibung. Gleichzeitig wählt sie ein auferlegtes Forschungsthema, da sie die theoretische Perspektive einer Ausschreibung auf ein Themenfeld anwendet (Reichertz, 2016, S. 176f.), indem sie das Verfahren der *problematization* auf die Perspektive der Ausschreibung anwendet (Sandberg & Alvesson, 2011, S. 40). Sie begründet die Wahl des Themas ebenfalls vor dem Hintergrund pragmatischer Motive. Im Prozess der Themenfindung begleitete sie nicht das Ideal, Identifikationen herzustellen. Die wissenschaftliche Community hingegen schreibt ihr eine *Herzblutkomponente* wegen zugeschriebener lebensweltlicher Bezugspunkte und einem daraus abgeleiteten Engagement für die beforschte Gruppe zu (Breuer et al. 2019, S. 91).

Bisherige Ergebnisse deuten darauf hin, dass Forscher*innensubjektivität in der Phase der Themenfindung für das Promotionsvorhaben im Spektrum zwischen hoher Identifikation, mit beispielsweise einer Forschungsperspektive, und geringen Identifikationsprozessen, die durch bewusste pragmatische Motive markiert werden, changiert. In der Auseinandersetzung mit dem Diskurs über Subjektivität und Reflexion in qualitativer Forschung und am Beispiel von Lipkina (2021) und Seeck (2021) wird deutlich, welches Erkenntnispotenzial in der Analyse der eigenen Forschungsbeziehungen steckt. Wie eingangs bereits verdeutlicht, ist der Ansatz der Standortgebundenheit in diesem Kontext relevant und zeigt sich auch zum Teil in den bisherigen Ergebnissen, die systematische Analyse des Themas formuliere ich als Ausblick für die weitere Datenauswertung.

Literaturverzeichnis

- Agee, J. (2009). Developing qualitative research questions: a reflective process. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 22(4), 431–447.
- Alvesson, M. & Sandberg, J. (2011). *Generating Research Questions Through Problematization*. *Academy of Management Review*, 36(2), 247–271.
- Alvesson, M. & Skoldberg, K. (2017). *Reflexive Methodology: New Vistas for Qualitative Research* (3rd ed.). SAGE.
- Andrews, R. (2003). *Research questions. Continuum research methods*. Continuum.
- Bethmann, S. (2017). Feministische Methodologien: Erkenntnistheorie und Methoden der Geschlechterforschung. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1–10). Springer VS.
- Bethmann, S. & Niermann, D. (2015). Crossing Boundaries in Qualitative Research – Entwurf einer empirischen Reflexivität der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 16(2), Artikel 19, 1–31.
- Breuer, F. (2017). *Reflexive Grounded Theory*. Springer VS.
- Breuer, F. (2010). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis* (2. Aufl.). VS Verlag.
- Breuer, F., Mey, G. & Mruck, K. (2011). Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2., aktualisierte und erweiterte Auflage, S. 427–448). VS Verlag.
- Breuer, F., Muckel, P., Dieris, B. & Allmers, A. (2019). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis* (4. Aufl.). Springer VS.
- Charmaz, K. (2014). *Constructing grounded theory* (2nd edition). SAGE.
- Charmaz, K. (2020). “With Constructivist Grounded Theory You Can’t Hide”: Social Justice Research and Critical Inquiry in the Public Sphere. *Qualitative Inquiry*, 26(2), 165–176.
- Flick, U. (2023). *An introduction to qualitative research* (7th edition). SAGE.
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575–599.
- Hoffmann, S. (2021). Erkenntnistheoretische Relevanzen von Standortgebundenheiten - über die 'zugreifende Kraft' seinsverbundenen Denkens für eine lebendige Theoriebildung. In M. Karcher & S. S. Rödel (Hrsg.), *Lebendige Theorie* (1. Aufl., S. 177–189). Textem Verlag.
- Janesick, V. J. (2003). The choreography of qualitative design: Minuets, improvisations, and crystallization. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (2. ed. [Nachdr.], S. 379–399). SAGE.
- Knorr-Cetina, K. (1984). *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft* (Rev. und erw. Fassung). Suhrkamp.
- Lipkina, J. (2021). Research as Me-Search. Zur schöpferischen Kraft involvierten Forschens. In M. Karcher & S. S. Rödel (Hrsg.), *Lebendige Theorie* (1. Auflage, S. 205–218). Textem Verlag.
- Mies, M. (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 1(1), 41–63.
- Patton, M. Q. (2015). *Qualitative research & evaluation methods: Integrating theory and practice* (4th ed.). SAGE.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. Oldenbourg Verlag.
- Reichert, J. (2015). Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 16(3), Artikel 33, 1–17.

- Reichert, J. (2016). *Qualitative und interpretative Sozialforschung: Eine Einladung*. Springer VS.
- Sandberg, J. & Alvesson, M. (2011). Ways of constructing research questions: gap-spotting or problematization? *Organization*, 18(1), 23–44.
- Seeck, F. (2021). *Care trans_formieren: Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit*. Transcript Verlag.
- Thornberg, R. & Charmaz, K. (2014). Grounded Theory and Theoretical Coding. In U. Flick (Hrsg.), *The SAGE handbook of qualitative data analysis* (S. 153–169). SAGE.

(Selbst-)Reflexion und Forschungsbeziehungen: Wege zur Thematisierung der eigenen Position im Forschungsprozess

Karolina Siegert & Alice Junge

Keywords: Forschungsbeziehungen, Interviewstudien, (Selbst-)Reflexivität, Ko-Konstruktion, Feministische Wissenschaftstheorie

1. Einleitung

Unser Beitrag basiert auf eigenen Erfahrungen mit Rechtfertigungszwängen hinsichtlich der eindeutig sichtbaren Reflexion der Involviertheit in die eigenen Erkenntnisprozesse, die uns im Kontext unseres Forschungsprozesses durchaus begegnet sind (Siegert & Junge, 2023a). Insbesondere im Rückblick auf die Zeit der Promotion wurde uns deutlich, dass wir uns während und auch im Anschluss an diese Zeit mit folgenden Fragen mal mehr, mal weniger bewusst auseinandersetzen mussten: Wer thematisiert die eigene Rolle im Forschungskontext und wer nicht? Ist das Sprechen über und das Dokumentieren meiner Rolle im Forschungskontext ein Fehler? Inwiefern macht es mich angreifbar? Wie kann das Sprechen über die eigene Person auch theoretisch fundiert stattfinden?

Uns fiel auf, dass selbstreflexive Auseinandersetzungen und Darstellungen zumeist, wenn überhaupt, von etablierten Wissenschaftler*innen publiziert werden und damit einerseits eine gewisse Deutungshoheit reproduziert und andererseits spezifische Spannungsfelder für Personen in ihrer Qualifikationsphase nicht thematisiert werden. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist das grundlegende Verständnis von qualitativer Forschung als Menschenwerk; eine theoretisch-methodologische Fundierung sehen wir in den Prämissen qualitativer Sozialforschung gegeben (Abschnitt 2). Darauf aufbauend haben wir zu Beginn die theoretischen Ausführungen von Breuer (2003) und Morgenroth (2012) hinzugezogen, um eine reflexive Auseinandersetzung zu systematisieren und theoriegeleitet zu strukturieren (Abschnitt 3). Im weiteren Prozess der Auseinandersetzung stießen wir auf Ansätze feministischer Wissenschaftstheorien, die diese Frage- und Denkprozesse unterstützten, indem sie wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn und was als *wissenschaftliches* und insbesondere *objektives* Datum anerkannt wird, thematisieren und in einen herrschaftsförmigen Kontext verorten (Haraway, 1988). Diese stellen u.E. einen Mehrwert und eine Ergänzung zu beiden o.g. Konzepten dar und verdeutlichen abermals, dass Reflexion in Herrschafts- und Machtverhältnissen stattfindet. Unser Beitrag endet mit Schlussfolgerungen, die sich im Hinblick auf die oben aufgeworfenen Fragen ergeben (Abschnitt 4).

2. Qualitative Forschungsarbeit als Menschenwerk begreifen

Vor dem Hintergrund unserer Studien¹ (Junge, 2020; Siegert, 2021), die sich im Paradigma der rekonstruktiven bzw. interpretativen Sozialforschung verorten lassen, möchten wir im Rahmen des Beitrags die in unseren Arbeiten begonnene Auseinandersetzung mit der Reflexion der Bedeutung der forschenden Person im Zuge der Akquise-, Erhebungs- und Auswertungssituation im Sinne einer Forschungsbeziehung vertiefen. Unser gemeinsamer Ausgangspunkt ist dabei, dass qualitative Forschungsarbeit im Allgemeinen immer als „Menschenwerk“ (Breuer, Muckel & Dieris, 2019, S. 68) zu sehen ist, in das

¹ Das empirische Datenmaterial wurde mittels leitfadengestützter bzw. biographisch-narrativer Interviews erhoben und mit Hilfe der Objektiven Hermeneutik bzw. der biographischen Fallrekonstruktion ausgewertet. Die Studien lassen sich verorten im Kontext der inklusionsorientierten Lehrer*innenbildung (Junge, 2020) sowie der subjektorientierten Übergangsforschung (Siegert, 2021).

konkrete Personen in verschiedenen Rollen involviert sind. Alle Interaktionen, die im Forschungsprozess geschehen, sind immer auch vor dem Hintergrund persönlicher, fachlicher, kultureller und sozialer Konstellationen zu betrachten. Die forschende Person ist davon nicht ausgenommen, sondern wird vielmehr als Instrument der Datenerhebung verstanden (Pazella, Pettigrew & Miller-Day, 2012). So erfolgt der gesamte Forschungsprozess vor diesem Hintergrund und versteht sich daher als Ko-Produktion oder Ko-Konstruktion (Bereswill, 2003; Mallozzi, 2009).

Fragen danach, was in der jeweiligen scientific community wissenschaftlich als anerkannt gilt, ist machtförmig strukturiert, was ebenfalls – oder im Besonderen – die Frage nach der Thematisierung der eigenen Rolle als Forscher*in betrifft sowie die Art und Weise, wie Subjektivität im Forschungsprozess konkretisiert wird. Die Thematisierung der Subjektivität der forschenden Person sowie die Berücksichtigung dieser als „unverzichtbare Quelle“ (Devereux, 1984, S. 52) im Zuge des Erhebungs- und Auswertungsprozesses ist keine neue Forderung oder Erkenntnis, dennoch stellt sich die Frage, wie Subjektivität – verstanden als Forschungsbeziehungen zwischen der forschenden und beforschten Person – method(ologisch) angelegt ist und eine forschungspragmatische Umsetzung finden kann (Ruokonen-Engler & Siouti, 2016, S. 748). In ethnographischen Studien haben sich dazu diverse Schreib- bzw. Positionierungsstile entwickelt (Adler & Adler, 2008; van Maanen, 2011); im Rahmen von Interviewstudien besteht insbesondere im angloamerikanischen Raum ein breiter Diskursstrang, welcher der Rolle der interviewenden Person besondere Aufmerksamkeit schenkt, indem Pazella, Pettigrew & Miller-Day (2012) davon sprechen, „[that] qualitative researchers [are] differently calibrated instruments“ (S. 182). Subjektivität und ausdifferenzierte Forschungsbeziehungen begreifen wir als Teil des Forschungsprozesses und in den Prämissen rekonstruktiver Sozialforschung (Offenheit, Kommunikation, Rekonstruktion, Abduktion und Sequenzialität) begründet (vgl. ausführlicher dazu Siegert & Junge, 2023). Exemplarisch illustrieren wir anhand der Prämisse „Kommunikation“, inwiefern darin bereits Potentiale zur Thematisierung von Subjektivität und vom sog. „situated knowledge“ (Harraway, 1988) möglich ist. Die Tatsache, dass beforschte und forschende Personen in einen gemeinsamen Interaktionsprozess treten, wird im Prinzip der *Kommunikation* besonders deutlich. Die Erhebungssituationen werden als gemeinsame Konstruktionen sozialer Wirklichkeit verstanden, bei denen also auch die forschende Person eine aktive Rolle an der Konstruktion und Herstellung einnimmt. Hoffmann-Riem (1980) beschreibt die Datengewinnung als eine „kommunikative Leistung“ (S. 347), die es den handelnden Personen ermöglicht, ihre Relevanzstrukturen sowie auch ihre Definition der Forschungssituation mitzuteilen. In der Forschungssituation finden gegenseitige Zuschreibungen von Deutungen und Wahrnehmungen statt, die unabhängig von den jeweils erklärten oder nicht erklärten Situations- und Selbstbeschreibungen stattfinden können. Wir müssen uns daher als Forschende darüber im Klaren sein, dass soziale Differenzierungen stattfinden, die auch nicht durch das Stellen von *richtigen* Fragen nivelliert werden (King, 2004, S. 60).

In der Forschungsliteratur wird dieser Prozess insbesondere für die Perspektive der beforschten Person beschrieben; dass aber auch die forschende Person sich nicht von ihren jeweiligen biografischen Erfahrungen trennen kann, wird deutlich seltener thematisiert, unterstreicht aber die Bedeutung der Selbstreflexivität und die Frage nach der Positionierung der forschenden Person im Forschungsprozess (Hoffmann & Rundel, 2022, S. 374). Wir schließen uns Bereswill (2003) an, wenn sie feststellt: „Forschungsaktivitäten werden als entsprechend komplexe Verflechtung zwischen den persönlichen, professionellen und biographischen Entwicklungen von Wissenschaftlern begriffen“ (S. 514). Neben der Fundierung in den Prämissen qualitativer Forschung haben wir in den Ansätzen von Breuer (2003) und Morgenroth (2012) mögliche Antworten und systematische Zugangsmöglichkeiten zur Frage nach der Selbstthematisierung und Ergründung des eigenen Standpunktes gefunden.

3. Zugänge zur Selbstthematization: Forschungsbeziehungen

Ausgehend von der beschriebenen Relevanz der eigenen Standortgebundenheit der forschenden Person und deren reflexiver Betrachtung stellt sich die Herausforderung einer konkreten Umsetzungspraxis. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es uns nicht um das Reflektieren ausschließlich um des Reflektieren Willens geht. Ein solcher Zugang wäre notgedrungen inhaltsleer und oberflächlich. Vielmehr geht es darum, das Potential herauszuarbeiten, das sich durch die „Aufmerksamkeit für die irritierenden, irrationalen und brüchigen Seiten“ (Bereswill, 2003, S. 515) der eigenen Forschung ergibt. Einen Vorschlag für eine solche systematische Reflexion der eigenen Rolle im Forschungsprozess macht Breuer (2003), indem er von einer „leibhaftig-personalen Forscherperson [ausgeht], die soziale, kulturelle, historische, sozialisatorische, biographische etc. Merkmale besitzt und die eine interventionistische Interaktion mit dem Objekt (Forschungspartner/in, -feld) vollführt“ (Breuer, 2003, Absatz [22]). Gegenstand des Systematisierungsansatzes sind sechs Bereiche, die den unterschiedlichen Phasen eines Forschungsprozesses zugeordnet werden können, sich von der Themenwahl über methodische Entscheidungen, der Feldinteraktion bis hin zur Auswertung und Darstellung der Ergebnisse erstrecken. Jedem Bereich ordnet Breuer konkrete Fragen zu, die sich die forschende Person stellen kann (dazu ausführlich Breuer, 2003, Absatz [33]ff.), um ihre eigenen Entscheidungen, mögliche Irritationen und Vorgehensweisen reflexiv zu betrachten.

Kritisch festzustellen ist, dass dieser Systematisierungsansatz Breuers stärker die forschende Person in den Blick nimmt und nur vereinzelt auf den Einfluss weiterer, am Forschungsprozess indirekt beteiligter Personen Bezug nimmt. Gemeint sind damit beispielsweise betreuende und damit i.d.R. deutungsmächtige Personen wie auch andere Wissenschaftler*innen in Fallwerkstätten, Auswertungsrunden usw. Durch die Berücksichtigung solch beteiligter Dritter erhält – neben der zu den beforschten Subjekten – eine weitere Beziehungsebene von Forschungs Relevanz, die in allen Phasen des Forschungsprozesses machtvolle Auswirkungen haben kann (Singer, 2010, S. 293f.).

Wir schlagen daher vor, die Selbstreflexionssystematik Breuers stärker in Forschungsbeziehungen zu denken. Morgenroth (2012), ursprünglich aus der Tiefenhermeneutik kommend, differenziert hier bereits in Forschungsbeziehungen auf zweierlei Ebenen. Als *primäre Forschungsbeziehung* beschreibt Morgenroth (2012, S. 30) das Aufeinandertreffen der forschenden und beforschten Person in der konkreten Erhebungssituation, in der (emotionale) Reaktionen aufeinander stattfinden, Handlungsdruck entsteht und (Vor-)Annahmen bestätigt bzw. irritiert werden können. Auf einer *sekundären Ebene* ist das sprachförmige Datenmaterial schließlich in eine Textform überführt und liegt damit als Forschungsobjekt vor. Auf dieses finden beispielsweise in Auswertungsgruppen spontane Reaktionen statt. Durch die Reaktionen der Interpretierenden werden sie zu Teilhabenden an der Situation, die durch die interviewende Person hergestellt worden ist (ebd., S. 31). Häufig steht die Person, die das Material selbst erhoben hat, in einer Art Vermittlungsposition zwischen Feldkontakt und beginnender Auswertungspraxis. Bei Morgenroth weniger konkret als solche benannt, jedoch in Anfängen bereits skizziert, ist eine weitere Ebene, die wir als *tertiäre Forschungsbeziehungsebene* bezeichnen. Sie geht über die genannten Erstreaktionen auf das Transkript hinaus und wird von „der Interaktion und Dynamik innerhalb der Gruppe begründet“ (Siegert & Junge, 2023a, S. 311). Die Betrachtung dieser dritten Ebene hat das Potential, Verstehensbarrieren aufzudecken und stellt gleichzeitig an die forschende Person die Herausforderung der Identifikation hegemonialer Strukturen im Forschungsprozess (Tanzer & Fasching, 2022, Absatz [11]).

Die bis hierher erläuterten Ebenen beziehen sich vor allem auf die zirkulär ablaufenden Phasen der Erhebung und Auswertung. Für die sich danach anschließende Phase der Darstellung und Präsentation erscheint uns die Eröffnung einer *quartären Ebene* sinnvoll. Insbesondere für Wissenschaftler*innen in frühen Qualifikationsphasen wird die Betrachtung dieser Ebene relevant, „da mit der Publikation der

Dissertation auch die eigene Expertise und Fachlichkeit unter Beweis gestellt werden soll und somit unterschiedliche – vielleicht auch divergierende – Erwartungshaltungen kollidieren“ (Siegert & Junge, 2023a, S. 317).

Um nun also eine reflexive Betrachtung der eigenen Standortgebundenheit, der Verstrickungen im Forschungsprozess – auch zu weiteren beteiligten Personen – vorzunehmen, sehen wir das besondere Potential in der Verschränkung der Systematik Breuers und den beschriebenen Forschungsbeziehungen. So kann der Blick auf alle Phasen des Forschungsprozesses gerichtet werden, verbleibt aber nicht ausschließlich bei dem forschenden Subjekt, sondern richtet sich auch auf machtvolle Strukturen unterschiedlicher Beziehungsebenen.

Folgende Abbildung verdeutlicht noch einmal die Verbindungslinien zwischen den von Breuer vorgeschlagenen Reflexionsbereichen und den soeben beschriebenen Forschungsbeziehungen. Explizit ist dies nicht als unverrückbare Zuordnung zu verstehen, denn die Forschungsbeziehungen aller Ebenen können in den unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses immer wieder unterschiedlich stark relevant werden.

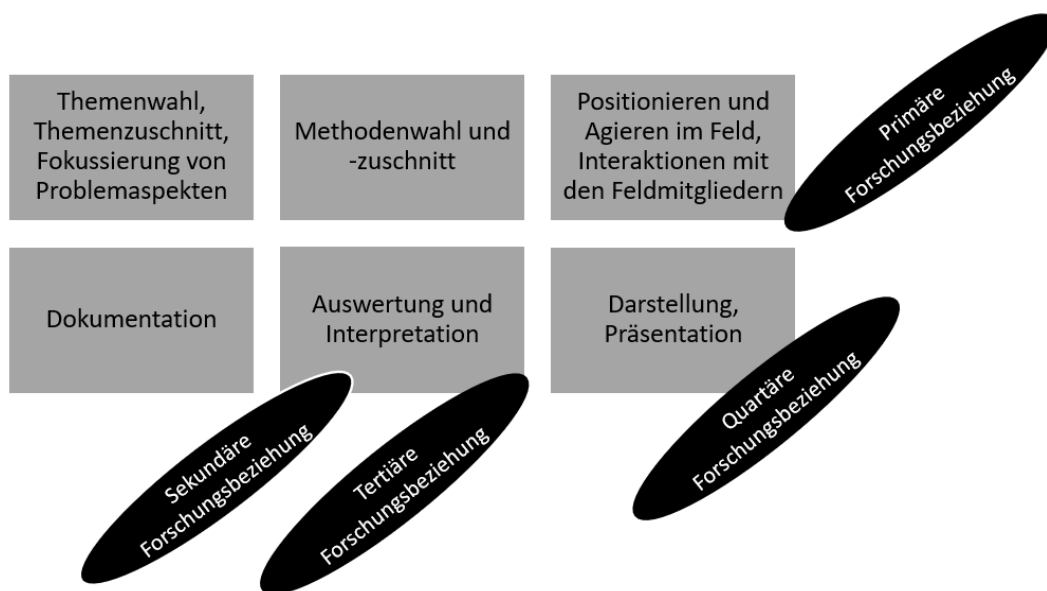


Abb.1: Bereiche des Systematisierungsansatzes (Breuer, 2003) und Verbindungen zu Forschungsbeziehungen (eigene Darstellung)

Im Folgenden möchten wir anhand zweier Beispiele unserer eigenen Studien die soeben theoretisch beschriebenen Ideen insbesondere für die ersten drei benannten Ebenen der Forschungsbeziehung illustrieren, auf die vierte Ebene verweisen wir in den Schlussfolgerungen. Anhand dieser Beispiele wird deutlich, dass bei einer Betrachtung mit Hilfe der Forschungsbeziehungen stets der Auswertungskontext – in unseren Fällen im Rahmen von Interpretationsgruppen und Forschungswerkstätten – relevant wird. Eine genauere Betrachtung kann im Rahmen des Beitrags jedoch nicht erfolgen, spielt jedoch für die Erkenntnisgewinnung und Hypothesengenerierung eine wesentliche Rolle (Dausien, 2019; Maier, 2018).

Die folgende Sequenz stellt eine Textstelle aus einem Interviewtranskript dar, die sich ungefähr im ersten Drittel des Interviews ereignete (Junge, 2020). Ich greife als Interviewerin dabei eine Formulierung auf, die die interviewte Studierende der Sonderpädagogik selbst unmittelbar zuvor genutzt hat.

I: (...) was macht das für dich aus, Heterogenität positiv wahrzunehmen, also, wie sollte ein Lehrer sein, der Heterogenität positiv wahrnimmt?

S: Mh. (.) Krasse Frage (lacht). Wie sollte ein Lehrer sein? (...) (I: lacht)

In der Erhebungssituation selbst (primäre Forschungsbeziehung) werden dabei implizite Annahmen meinerseits in Erinnerung gerufen, wie die Studierende erwartungsgemäß auf meine Frage antworten könnte, z.B. „wertschätzend, den Schüler*innen auf Augenhöhe belegend...“. Tatsächlich liest sich aus der Antwort der Studierenden aber eine Überforderung bzw. auch Grenzverletzung meinerseits, eine solch „krasse Frage“ zu stellen. Schließlich kommt es sogar zu einer Gegenfrage, die jedoch keine Wiederholung meiner Formulierung darstellt, sondern den Sinn der Frage verändert. Aufgrund meiner Erwartung, eine unmittelbare Antwort zu erhalten, entsteht in der Situation selbst eine deutliche Irritation auf meiner Seite, die ich durch eine Pause und unsicheres Lachen zu bearbeiten versuche. Erwartungsgemäß führte das Einbringen dieser Sequenz in einer Fallwerkstatt mit mir bekannten Personen ebenfalls zu Irritationen, die sich vorrangig in einem Amüsieren über die vermeintlich unmögliche Frage, die ich gestellt hatte, äußerten (sekundäre Forschungsbeziehung). Schnell entstanden in der Interpretationsgruppe zwei Parteien, wobei eine die Meinung vertrat, dass eine Studierende dieses Fachs eine unmittelbar passende Antwort parat haben sollte. Die andere Partei wiederum empfand durchaus Mitgefühl mit der Studierenden im Hinblick auf den Handlungs- und Antwortdruck, der in einer Erhebungssituation besteht. Trotz des Bestrebens, möglichst verschiedene Lesarten der Sequenz zu berücksichtigen, kam es, auch aufgrund von Deutungshoheiten beteiligter Personen, relativ zügig zu einer verengten Blickrichtung innerhalb der Interpretation (tertiäre Forschungsbeziehung), die ich erst durch das Einbringen in anderweitige Auswertungsgruppen wieder weiten konnte. Ich selbst stand dabei als erhebende Person zwischen beiden Parteien, zusätzlich die Erhebungssituation erinnernd und mit dem vorrangigen Interesse, in der Gruppe meine Auswertung voranzutreiben. Darin zeigt sich deutlich der Beziehungsaspekt von Forschung mit unterschiedlichen Interessen, Erwartungen und nicht zuletzt inhärenten Machtverhältnissen (Hoffmann & Rundel, 2022, S. 373).

Das Fallbeispiel aus der anderen Studie (Siegert, 2021) illustriert ebenfalls Irritationsmomente während der Erhebungssituation, die in einer konkreten Gesprächs- und Situationsaushandlung im Rahmen der primären Forschungsbeziehung deutlich werden. Nachdem der *klassische* Interviewimpuls des biographisch-narrativen Interviews erläutert worden ist, ergibt sich folgende Situation:

(3) ((klopft auf den Tisch)) Okay (.) ((nuschelt)) lassen se mich ma überlegen (Interviewerin: ja auf jeden Fall) (7) Ich kann sowas irgendwie nicht frei erzählen=Können Sie nicht irgendwas Bestimmtes fragen dann geht das einfacher (Interviewerin: (((@@@))) Ja ich weiß (((@@@))) das ist ein bisschen schwierig=mir würde das auch schwerfallen aber versuch einfach mal so (.) zu überlegen (.) was dir so als erstes einfällt (.) (...) Arthur: also jetzt einfach irgendwas erzählen? (Interviewerin: mhm) (.) und wie? (Interviewerin: (((@@@))) ja das ist nicht so leicht (((@@@)))=du kannst dir auch ruhig ein bisschen Zeit nehmen das dir zu überlegen (.) ähm (.) genau) (4) ((lacht)) (40) mh (6) ja keine Ahnung (Interviewerin: du kannst alles erzählen was dir so wichtig ist was du in deinem Alltag so machst) Was ich in meinem Alltag mache?

Auf Ebene der primären Forschungsbeziehung wird deutlich, dass sich hier ein Aushandlungsprozess zwischen mir und dem interviewten Jugendlichen Arthur vollzieht, wobei es um unterschiedliche Aspekte gehen kann, die im Rahmen der Gesamtanalyse berücksichtigt worden sind und hier mit den Schlagworten Beziehungsaufbau, gegenseitiges Aushalten und Bearbeitung der Machtasymmetrie festgehalten werden können. Auf Ebene der sekundären Forschungsbeziehung löste dieser Intervieweinstieg eine rege Diskussion in der Interpretationsgruppe aus. So wurden die Aushandlungsstrategien des Jugendlichen einerseits als herausfordernd für eine konsequent narrative Gesprächsführung angesehen;

andererseits erhielt ich auch Hinweise zu *Fehlern* im Rahmen der Erhebung durch etwaige Schwerpunktsetzungen („mir würde das auch schwerfallen“ oder „was du so in deinem Alltag machst“) oder eine Überforderung des interviewten Jugendlichen durch die Offenheit des Impulses. Diese Rückmeldungen verstärkten das Bedürfnis, sich mit herausfordernden Situationen in der Interviewführung auseinanderzusetzen, die als *gescheiterte* oder fehlerhafte Momente darin rückgemeldet worden sind. Bei dem Blick in mein Forschungstagebuch und den Memos zu diesem Interview beschreibe ich Unsicherheiten meinerseits, die durch die Gesprächsaushandlung entstanden sind, die ich direkt mit der Frage verbinde, ob ich methodisch *richtig* gehandelt habe und ob ich das Interview aufgrund dieser Gesprächsaushandlung und den darin enthaltenen Relevanzsetzungen *überhaupt verwenden* kann.

Auch die Pause von 40 Sekunden wurde kontrovers diskutiert und einerseits als Beziehungsprobe verstanden und andererseits als Zumutung/Überforderung, die das Potential entwickeln könnte, das Interview an der Stelle abbrechen zu lassen (tertiäre Forschungsbeziehung). Wie bereits im ersten Fallbeispiel verdeutlicht wurde, zeigt sich auch hier ein Spannungsfeld, das es im Rahmen der primären Forschungsbeziehung ad hoc zu bearbeiten gilt und was dann einer weiteren Vertiefung im Zuge der sekundären und tertiären Forschungsbeziehung zur Verfügung steht.

4. Schlussfolgerungen

Auf die eingangs aufgeworfenen Fragen vermag unser Beitrag keine konkreten Antworten liefern, sondern versteht sich als Anregung dazu, eher (noch) mehr Fragen zu stellen. Exemplarische Interviewsequenzen, wie wir sie illustriert haben, zeigen Ansätze und Ausschnitte aus reflexiven Auseinandersetzungen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten in unterschiedlicher Intensität im gesamten Forschungsprozess stattgefunden haben und fortlaufend aufgegriffen worden sind. Wir verstehen die Fragenkomplexe nicht mit Abgabe der Dissertation als beantwortet oder gar erledigt, sondern vielmehr umgekehrt: Die retrospektive Betrachtung und vertiefte Beschäftigung mit Verständnissen feministischer Wissenschaftstheorien und -paradigmen (Harding, 1991; Haraway, 1988) hat unsererseits gedankliche Möglichkeitsräume eröffnet und den Aspekt der „prozessuale[n] Offenheit“ (Eckert & Cichecki, 2020, S. 89) erneut herausgefordert.

Unsere Fallbeispiele haben neben den skizzierten reflexiven Auseinandersetzungen darüber hinausreichende Fragen bei uns aufgeworfen: Reflexive Auseinandersetzungen führen zu Fragen danach, was im Rahmen sozialwissenschaftlicher Forschung als *gelungenes* Interview anerkannt wird und was dies darüber hinaus für ein Interviewverständnis bedeutet. Unsere Reflexionen haben uns – angelehnt an Eckert und Cichecki (2020, S. 87) – dazu gebracht, das Interviewverständnis, wie es bspw. in Einführungsliteratur dargestellt wird, zu überdenken (vgl. dazu auch Siegert & Junge, 2023b). Dies betrifft insbesondere die Darstellung des Forschungsprozesses und die damit verbundene Funktion/Rolle von Interviews darin. Forschungsprozesse werden einem normativen Handlungsschema folgend als „Abfolge zielgerichteter, planvoller, kontrollierter Aktivitäten“ (Inowlocki, 2016, S. 47) charakterisiert. Gemäß den Darstellungen gehen Forscher*innen von „simplifizierten und/oder positivistisch geprägten“ (Eckert & Cichecki, 2020, S. 87) Vorstellungen aus, die vermeintlich vermitteln, „dass ausschließlich die ‚Befragtenantworten‘ relevant sind, dass die Interviewenden und Interviewten die gleiche Situationsdefinition haben (Auskunft geben) und dass Interviews einem planmäßigen Ablauf folgen“ (ebd.). Unsere Interviewausschnitte zeigen deutlich, dass eine eindimensionale Fokussierung in einem Verständnis einer gemeinsamen Datenproduktion nicht haltbar ist. Vielmehr sind Antworten als Ergebnisse einer Interaktionssituation zu verstehen. Forschende verorten ihre Theorieangebote im Kontext interaktionistischer oder konstruktivistischer Positionen, aber berücksichtigen dabei öfter lediglich die Perspektive der Forschungsteilnehmenden und weniger die „soziale Welt der eigenen Forschung“ (ebd., S. 88).

Einige Aspekte konnten erst nach Abgabe der Dissertation und einem zeitlichen Abstand pointierter und spezifischer formuliert werden, sodass der Beitrag in Anlehnung an Breuer (2003) und Morgenroth (2012) eine Systematisierung unternimmt, die u.E. *einen* Schritt darstellt, die eigene Standortgebundenheit von Forschungsprozessen zu verdeutlichen. Aus der Perspektive feministischer Wissenschaftstheorien und Epistemologien wird in diesem Zusammenhang von „situated knowledges“ (Haraway 1988; Harding 1991) gesprochen. Das bedeutet, dass Wissenschaften von konkreten Subjekten durchgeführt und dabei Wissen produziert wird, dass historisch, sozial, kulturell und ökonomisch in Kontexte und Standorte eingebunden ist. Dadurch werden reflexive Auseinandersetzungen nochmals verstärkt in Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingeordnet und verdeutlichen, wie oben bereits erwähnt, dass es in den jeweiligen scientific communities Vorstellungen darüber gibt, was wissenschaftlich als anerkannt gilt und was nicht. So wird auch ein Verständnis von Objektivität hinterfragt, das sich von einem positivistischen und nach „logic and empirism“ (Nagy Hesse-Biber, 2012, S. 8) strebendem Verständnis unterscheidet. Wissen und Verständnis – so kritisiert Nagy Hesse-Biber – ist, „[that] truth lies ‘out there’ in the social reality waiting to be discovered, if only the scientist is ‘objective’ and ‘value free’ in the pursuit of knowledge building“ (ebd.). Aus unserer Sicht können feministische Paradigmen dazu verhelfen, Wissen stets als geprägt durch Machtverhältnisse ihrer Produzent*innen zu verstehen. Dies reicht von der Frage, welche Personen die Möglichkeit ergreifen können, als Wissenschaftler*innen arbeiten zu können, bis dahin, „warum was als wissenschaftlich anerkannt wird oder nicht“ (Singer, 2010, S. 293). Dies gilt auch und im Besonderen für die Thematisierung der eigenen Position im Forschungsprozess.

Literaturverzeichnis

- Adler, P. & Adler, P. (2008). Of Rhetoric and Representation: The Four Faces of Ethnography. *The Sociological Quarterly*, 49(1), 1-30.
- Bereswill, M. (2003). Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. Sozialer Sinn. *Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 4(3), 511-532.
- Breuer, F., Muckel, P. & Dieris, B. (Hrsg.) (2019). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis* (4. Aufl.). Springer VS.
- Breuer, F. (2003). Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 4(2), 44 Absätze.
- Dausien, B. (2019). „Doing reflexivity“: Interpretations- und Forschungswerkstätten. Überlegungen und Fragen (nicht nur) aus der Perspektive von „Anfänger*innen“ in der Biographieforschung. In G. Joost, M. Haas (Hrsg.), *Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis* (S. 257–275). Barbara Budrich.
- Devereux, G. (1984). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Suhrkamp Verlag.
- Eckert, J. & Cichecki, D. (2020). *Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten. Impulse für eine reflexiv-interaktionistische Interviewforschung*. Beltz Juventa.
- Harding, S. (1991). *Whose science? Whose knowledge?* Cornell University Press.
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.
- Hesse-Biber, S. N. (2012). Feminist Research: Exploring, Interrogating, and Transforming the Interconnections of Epistemology, Methodology, and Method. In S. Nagy Hesse-Biber (Hrsg.), *The Handbook of Feminist Research. Theory and Praxis* (2. Aufl., S. 2-26). SAGE Publication.

- Hoffmann-Riem, C. (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32(2), 339-372.
- Hoffmann, S. & Rundel, S. (2022). Verstehen wir uns schon oder interpretieren wir noch? – Zur Reflexion von Standortgebundenheit(en) in Forschungswerkstätten. In M. Kondratjuk, O. Dörner, S. Tiefel, H. Ohlbrecht (Hrsg.), *Qualitative Forschung auf dem Prüfstand. Beiträge zur Professionalisierung qualitativ-empirischer Forschung in den Sozial- und Bildungswissenschaften* (S. 369-390). Barbara Budrich.
- Inowlocki, Lena (2016). Flüchtige Momente: Generativität und Emergenz in der Forschungssituation. In M. Günther & A. Kerschgens (Hrsg.), *Forschungssituationen (re-)konstruieren. Reflexivität in Forschungen zu intergenerativen Prozessen* (S. 47-64). Budrich UniPress.
- Junge, A. (2020). *Sonderpädagog*in werden: Auf dem Weg zu einer professionellen Haltung. Eine rekonstruktive Studie im Kontext inklusionsorientierter Lehrer*innenbildung*. Verlag Julius Klinkhardt.
- King, V. (2004). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Maanen, J. V. (2011). Ethnography as Work: Some Rules of Engagement, *Journal of Management Studies*, 48(1), 218-234.
- Maier, M.S. (2018). Qualitative Methoden in der Forschungspraxis: Dateninterpretation in Gruppen als Black Box. In M.S. Maier, C.I. Keßler, U. Deppe, A. Lethold-Wergin, S. Sandring (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung. Methodische und methodologische Herausforderungen in der Forschungspraxis* (S. 29–49). Springer VS.
- Mallozzi, C. (2009). Voicing the Interview. A Researcher's Exploration in a Platform of Empathy. *Qualitative Inquiry*, 15(6), 1042-1060.
- Morgenroth, C. (2012). Gegenübertragung in der Forschungsbeziehung – Störung als Erkenntnischance. *Soziale Passagen*, 4(1), 23-38.
- Müller, F. (2017). Die Bedeutung von Gegenübertragungen in der Dynamik von Forschungsbeziehungen. In J. Bonz, K. Eisch-Angus, M. Hamm & A. Sülzle (Hrsg.), *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens* (S. 163-177). Springer VS.
- Pazella, A., Pettigrew, J. & Miller-Day, M. (2012). Researching the researcher-as-instrument: An exercise in interviewer self-reflexivity. *Qualitative Research*, 12(2), 165-185.
- Ruokonen-Engler, M. & Siouti, I. (2016). Biographical entanglements, self-reflexivity, and transnational knowledge production. *Qualitative Inquiry*, 22(9), 745-752.
- Siegert, K. (2021). *Lebenswege erzählen. Rekonstruktion biographischer Bewältigungsstrategien von Adolescenten am Übergang Schule-Beruf*. Verlag Julius Klinkhardt.
- Siegert, K., & Junge A. (2023a). Zur Bedeutung von Forschungsbeziehungen in Interviewstudien – (selbst-)reflexive Zugänge. *ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 2, S. 309-322. <https://doi.org/10.3224/zqf.v24i2.07>
- Siegert, K. & Junge, A. (2023b). Biografische Forschung als Beziehungsprozess – Reflexive Überlegungen und Annäherungen, *Sonderpädagogische Förderung heute*, 68(2), 123-134.
- Singer, M. (2010). Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 292-301). Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tanzer, L. & Fasching, H. (2022). Einsätze feministischer Erkenntnistheorie für partizipative Forschung im Kontext sozialer Ungleichheit: Anerkennung aus forschungsethischer und epistemologischer Sicht. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 23(1), 53 Absätze.

Open Science und FAIR Data als Ideale der Sozialforschung? Zur Datenpraxis der Qualitativen Sekundäranalyse

Julia Kett-Hauser

Keywords: Sekundäranalyse, qualitative Methode, Forschungsdaten, Forschungspraxis, Datenqualität

1. Einleitung

Die Möglichkeiten, Voraussetzungen und Bedingungen von Sekundäranalysen qualitativer Forschungsdaten wurden in den letzten Jahren, forciert durch entsprechende Empfehlungen des Wissenschaftsrats (2011, S. 56), auf methodologischer, disziplinspezifischer, rechtlicher und organisatorischer Ebene von unterschiedlichen Akteur*innen der Sozial- und Bildungswissenschaften intensiv diskutiert (Bambey et al., 2017; Böhme et al., 2015; DGfE et al., 2020; Hollstein & Strübing, 2018; Reh & Stanat, 2021). Da mittlerweile forschungsfördernde Institutionen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG, 2022a, S. 6) und das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF, 2018, S. 23) den nachhaltigen Umgang mit Forschungsdaten in ihren Förderrichtlinien zur Voraussetzung einer Mittelzusage erklärt haben, wurde der Ausbau von Forschungsinfrastrukturen zur Archivierung und Bereitstellung qualitativer Forschungsdaten massiv vorangetrieben, und es entstand ein umfassendes Repertoire an entsprechenden Empfehlungen und Handreichungen (Reh & Stanat, 2021, S. 827). Die Bedingungen qualitativer Sozialforschung werden demnach stark durch äußere und formale Vorgaben geprägt. Forschungsdaten sollen in Zeiten von Open Science FAIR sein, sich also durch Findability, Accessibility, Interoperability und Reuseability auszeichnen – ein neues Ideal der Sozialforschung?

Diesem Beitrag liegt ein Verständnis von Wissensproduktion zugrunde, das die Tätigkeit des Forschens als soziale Praxis begreift. Der konkrete Umgang mit den Daten und das Handeln im Forschungsprozess stehen hierbei im Fokus (Aarsand & Aarsand, 2019, S. 158). Es soll beleuchtet werden, welche Datenpraktiken dem wissenschaftspolitisch stark unterstützten Ansatz der Nachnutzung qualitativer Forschungsdaten bereits bei der Datenproduktion vorausgehen und schließlich bei der Nachnutzung relevant werden. Dabei wird danach gefragt, wie der Zugang zu Repräsentationen sozialer Wirklichkeit durch die Datenpraxis der Qualitativen Sekundäranalyse (QSA) erfolgt und wodurch dieser beeinflusst ist. Unter dem zunehmenden Einfluss der Open-Science-Bewegung und wissenschaftspolitisch angetriebenen Initiativen wie der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur (NFDI), unter dessen Dach auch das Konsortium für Sozial-, Verhaltens-, Bildungs- und Wirtschaftswissenschaften (KonsortSWD) läuft, gewinnt das Thema der Sekundäranalysen immer größere Bedeutung (Reh & Stanat, 2021, S. 829f.). Die Diskussion um den Stellenwert der QSA hat auch eine gewichtete (wissenschafts-)politische Dimension, die bereits von unterschiedlichen Fachgesellschaften der Erziehungswissenschaft (DGfE et al., 2020) und Soziologie (DGS, 2019) thematisiert wurde und entsprechende diskursive Debatten nach sich zog (Hartong & Förschler, 2020; Radisch et al., 2020). Es greifen also unterschiedliche Logiken aus Wissenschaftstheorie, Forschungsethik, Datenschutzrecht und Forschungspraxis ineinander, so dass „hier zwischen unterschiedlichen Interessen und Pflichten abzuwägen ist“ (Bauder et al., 2021, S. 911).

Zum Potential der Nachnutzung qualitativer Daten konstatieren Hollstein und Strübing (2018):

„Ob und inwiefern die Sekundärnutzung qualitativer Forschungsdaten einen Mehrwert für die Sozialforschung hat, entscheidet sich in der Praxis. Eine Kultur der Sekundärnutzung muss aus der Entwicklung, Erprobung und Etablierung entsprechender Praktiken heraus entstehen.“ (S. 104)

Während in der deutschsprachigen Soziologie vornehmlich mit Diskussionen um „epistemologische, methodologische, normative und forschungsethische Aspekte“ (Houben & Eckert, 2022, [1]) auf den wissenschaftspolitischen Druck und den institutionellen Aufbau der Forschungsinfrastrukturen reagiert wurde, wurde die konkrete Forschungspraxis bisher weniger betrachtet (ebd., [2]).

Die QSA ist keine Methode, sondern eine Möglichkeit der Datennutzung, eine „spezifische Forschungssituation“ (Brodersen & Krell, 2021, S. 235). Daher nehmen in der Literatur administrativ-organisatorische Fragen rund um erforderliche Voraussetzungen und Abläufe der Forschungsinfrastruktur viel Raum ein, und auch im vorliegenden Beitrag, der einen eher methodologischen Blick auf QSA werfen möchte, können diese Fragen nicht ausgeblendet werden. Dennoch kann etwa auf die komplexen organisatorischen, rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen gelingender Informationsinfrastruktur nur am Rande eingegangen werden. Die QSA kann als Interaktionsprozess beschrieben werden, der durch die Reflexion des Forschens eine „Chance zur Erweiterung der eigenen Perspektive auf die Forschungsdaten“ (Brodersen & Krell, 2021, S. 248) bietet.

Nach einem kurzen Ein- und Überblick zur QSA und zu FAIR Data werden folgend Perspektiven auf die Datenpraxis der QSA zusammengetragen. Der Beitrag schließt mit einer kritisch reflektierenden Diskussion und einer Einladung zu einem (selbst-)kritischen Blick auf die eigene Forschungspraxis.

2. Die Qualitative Sekundäranalyse

Unter dem Begriff Sekundäranalyse wird in der Sozialforschung eine Forschungsstrategie bezeichnet, die – alternativ oder ergänzend zu einer eigenen Erhebung – auf Daten zurückgreift, die bereits in anderen Zusammenhängen erhoben wurden. Kennzeichnend ist immer die Entkopplung der Auswertung und Interpretation von der Datenerhebung. Abgrenzend zu metaanalytischen Verfahren, die mit den Ergebnissen früherer Forschung arbeiten, werden in Sekundäranalysen die Daten selbst ausgewertet und mit einer neuen oder ergänzenden Fragestellung beleuchtet. Auch eine Reproduktionsstudie der ursprünglichen Forschungsfrage ist möglich, um die Validität der Primärstudie zu prüfen (Medjedović, 2014, S. 25f.).

Skeptische Stimmen berufen sich im Kontext der QSA auf die Gefahr einer fehlenden Gegenstandsangemessenheit, da die thematische und inhaltliche Passung qualitativer Daten sich nicht ohne weiteres auf andere Forschungsfragen übertragen lassen. Auch steht die für QSA unverzichtbare Kontextualisierung dem forschungsethischen Gebot entgegen, Möglichkeiten der Deanonymisierung zu vermeiden. Die Datenpraxis der QSA birgt also einige Herausforderungen (s. Abschnitt 4).

Im Bereich der quantitativen Sozialforschung haben die Archivierung und Nachnutzung durch Sekundäranalysen bereits eine längere Tradition und sind eher etabliert. Bezüglich qualitativer Daten wird die Sekundärnutzung kontrovers diskutiert, und auch in Ländern wie etwa Großbritannien, in denen der wissenschaftspolitisch und institutionell verankerte Umgang mit qualitativen Forschungsdaten schon seit vielen Jahren zu einer „stärkere[n] Akzeptanz und Qualitätssicherung in Forschungszusammenhängen und auch Effizienzsteigerungen durch Re-Analysen im Feld“ (Böhme et al., 2015, Abs. 25) beiträgt, bewegt sich die Nachnutzung der Daten in überschaubarem Rahmen und bezieht sich vornehmlich auf die akademische Lehre und Methodenentwicklung (ebd., Abs. 26). In einigen Kontexten wie etwa der Unterrichtsforschung spricht für QSA aus forschungspraktischer Sicht, dass der Feldzugang durch datenschutzrechtliche, politisch-administrative und forschungsethische Vorgaben beispielsweise aufgrund des minderjährigen Alters der Beteiligten schwierig ist und von einer „zunehmenden Überforschung des Feldes“ (Porzelt et al., 2021, S. 112) gesprochen werden kann. Es bietet sich insbesondere für kleinere und ressourcenschwächere Studien an, auf bestehende Daten zurückzugreifen (Bambey et al., 2018,

S. 60f.). Neben Gründen der Kosteneffizienz und Ressourcenschonung als Argument für die Durchführung von QSA wird inhaltlich angeführt, dass der Gehalt qualitativer Daten oft über das Erkenntnisinteresse der Primärstudie hinausgehe. Das inhaltliche Potential der erhobenen Primärdaten werde insbesondere bei Interviewstudien selten ausgeschöpft (Medjedović & Witzel, 2010, S. 17).

Für den Bereich der Qualitativen Bildungsforschung sieht Nittel (2016) eine wissenschaftsinterne und ökonomische Notwendigkeit, qualitative Daten für Sekundäranalysen zu archivieren und bereitzustellen. Die Option der QSA sei jedoch nicht nur Ausdruck des Sparzwangs in der Wissenschaft, sondern eröffne auch Möglichkeiten für die Umsetzung qualitativer Längsschnittanalysen und sei mit ihrem Beitrag für die universitäre Lehre auch eine Chance zur Qualitätssteigerung bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses (S. 17). Die Nachnutzung qualitativer Daten eröffnet außerdem die Möglichkeit, vergleichend oder kontrastierend vorzugehen, indem ein Datenkorpus aus unterschiedlichen Studien zusammengestellt wird. Eine breitere Datenbasis kann zudem gegebenenfalls zu einer erhöhten Generalisierbarkeit und somit zu einer breiteren Akzeptanz der Ergebnisse qualitativer Forschung beitragen (Medjedović & Witzel, 2010, S. 18f.).

3. FAIR Data – ein Überblick

Die FAIR Data-Prinzipien wurden zu einem Gütekriterium im Sinne von Open Science. Knapp zusammengefasst beinhalten sie diejenigen Anforderungen an Forschungsdaten, die eine rechtliche, technische und forschungspraktische Nachnutzbarkeit gewährleisten. Damit wird die Perspektive auf administrativ-organisatorische Fragen der Verfügbarkeit und Nutzbarkeit von Forschungsdaten gelegt (Betancort Cabrera et al., 2020):

Findable: die Daten müssen auffindbar sein – dies wird über umfangreiche, langfristig abrufbare Metadaten und eindeutige, persistente Identifizierer wie Digital Object Identifier (DOI) gewährleistet.

Accessible: die Daten sind über ein standardisiertes Identifikationsprotokoll abrufbar und verfügbar, so dass ein Authentifizierungsverfahren ermöglicht wird.

Interoperable: die Daten sind interoperabel – Metadaten verwenden möglichst gemeinsame kontrollierte Vokabulare, so dass die Daten in unterschiedlichen technischen Infrastrukturen nutzbar sind.

Re-useable: die Daten sind aus rechtlicher Sicht nachnutzbar, indem sie mit eindeutigen Nutzungslizenzen wie Creative Commons versehen werden. Außerdem enthalten sie Provenienzinformationen, so dass ihre Herkunft transparent und überprüfbar ist.

In Kombination mit einem professionellen Forschungsdatenmanagement unterstützen FAIR Data, die Kriterien guter wissenschaftlicher Praxis (DFG, 2013) zu erfüllen, und ermöglichen ein transparentes Vorgehen für intersubjektive Nachvollziehbarkeit hinsichtlich des Vorgehens im Forschungsprozess sowie die Reproduzierbarkeit der Forschungsergebnisse. In Datenmanagementplänen (DMP) sollen sämtliche Schritte im Laufe des Forschungsprozesses begründet dokumentiert werden. Hierzu zählen Fragen des Studiendesigns, Methoden, Datentypen und Metadaten, aber auch technische Aspekte wie die Speicherung und die Datensicherheit sowie die Dokumentation der Verarbeitungsschritte im Datenlebenszyklus (Dierkes, 2021, S. 303f.). An der Produktion und Nutzung von Forschungsdaten sind zahlreiche Akteur*innen beteiligt, die in unterschiedlichen Rollen agieren und Schritte im Datenlebenszyklus verantworten. Ein transparentes Datenmanagement soll gewährleisten, dass der Entstehungskontext und die Beschreibung der Daten für alle Beteiligten verständlich und nachvollziehbar ist (ebd., S. 313).

Wissenschaftspolitische Entscheidungen lassen FAIR Data seit etwa zehn Jahren als neues Forschungsideal erscheinen. Richtungsweisende Meilensteine auf diesem Weg waren die Empfehlung des Wissenschaftsrats (2011) zur Archivierung qualitativer Daten und die Empfehlung des von der gemeinsamen Wissenschaftskonferenz (GWK) eingesetzten Rats für Informationsinfrastrukturen zur Einrichtung der

NFDI von 2014 (Reh & Stanat, 2021, S. 829f.). Mit dem BMBF, das für geförderte Projekte eine „grundsätzliche Verpflichtung, im Projektverlauf gewonnene Daten nach Abschluss des Vorhabens an ein Forschungsdatenzentrum zu übergeben, damit sie für die Sekundärnutzung zur Verfügung stehen“ (BMBF, 2018, S. 23), vorgibt und der DFG, die Erläuterungen zum Umgang mit Forschungsdaten bereits im Förderantrag für geplante Forschungsvorhaben verpflichtend einfordert (DFG, 2022a, S. 6), geben die größten deutschen öffentlichen Forschungsförderer dem Grundgedanken der Open-Science-Bewegung und der Nachnutzbarkeit von Forschungsdaten ein hohes Gewicht, mit dem sich Wissenschaftler*innen zwangsläufig auseinandersetzen müssen. Die DFG (2022b, S. 8) betont in ihrer Positionierung *Open Science als Wissenschaftskultur* zudem das Potential der FAIR-Prinzipien als Stärkung der wissenschaftlichen Zusammenarbeit.

4. Die Datenpraxis der Qualitativen Sekundäranalyse

Was geschieht nun in der sozialwissenschaftlichen Datenpraxis der QSA unter den Vorgaben von FAIR Data und Open Science als neuem Ideal? Im Folgenden werden einzelne Schritte im Vorfeld und während einer QSA exemplarisch betrachtet, um den Einfluss bestehender Vorgaben und Strukturen auf die Datenpraxis der QSA zu verdeutlichen und ihre Auswirkungen zu hinterfragen.

Im Datenlebenszyklus des qualitativen Forschungsprozesses werden Daten recherchiert, produziert, dokumentiert, gesichert und – gemäß des Open-Science-Gedankens – bereitgestellt (Dierkes, 2021, S. 306). Der Forschungsprozess einer QSA weicht von dem der qualitativen Primäranalyse teilweise ab: An die Stelle der Erhebung tritt etwa der Arbeitsschritt der Datenauswahl, der von vielen äußeren Bedingungen wie der Datenverfügbarkeit beeinflusst ist. Sekundärforschende haben hierauf nur bedingt Einfluss. Fallvergleiche sind insofern möglich, dass der Datenkorpus nach einem ersten Analysedurchgang etwa durch weitere kontrastierende Sekundärdaten erweitert wird. Sekundärforschende haben jedoch keinen Einfluss auf die Datenerhebung. Sie sind also auf eine gute Dokumentation, gegenstandsangemessene Recherchemöglichkeiten und Möglichkeiten des Zugriffs auf Forschungsdaten angewiesen. Nachfolgend sollen Aspekte der Datenpraxis, die im Kontext von QSA relevant werden, am Beispiel von Schritten des Forschungsprozesses der Interviewforschung verdeutlicht werden.

4.1 Die Datenpraxis bei der Erzeugung der Daten: Erhebung, Transkription und Anonymisierung

Forscher*innen setzen bereits mit ihren Entscheidungen über die Fallauswahl Leitplanken dafür, was in einer Interviewstudie gesagt und was nicht gesagt werden kann: Je nach Fokus der Forschungsfrage ist es äußerst bedeutsam, welche Personengruppen zu Wort kommen und welche nicht befragt werden. In der Interviewsituation selbst hat die Art der Erzählstimuli großen Einfluss auf die generierten Erzählungen – je nach Ausrichtung der Forschung werden beispielsweise Erzählungen durch narrative Interviews oder Argumentationen durch diskursive Interviews generiert (Houben & Eckert, 2022, [7]). Für das erhobene Material bedeutet dies: Bereits die Art der Fragestellung beeinflusst die Erzählinhalte der interviewten Person in der Primärstudie und damit auch das Potential für mögliche QSA maßgeblich.

Die von Porzelt et al. (2021) beschriebene informierte Einwilligung, die über eine mögliche spätere Sekundärnutzung der Daten aufklärt und Voraussetzung hierfür ist (S. 117), dürfte das Antwortverhalten von Informant*innen zusätzlich beeinflussen: In dem Bewusstsein, dass das Gesagte den vertrauten Rahmen verlassen und in Datenbanken für Dritte zugänglich gemacht wird, könnten manche sensiblen Informationen weniger offen erzählt werden. Bei der Anonymisierung der Daten schließlich besteht eine besondere Herausforderung darin, sämtliche personenbezogene und personenbeziehbare Informationen unkenntlich zu machen und zugleich das Analysepotential des Materials zu bewahren. Porzelt et al.

(2021) beschreiben insbesondere für narrative Interviews ein „Spannungsfeld zwischen Datenschutz für die Proband*innen, Verlust des analytischen Potentials der Daten und möglichst offener, analysefreundlicher Verfügbarkeit für eine Sekundärnutzung“ (S. 119). Interviewdaten in Form von Transkripten eignen sich zwar insofern vergleichsweise gut zur Nachnutzung, da eine Anonymisierung in der Regel möglich ist, ohne den Sinngehalt der Daten zu verlieren (Bambey et al., 2018, S. 65). Die strengen datenschutzrechtlichen und forschungsethischen Vorgaben hinsichtlich der Anonymisierung von personenbezogenen Daten, die solche Schritte nötig machen, werden jedoch oftmals von Kritikern als Argument gegen eine Sekundärnutzung benannt: Die Interviews würden durch die Anonymisierung so viel Informationsgehalt verlieren, dass sie für eine fruchtbare QSA nicht mehr brauchbar seien (Houben & Eckert, 2022, [4]). Eine Anonymisierung oder Pseudonymisierung durch die Primärforschenden selbst kann den Erhalt des Sinnzusammenhangs stärken, da diese mit dem jeweiligen Fall vertraut sind (Porzelt et al., 2021, S. 119).

4.2 Die Datenpraxis bei der Archivierung und Bereitstellung der Daten

Damit qualitative Forschungsdaten nachgenutzt werden können, müssen diese umschrieben und für nicht an der Primärstudie Beteiligte so aufbereitet werden, dass das hierfür relevante – oftmals internalisierte und zunächst nicht beschriebene – Kontextwissen der Primärforschenden möglichst nachvollziehbar dokumentiert wird. Werden Überblicks- und Meta-Informationen im Primärforschungsprozess nicht direkt erfasst, wird ein retrospektives Zusammentragen dieser Informationen schwierig (Böhme et al., 2015, [26]). Zwar „dokumentieren sich Forschungsprozesse zu einem gewissen Grad immer schon selbst“ (Bauder et al., 2021, S. 902), etwa durch Projektberichte, die Beschreibung der Fallauswahl oder des methodischen Vorgehens, jedoch liegt eine Beschreibung der Entscheidungen der Primärforschenden, die zur Darstellung in solchen Dokumenten geführt haben, meist nicht explizit vor. Bauder et al. (2021) fassen diese Frage dahingehend zusammen, dass „die Relevanz solchen Wissens für die Interpretierbarkeit des Materials [...] von den Primärforscher*innen zu bewerten [ist], die immer nur einen spezifischen Ausschnitt ihres Wissens dokumentieren können“ (S. 906).

Die formale Datenaufbereitung erfolgt oftmals in den zuständigen Forschungsdatenzentren (FDZ), wo weitere Akteur*innen in den Prozess der Datenpraxis eintreten: „Archivar*innen konservieren nicht nur, was vorhanden ist, sie sind auch an der performativen Herstellung dessen, was es zu konservieren gilt, aktiv beteiligt“ (Houben & Eckert, 2022, Abs. 13). Houben und Eckert (2022) beschreiben aus der Erfahrung ihrer QSA, dass Archivar*innen eine Art Gatekeeper-Funktion einnahmen und maßgeblich zur Bildung des Datenkorpus beitrugen. Welche Prozesse des Ein- und Ausschlusses zur konkreten Datenauswahl führten und welches Datenmaterial gegebenenfalls nicht berücksichtigt und damit nicht Teil des untersuchten Datenkorpus wurde, blieb für die Sekundärforschenden meist unbekannt ([20]). Die Qualität und der Umfang der in FDZ aufzufindenden Sekundärdaten variieren zudem auch in Abhängigkeit der finanziellen und personellen Ausstattung (ebd., [18]). Metadaten sollen auf unterschiedlichen Beschreibungsebenen ausreichend inhaltliche, administrative und technische Informationen über die Primärdaten enthalten, um die Eignung für die geplante Sekundärstudie prüfen zu können (Dierkes, 2021, S. 315). Diese sollen nach den FAIR-Prinzipien gestaltet werden, um für QSA so gut wie möglich nutzbar zu sein (ebd., S. 318). Reh und Stanat (2021) weisen jedoch darauf hin, dass hiermit noch keine Aussage über die wissenschaftliche Güte der Daten getroffen werden könne (S. 835).

Während Vertretungen der FDZ auf Forschungsfelder zugeschnittene spezifische Metadatenstandards und Suchfunktionen entwickeln und bereitstellen, um eine Entscheidung darüber zu ermöglichen, ob die zur Nachnutzung zur Verfügung stehenden Forschungsdaten für die eigene Forschung relevant sein könnten (Bambey et al., 2018, S. 64), skizzieren Houben und Eckert (2022) aus der Erfahrung ihres Forschungsprojekts, dass formale und verwaltungstechnische Bearbeitungsprozesse und Abläufe der

FDZ zur Herausforderung werden können, wenn beispielsweise Angaben zur Primärstudie vereinfacht, ergänzt oder weggelassen werden ([33]). Es gibt also Beispiele, in denen mit den Maßnahmen, die zur Archivierung von Forschungsdaten notwendig sind, auch Datenqualität verlorengeht, was Einfluss auf die Interpretationsmöglichkeiten des Materials haben kann (Hollstein & Strübing, 2018, S. 102).

4.3 Die Datenpraxis der Sekundäranalyse

Wie in den Absätzen zuvor beschrieben wurde, hat die Datenpraxis während der Erhebung, Bearbeitung, Aufbereitung und Bereitstellung qualitativer Forschungsdaten bereits Einfluss auf die Bedingungen möglicher QSA. Im Folgenden werden nun einige als relevant erachtete Aspekte der Datenpraxis bei der Durchführung von QSA selbst betrachtet.

Auf Grundlage der zur Verfügung stehenden Dokumentation der Primärdaten erfolgt zunächst eine Datenauswahl für die QSA. Wie detailliert und umfangreich die Kontextualisierung sein muss, hängt hierbei von der Forschungsfrage der QSA und der Datensorte ab. Forschungsdaten sind dann für die Nachnutzung genügend nachvollziehbar, wenn eine ausreichende Kontextualisierung vorliegt und mit ihrer Dokumentation eine „Brücke zwischen Primärforschenden und Sekundärnutzenden [ge]schlagen“ (Porzelt et al., 2021, S. 123) werden kann. Metadaten sind hierbei nur bedingt zur Beurteilung der Frage ausreichend, ob die Daten für die Fragestellung der QSA geeignet sind (Bauder et al., 2021, S. 902). Maßnahmen zur Qualitätssicherung sind für fruchtbare Sekundäranalysen qualitativer Daten im gesamten Prozess von großer Bedeutung: Laut Medjedović und Witzel (2010) müssen die Sekundäranalysierenden das Datenmaterial dahingehend prüfen, ob die Methoden der Primärstudie angemessen ausgewählt wurden und die Durchführung gegenstandsangemessen war. Gleichzeitig muss kritisch geprüft werden, inwiefern die Primärdaten für das zugrunde liegende Forschungsvorhaben passend sind (S. 60). Dennoch ist es möglich, dass diese Daten im neuen Kontext der QSA geeignet sind. Jeder Einzelschritt bei der Auswahl des Datenkorpus sollte detailliert dokumentiert und transparent gemacht werden, um dem Gütekriterium der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit gerecht zu werden. Houben und Eckert (2022) etwa beschreiben für ihre QSA, dass sie auf die Transkriptionen, nicht aber auf Audioaufnahmen von Interviews zurückgriffen, da die Nachnutzung von Audioaufnahmen durch datenschutzrechtliche Vorgaben erschwert wurde und zudem eine eigene Transkription die zeitlichen Ressourcen überstiegen hätte (Abs. 9). Diese Entscheidung wird von den Autor*innen zwar transparent gemacht, jedoch in ihrer inhaltlichen Tragweite und Bedeutung für die eigene QSA nicht weitergehend reflektiert.

Ein herausfordernder Aspekt bei der Nachnutzung qualitativer Daten ist die bisher häufig zu findende Klausel in Nutzungsvereinbarungen, dass die Daten nur von Forscher*innen des engen Projektkontextes verwendet werden dürfen (Houben & Eckert, 2022, [26]). Methodologisch stellt dies die Sekundärforschenden vor das Dilemma, die Datenauswahl forschungspraktisch an den Nutzungsbedingungen ausrichten oder auf Gruppenauswertungen verzichten zu müssen, was jedoch eine wichtige Ressource im kreativen Umgang mit dem Datenmaterial und für die Sicherstellung der Qualität qualitativer Forschung essentiell ist (Aarsand & Aarsand, 2019, S. 156f.). Die durch formale und datenschutzrechtliche Vorgaben eingeschränkte Auswahl der Daten wiederum widerspricht einem von der Forschungsfrage geleiteten Vorgehen.

Für die Auswertung von Interviews sind der Detaillierungsgrad und die zugrunde liegenden Regeln der bereitgestellten Transkripte besonders relevant. Houben und Eckert (2022) beschreiben, dass oftmals Transkriptionsregeln nicht bekannt waren und die Sekundärforschenden entsprechend mehr Interpretationsleistung für die Deutung des Materials aufwenden mussten ([35ff.]). Hiermit geht zwangsläufig einher, dass eine Vielzahl an Deutungsoptionen eröffnet wird. Im Zuge der Auswertung von Gruppenauswertungen qualitativer Interviews haben Aarsand und Aarsand (2019) herausgearbeitet, dass eine adäquate Repräsentation des Sozialen essentiell für die weitere Arbeit mit dem Material ist. Dies sei

insbesondere dann bedeutsam, wenn das Material viele Deutungsmöglichkeiten beinhaltet, da das Transkript nicht eindeutig ist. Es wird empfohlen, bei Uneindeutigkeiten auf die zugrunde liegende Audio-datei zurückzugreifen, um die Interpretation abzusichern (S. 164). In QSA wird dies jedoch oftmals durch die Zugriffsbeschränkungen auf das zugrunde liegende Audiomaterial erschwert, wie Houben und Eckert (2022, [35]) ausführen. Aus forschungspraktischen Gründen auf die Rückkopplung mit dem zugriffsgeschützten Audiomaterial zu verzichten, birgt also die Gefahr einer Ungenauigkeit für die Analyse. Mit entsprechend erweiterten Nutzungsmöglichkeiten könnten die FDZ solchen Herausforderungen begegnen – mit Balance sowie unter Wahrung des Datenschutzes und Ausschöpfung technischer Maßnahmen zur Anonymisierung von Audiodateien.

Die beschriebenen Rahmenbedingungen, in denen Sekundärforschende ihr Projekt realisieren, geben einen Einblick in die herausfordernde Ausgangslage, eine gegenstandsangemessene QSA durchzuführen. Sowohl bei der Bewertung der Primärdaten als auch in der Reflexion der eigenen Datenpraxis müssen Sekundärforschende also genau prüfen, dokumentieren und begründen, welche Praktiken und Entscheidungen ihren Forschungsergebnissen vorausgingen.

5. Diskussion und Einladung zur kritischen (Selbst-)Reflexion

Im Forschungsalltag wird die Datenpraxis durch die eigene Involviertheit der Forschenden und ihre Handlungen beeinflusst – sowohl bei der Beurteilung der Primärdatengense als auch in der eigentlichen QSA. Diese Reihe an Auswahlentscheidungen hat Einfluss auf den Fortgang und die konkrete Datenpraxis der Forschung. Schon Rohdaten selbst – etwa Audio- oder Videoaufzeichnungen – sind laut Bergmann (1985) ein „Ergebnis sekundärer Sinnbildungsprozesse“ (S. 306), die den ursprünglichen Sinngehalt der Erhebung umhüllen (ebd.). Die Daten der flüchtigen sozialen Wirklichkeit, die Ergebnis qualitativer Forschung sind, sind demnach gleichsam durch eine Kapsel aus Facetten sozialwissenschaftlicher Datenpraxis umhüllt, die mit jeder Entscheidung, jedem Bearbeitungsschritt, jeder Rahmenbedingung massiver wird (s. Abb. 1).

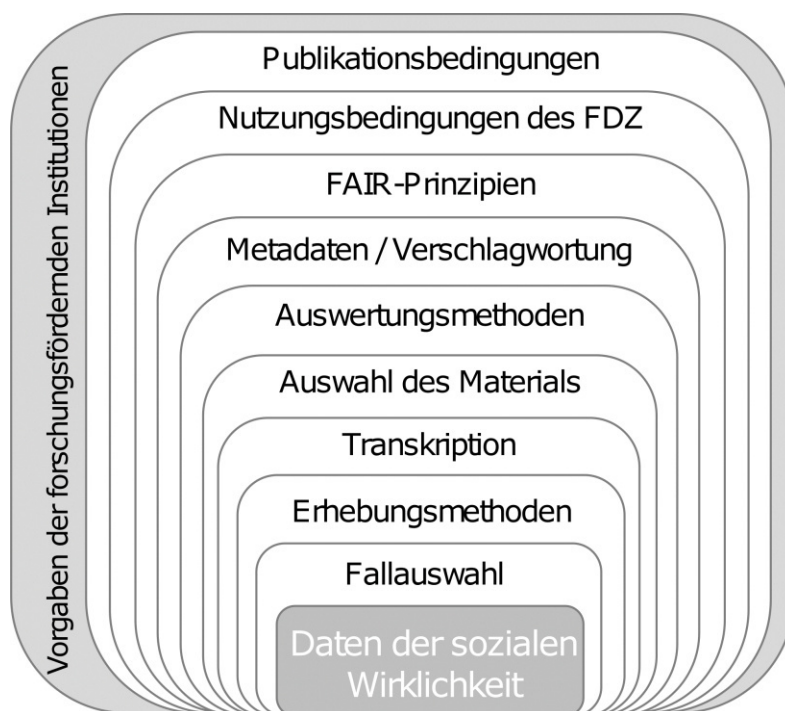


Abb. 1: Hülle der Datenpraxis (eigene Darstellung)

Dieser Beitrag diskutierte schlaglichtartig einzelne für eine QSA relevante Aspekte, um aufzubrechen und zu hinterfragen, aus welchen Schichten diese Hülle besteht, die den mit den Daten einzufangenden „subjektiv gemeinte[n] Sinn“ (Weber, 1988, S. 542) umschließt.

Die gemeinsame Betrachtung der Arbeitsschritte im qualitativen Forschungsprozess und derjenigen im Datenlebenszyklus zeigen, „dass es sich bei der Erzeugung, der Archivierung und der Bereitstellung von Daten und deren Nachnutzung zur Bearbeitung wissenschaftlicher Fragestellungen um miteinander verzahnte Prozesse handeln muss, die fortlaufend weiter zu entwickeln sind“ (Reh & Stanat, 2021, S. 836). Der Blick auf Forschungsdaten in den (Quasi-)Standardisierungsprozessen im Zuge der Beschreibung als FAIR Data nimmt mit dem Versuch eines einheitlichen Beschreibungsrahmens einen formalisierten Charakter an, der mehr von der Sicht des Informationsmanagements geprägt ist als von den zugrunde liegenden Forschungsfragen und dem qualitativen Forschungsparadigma selbst. Gerade in der qualitativen Forschung, die durch ein individualisiertes und auf die spezifische Forschungsfrage ausgerichtetes Vorgehen geprägt ist, ist die Auswirkung dieser Vereinheitlichung in Hinblick auf die Brauchbarkeit der erzeugten (Meta-)Daten nicht zu unterschätzen. Im Sinne einer Öffnung der Wissenschaft nach dem Open-Science-Gedanken mögen FAIR Data als neues Forschungsideal gelten – die hiermit entstehenden Rahmenbedingungen qualitativer Forschung und das Geflecht aus methodologischen, disziplintheoretischen, rechtlichen und organisatorischen Überlegungen und Abhängigkeiten von Institutionen, Gesetzen und Akteur*innen, in dem QSA entstehen, sollten jedoch bewusst sein. Die Bestrebungen, durch die Rahmenbedingungen von FAIR Data eine Datenaufbereitung vorzugeben, mittels standardisierter Dokumentationsschemata den organisatorisch-administrativen Herausforderungen der Nachnutzung zu begegnen, kann sicherlich bei einigen der beschriebenen Herausforderungen der QSA unterstützen. Es fokussiert jedoch einseitig auf die gesetzlichen Vorgaben und administrativen Abläufe und engt dabei womöglich die Ausgestaltung des Forschungsprozesses ein. Damit kann den Forschenden die Möglichkeit genommen werden, „das Unerwartete, Überraschende, Kontingente“ (Demmer et al., 2020, S. 40) zu entdecken. Auch die wissenschaftspolitische Vorgabe, an die finanzielle Forschungsförderung das Vorlegen eines Datenmanagementplans zu knüpfen, prägt die Datenpraxis vor. Es wirkt sich auf die Praxis der Forschenden und darauf aus, welche Repräsentation der Wirklichkeit sich in den Daten spiegelt. Die Kommission Qualitative Bildungs- und Biographieforschung der DGfE fordert daher, weiterhin „potenziell Unplanbares legitim geltend“ (Demmer et al., 2020, S. 41) machen und in den Datenmanagementplänen entsprechend ausweisen zu können. Auch Nittel konstatiert, dass „produktive Erkenntnisprünge und kreative Einfälle [...] nun einmal zum Alltagsgeschäft der Qualitativen Bildungsforschung unweigerlich dazu [gehören]“ (2016, S. 9). Die Möglichkeiten der qualitativen Forschung dürfen durch formale Vorgaben, die mit der Förderung der Nachnutzung und der Umsetzung der Open-Science-Idee sowie der dafür notwendigen Standardisierung einher gehen, nicht verengt werden, sondern der Blick sollte geweitet werden für das Potential des verfügbar gemachten Forschungsmaterials. Um dieses sichtbar zu machen, bedarf es weitergehender fach- oder sogar fallspezifischer zusätzlicher Dokumentationen, die die standardisierten Schemata flexibel erweitern können – in aktuellen Projekten wie QualiBi¹ und QualiDataNetwork² werden derzeit unter Berücksichtigung der beschriebenen Spannungsverhältnisse Services für die qualitative Sozialforschung und die Entfaltung des Potentials der QSA erarbeitet. Die Dimensionen dieser Thematik konnten im vorliegenden Rahmen allenfalls angerissen werden, um einen Einblick in den vielschichtigen, komplexen und durch organisatorische Fragen geprägten sowie bisweilen ideologisch aufgeladenen Diskurs rund um QSA zu geben. Die Nachfragen und Diskussionen zum Vortrag auf der Fachtagung zu Idealbildern der Wissenschaft fokussierten in erster Linie auf die Bedingungen der Open-Science-Bewegung – aus dem Plenum, das vornehmlich mit Qualifikant*innen besetzt war, kamen skeptische Rückfragen, inwiefern und ob die Daten aus beispielsweise dem eigenen

1 <https://www.qualibi.net/>

2 <https://www.konsortswd.de/angebote/qualidatanet/>

Promotionsprojekt zur Nachnutzung verfügbar gemacht werden können und sollten. Es konnte beispielsweise die Vorannahme korrigiert werden, dass für QSA als FAIR Data zur Verfügung gestellte Daten grundsätzlich frei und ohne weitere Zugriffskontrolle im Internet heruntergeladen werden können. Die zunehmende Bedeutung der FAIR Data und der Open-Science-Bewegung, die wissenschaftspolitisch forciert wird, war den meisten ebenso wenig gegenwärtig wie QSA als eine mögliche Herangehensweise an qualitative Forschungsfragen. Diese Perspektiven scheinen also in der Methodenlehre an den Universitäten bisher wenig Berücksichtigung zu finden – umso mehr möchte der Beitrag für diesen Themenkomplex sensibilisieren und dazu einladen, die eigene Datenpraxis zu reflektieren, um sich (selbst-)kritisch mit den heutigen Bedingungen sozialwissenschaftlicher Forschung im Spannungsfeld von Wissenschaftspolitik, Open Science und einer gegenstandsangemessenen qualitativen Sozial- und Bildungsforschung sowie dem Wissen, das daraus entsteht, auseinander zu setzen.

Literaturverzeichnis

- Aarsand, L. & Aarsand, P. (2019). Doing Data Analysis: Collaboration, Creativity and Critique. In M. H. Hoveid, L. Ciolan, A. Paseka & S. M. Da Silva (Hrsg.), *Doing educational research: Overcoming challenges in practice* (S. 155–176). SAGE.
- Bambey, D., Meyermann, A. & Porzelt, M. (2017). *Potentiale der Sekundärforschung mit qualitativen Daten – ein Workshopbericht. Version 1.1.* <https://doi.org/10.25656/01:21991>
- Bambey, D., Meyermann, A., Porzelt, M. & Rittberger, M. (2018). Bereitstellung und Nachnutzung qualitativer Daten in der Bildungsforschung: Das Forschungsdatenzentrum (FDZ) Bildung am DIPF. In D. Bambey, L. Corti, M. Diepenbroek, W. Dunkel, H. Hanekop, B. Hollstein, S. Imeri, H. Knoblauch, S. Kretzer, C. Meier zu Verl, C. Meyer, A. Meyermann, M. Porzelt, M. Rittberger, J. Strübing, H. von Unger & R. Wilke (Hrsg.), *Archivierung und Zugang zu qualitativen Daten* (S. 59–68). <https://doi.org/10.17620/02671.35>
- Bauder, T., Brinkmann, S., Leser, C., Silkenbeumer, M. & Terstegen, S. (2021). Qualität qualitativer Forschungsdaten im Kontext von Archivierung und nachhaltiger Nutzung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 67(6), 899–914. <https://doi.org/10.3262/ZP2106899>
- Bergmann, J. R. (1985). Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit: Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In W. Bonß & H. Hartmann (Hrsg.), *Entzauberte Wissenschaft: zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Sonderband 3 der Zeitschrift „Soziale Welt“* (S. 299–320). Schwarz.
- Betancort Cabrera, N., Bongartz, E. C., Dörrenbächer, N., Goebel, J., Kaluza, H. & Siegers, P. (2020). *White Paper on implementing the FAIR principles for data in the Social, Behavioural, and Economic Sciences* (RatSWD Working Paper Series Nr. 274). <https://doi.org/10.17620/02671.60>
- Böhme, J., Bremer, H., Kessl, F., Pfaff, N. & Tervooren, A. (2015). Qualitative Bildungsforschung: Innovative Ansätze, neue Entwicklungen und methodologische Perspektiven. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 16(3), Artikel 21, 44 Absätze. <https://doi.org/10.17169/fqs-16.3.2429>
- Brodersen, F. & Krell, C. (2021). Sekundäranalyse als Interaktionsprozess: Problemdimensionen im Verhältnis von qualitativer Primär- und Sekundärforschung. In C. Richter & K. Mojescik (Hrsg.), *Qualitative Sekundäranalysen: Daten der Sozialforschung aufbereiten und nachnutzen* (S. 235–249). Springer VS.
- BMBF - Bundesministerium für Bildung und Forschung (2018). *Rahmenprogramm empirische Bildungsforschung.* [https://www.empirische-bildungsforschung-bmbf.de/img/Rahmenprogramm%20empirische%20Bildungsforschung_barrierefrei_NEU\(1\).pdf](https://www.empirische-bildungsforschung-bmbf.de/img/Rahmenprogramm%20empirische%20Bildungsforschung_barrierefrei_NEU(1).pdf)

- Demmer, C., Engel, J. & Fuchs, T. (2020). *Erkenntnis, Reflexion und Bildung – zur Frage neuer Formen der Archivierung, Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten*. Vorab-Onlinepublikation. <https://doi.org/10.25656/01:21523>
- DFG - Deutsche Forschungsgemeinschaft (2022a). *Leitfaden für die Antragstellung: Projektanträge*. https://www.dfg.de/formulare/54_01/54_01_de.pdf
- DFG - Deutsche Forschungsgemeinschaft (2022b). *Open Science als Teil der Wissenschaftskultur. Positionierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft*. <https://doi.org/10.5281/zenodo.7193838>
- DFG - Deutsche Forschungsgemeinschaft (2013). *Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis*. Wiley-VCH. <https://doi.org/10.1002/9783527679188>
- Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, Gesellschaft für empirische Bildungsforschung & Gesellschaft für Fachdidaktik e.V. (2020, 11. März). *Empfehlungen zur Archivierung, Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten im Kontext erziehungs- und bildungswissenschaftlicher sowie fachdidaktischer Forschung: Gemeinsame Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), der Gesellschaft für Empirische Bildungsforschung (GEBF) und der Gesellschaft für Fachdidaktik (GFD) zur Archivierung, Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften und Fachdidaktiken*. https://www.forschungsdaten-bildung.de/files/stellungnahme_zum_fdm_dgfe-gebfgfd.pdf
- DGS - Deutsche Gesellschaft für Soziologie (2019). *Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten in der Soziologie: Stellungnahme des Vorstands und Konzils der DGS*. https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/stellungnahmen/DGS-Stellungnahme_zum_Forschungsdatenmanagement_08.01.2019.pdf
- Dierkes, J. (2021). Planung, Beschreibung und Dokumentation von Forschungsdaten. In M. Putnings, H. Neuroth & J. Neumann (Hrsg.), *Praxishandbuch Forschungsdatenmanagement* (S. 303–326). De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110657807-018>
- Hartong, S. & Förchler, A. (2020). Dateninfrastrukturen als zunehmend machtvolle Komponente von Educational Governance: Eine Studie zur Implementierung und Transformation staatlicher Bildungsmonitoringsysteme in Deutschland und den USA. In I. van Ackeren, H. Bremer, F. Kessl, H.-C. Koller, N. Pfaff, C. Rotter, E. D. Klein & U. Salaschek (Hrsg.), *Schriften der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE): Bd. 26. Bewegungen: Beiträge zum 26. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* (S. 419–432). Verlag Barbara Budrich. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-192587>
- Hollstein, B. & Strübing, J. (2018). Zentrale Ergebnisse und Empfehlungen aus dem Workshop für Archivierung und Sekundäranalyse qualitativer Forschungsdaten. In D. Bambey, L. Corti, M. Diepenbroek, W. Dunkel, H. Hanekop, B. Hollstein, S. Imeri, H. Knoblauch, S. Kretzer, C. Meier zu Verl, C. Meyer, A. Meyermann, M. Porzelt, M. Rittberger, J. Strübing, H. von Unger & R. Wilke (Hrsg.), *Archivierung und Zugang zu qualitativen Daten* (S. 101–105). <https://doi.org/10.17620/02671.35>
- Houben, M. & Eckert, J. (2022). Die Arbeit mit archivierten Interviewdaten in einem methodologischen Sekundärforschungsprojekt: Reflexionen zur Archivierung qualitativer Forschungsdaten. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 23(1), Artikel 22, 61 Absätze. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-23.1.3701>
- Medjedović, I. (2014). *Qualitative Sekundäranalyse*. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-05488-5>
- Medjedović, I. & Witzel, A. (2010). *Wiederverwendung qualitativer Daten: Archivierung und Sekundäranalyse qualitativer Interviewtranskripte* (1. Aufl.). Springer VS.
- Nittel, D. (2016). Qualitative Bildungsforschung. In R. Tippelt & B. Schmidt-Hertha (Hrsg.), *Handbuch Bildungsforschung* (S. 1–25). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-20002-6_29-1

- Porzelt, M., Bambey, D., Meyermann, A. & Rittberger, M. (2021). Qualitative Forschungsdaten der Bildungsforschung archivieren und nutzen: Das Forschungsdatenzentrum (FDZ) Bildung am DIPF. In C. Richter & K. Mojescik (Hrsg.), *Qualitative Sekundäranalysen: Daten der Sozialforschung aufbereiten und nachnutzen*. Springer VS.
- Radisch, F., Stanat, P., Gräsel, C. & Maaz, K. (2020). Kommentierung der gemeinsamen Stellungnahme zum Forschungsdatenmanagement von DGfE, GEBF und FGD aus Sicht der Kommission „Arbeitsgruppe Empirische Pädagogische Forschung“. *Erziehungswissenschaft*, 31(61), 29–38. <https://doi.org/10.25656/01:21522>
- Reh, S. & Stanat, P. (2021). Forschungsdaten in den Bildungswissenschaften: Archivierung und Nachnutzung, *Zeitschrift für Pädagogik*, 67(6), 827–839. <https://doi.org/10.3262/ZP2106827>
- Weber, M. (1988). Soziologische Grundbegriffe. In M. Weber (Hrsg.), UTB für Wissenschaft: Bd. 1492. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (7. Aufl., S. 541–581). Mohr.
- Wissenschaftsrat (2011). *Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10465-11.pdf>

Autor*innenverzeichnis

Aust, Robert (Dr. des): Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind vergleichende, internationale Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Disability Studies & Diskursanalysen zu Subjektivierungen im Hochschul- und Wissenschaftssystem.

Kontakt: robert.aust@hof.uni-halle.de

Barberi, Alessandro (Dr.): Chefredakteur der Fachzeitschriften MEDIENIMPULSE (www.medienimpulse.at) und ZUKUNFT (www.diezukunft.at). Historiker, Bildungswissenschaftler, Medienpädagoge und Universitätsdozent. Derzeit ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und Universitätsdozent an der Universität Wien. Weitere Infos und Texte unter: <https://lpm.medienbildung.ovgu.de/team/barberi/> und <https://medienbildung.univie.ac.at/>

Kontakt: alessandro.barberi@ovgu.de

Franz, Anja (Dr.ⁱⁿ): Postdoc im Arbeitsbereich Internationale und Interkulturelle Bildungsforschung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Arbeitsschwerpunkte: Bildung und soziale Ungleichheit; empirische Hochschul- und Bildungsforschung; Ausstiegsprozesse im akademischen Kontext; interpretative Methoden, insbes. Grounded Theory.

Kontakt: anja.franz@ovgu.de

Gutjahr, Clara (M.A.): Exposé-Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes. Arbeitsschwerpunkte: Neue Governanceregime in der Wissenschaft, Karrierebedingungen in der Wissenschaft, Unsicherheiten in akademischen Karrieren

Kontakt: clara.gutjahr@gmx.de

Hoffmann, Stefanie (M.A.): Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Wissenschaftliche Weiterbildung und Weiterbildungsforschung der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Zu ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten zählen die rekonstruktive Bildungs- und Sozialforschung, Lern- und Bildungsprozesse im biographischen Kontext, Biographieforschung, Habitustransformationen, Soziale Mobilität, Teilnehmendenforschung in der Erwachsenenbildung (v.a. zu Drop-outs), soziale Ungleichheit und Organisationsforschung.

Kontakt: stefanie.hoffmann@ovgu.de

Junge, Alice (Dr.ⁱⁿ): Seit 2015 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sonderpädagogik der Leibniz Universität Hannover tätig. Zu ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten zählen Professionalisierungsprozesse (angehender) Lehrkräfte, fremd- und autobiografisches Lernen sowie die reflexive Auseinandersetzung mit (qualitativen) Forschungsprozessen.

Kontakt: alice.junge@ifs.uni-hannover.de

Kett-Hauser, Julia (M.A.): Wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-geförderten Projekt Metavorhaben Inklusive Bildung (MInkBi) an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Studierte Soziologie und Bildungswissenschaft sowie Bibliotheks- und Informationsmanagement. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Differenzkonstruktion in Bildungsprozessen, Inklusive Bildung, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: kett-hauser@em.uni-frankfurt.de

Kondratjuk, Maria (JProf.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ): Professorin für Organisationsentwicklung im Bildungssystem an der TU Dresden und zudem Geschäftsführerin des Zentrums für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung, ZSM. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kontexte und Bedingungen lebenslangen Lernens, bildungswissenschaftliche Hochschul(sozialisations)forschung, bildungs-theoretisch informierte Wissenschaftsforschung, Transdisziplinarität in der Erziehungswissenschaft, gesellschaftliche Transformationsprozesse, Methodologien und wissenschaftstheoretische Fundierungen qualitativer Forschung.

Kontakt: maria.kondratjuk@tu-dresden.de

Krull, Frederic (M.Sc.): Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Wissenschaftsdiplomatie, Wissenschaftsmanagement, Diskursanalyse, EU-Türkei Beziehungen, Politik und Zeitgeschichte der Türkei sowie internationale Beziehungen.

Kontakt: frederic.krull@hof.uni-halle.de

Schneider, Sebastian (M.A.): Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Digitalisierung an Hochschulen, Hochschulorganisation, Hochschulverwaltung sowie Hochschul- und Wissenschaftsmanagement sowie qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: sebastian.schneider@hof.uni-halle.de

Schröer, Inga (M.A.): Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich für Qualitative Bildungs- und Sozialforschung an der Freien Universität Berlin. Derzeit promoviert sie zum Thema „Identifizierung und Identifikation: Zur Rolle von Forschungsthema und Fragestellung in qualitativer Forschung“ bei Prof. Dr. Uwe Flick.

Kontakt: inga.schroeer@fu-berlin.de

Siebert, Karolina (Dr.ⁱⁿ): Seit 2021 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut I: Bildung, Beruf und Medien der Fakultät für Humanwissenschaft der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg tätig. Zur ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten zählen Adoleszenz- und Übergangsforschung, soziale Ungleichheiten und Biographieforschung.

Kontakt: karolina.siebert@ovgu.de

Tiefel, Sandra (Dr.ⁱⁿ): Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut I: Bildung, Beruf und Medien der Fakultät für Humanwissenschaft und Vorstandsmitglied im Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM) der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Zur ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten zählen Vertrauensforschung in pädagogischen Interaktionen und sozialen Arenen, Beratung als pädagogische Metakompetenz und Arbeitsfeld, Professionalität pädagogischen Handelns sowie Qualitative Bildungsforschung (insbesondere Grounded Theory nach Strauss/Corbin)

Kontakt: sandra.tiefel@ovgu.de

Schwendowius, Dorothee (Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ): Professorin für Internationale und Interkulturelle Bildungsforschung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Arbeitsschwerpunkte: Bildung in Migrationsgesellschaften; Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse in Schule und Hochschule; Professionalisierung und Diskriminierungskritik; interpretative Methoden, insbes. Biographieforschung.

Kontakt: dorothee.schwendowius@ovgu.de

Walterbach, Verena (M.A.): Referentin für wissenschaftliche Karriereentwicklung am Leibniz-Institut für Neurobiologie (LIN) in Magdeburg und unterstützt Promovierende und Postdocs in ihren Karriereverläufen. Sie promoviert derzeit aus biografieanalytischer Perspektive zu wissenschaftlichen Karrieren mit Blick auf promovierte Wissenschaftlerinnen. Sie ist Mitglied im Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM).

Kontakt: verena.walterbach@lin-magdeburg.de



<https://www.zsm.ovgu.de/>

ZSM - Zentrum für Sozialweltforschung
und Methodenentwicklung
Zschokkestraße 32
39104 Magdeburg

Kontakt: zsm@ovgu.de

ISBN: 978-3-948749-44-6